

Systemische Beratung und die Resonanzbildmethode

DISSERTATION

zur Erlangung des akademischen Grades
eines Doktors der Philosophie
am Fachbereich 1:
Erziehungswissenschaften/
Fachbereich 5:
Erziehungswissenschaften
der Universität Koblenz-Landau

vorgelegt
am 01. Juli 2016
von Volker Kiel
Geboren am 14. September 1969
in Göttingen

Referent: Professor Dr. Theo Hülshoff
Korreferent: Professor Dr. Jendrik Petersen

Inhaltsverzeichnis

TABELLENVERZEICHNIS.....	5
1 EINLEITUNG.....	6
1.1 Ausgangslage und Problemstellung	6
1.2 Untersuchungsgegenstand	11
1.3 Wissenschaftliche Fragestellungen und Zielsetzungen.....	13
1.4 Methodische Vorgehensweise	16
1.5 Aufbau der Arbeit	18
2 THEORETISCHER BEZUGSRAHMEN FÜR DAS VERÄNDERUNGSVERSTÄNDNIS SYSTEMISCHER BERATUNG.....	20
2.1 Geschichtliche Entwicklung systemischen Denkens in der Beratung	21
2.2 Was ist ein System?	25
2.3 Menschliche Konstruktion von Wirklichkeit.....	32
2.3.1 Vorstellung als sinnesbezogene Repräsentation von Objekten und Ereignissen	35
2.3.2 Kognitive Schemata als mentale Repräsentation von Objekten und Ereignissen	38
2.3.3 Konstruktion menschlicher Erkenntnis nach Kant.....	41
2.3.4 Radikale Konstruktion von Wirklichkeit nach Glasersfeld	50
2.3.5 Kognitive Schemata als Konstruktion von Wirklichkeit nach Piaget	58
2.3.6 Wirklichkeit erster und zweiter Ordnung nach Watzlawick	66
2.3.7 Zusammenfassung und Diskussion.....	68
2.4 Veränderung menschlicher Konstruktion von Wirklichkeit	77
2.4.1 Lösungen erster und zweiter Ordnung.....	78
2.4.2 Wandel erster und zweiter Ordnung.....	80
2.4.3 Veränderung durch Information	86
2.4.4 Veränderung durch Umdeutung	90
2.4.5 Zusammenfassung: Veränderung menschlicher Konstruktion von Wirklichkeit.....	94
2.5 Lebende Systeme in Anbetracht der Autopoiese	96
2.5.1 Der grundlegende Mechanismus lebender Systeme	100
2.5.2 Autonomie lebender Systeme	104
2.5.3 Strukturelle Kopplung lebender Systeme.....	108
2.5.4 Menschliches Erkennen als Ergebnis autopoietischer Organisation	113
2.5.5 Zusammenfassung: Mechanismen lebender Systeme	118
2.5.6 Kritische Betrachtung	118

2.6	Die Bedeutung der Autopoiese für das Veränderungsverständnis systemischer Beratung.....	122
2.6.1	Die Bedeutung von Autonomie	122
2.6.2	Die Bedeutung von struktureller Kopplung.....	125
2.6.3	Die Bedeutung menschlichen Erkennens	131
2.6.4	Zusammenfassung und Diskussion.....	134
2.7	Selbstorganisierende Systeme in Anbetracht der Synergetik	143
2.7.1	Voraussetzungen für selbstorganisierende Systeme	147
2.7.2	Bildung von Attraktoren und Ordnung in selbstorganisierenden Systemen.....	149
2.7.3	Kontrollparameter in selbstorganisierenden Systemen	151
2.7.4	Phasenübergänge in selbstorganisierenden Systemen	152
2.7.5	Zusammenfassung: Prinzipien der Selbstorganisation offener Systeme	154
2.8	Die Bedeutung der Synergetik für das Veränderungsverständnis psychischer Systeme	157
2.8.1	Attraktor und Ordnung in psychischen Systemen	160
2.8.2	Kontrollparameter in psychischen Systeme	170
2.8.3	Ordnungsübergänge in psychischen Systemen	176
2.8.4	Zusammenfassung und Diskussion.....	179
2.9	Zusammenfassung: Aspekte der Veränderung psychischer Systeme	189
3	DIE RESONANZBILDMETHODE IM HINBLICK AUF EIN SYSTEMISCHES VERSTÄNDNIS VON VERÄNDERUNG	204
3.1	Bestimmung grundlegender Begriffe und deren Verbindungen	205
3.1.1	Zum Verständnis von Intervention.....	205
3.1.2	Digitale und analoge Intervention – diskursives und intuitives Erkennen	208
3.1.3	Analogie als Erkenntnis durch Vergleich	216
3.1.4	Bild als analoge Repräsentation von Objekten oder Ereignissen	219
3.1.5	Zum Verständnis von Resonanz	224
3.1.5.1	Resonanz als physikalisch-physiologisches Phänomen.....	226
3.1.5.2	Resonanz als kognitives Phänomen in der Gedächtnispsychologie.....	229
3.1.5.3	Resonanz als psychisches Phänomen in der Musikästhetik.....	230
3.1.5.4	Zusammenfassende Betrachtung	233
3.2	Die Resonanzbildmethode nach Gisela Schmeer	235
3.2.1	Theoretische Ansätze zur praktischen Fundierung der Resonanzbildmethode	238
3.2.1.1	Psychoanalytische Sichtweise	240
3.2.1.2	Systemische Sichtweise	246
3.2.1.3	Zeichentheoretische Bezüge.....	253
3.2.1.4	Bildanalytische Ansichten	260
3.2.1.5	Kognitionspsychologische Ansätze	262
3.2.1.6	Zusammenfassende Betrachtung	265

3.2.2	Das Verfahren bei der praktischen Anwendung von Resonanzbildern	267
3.3	Beschreibung wesentlicher Elemente und Aspekte der Resonanzbildmethode	273
3.3.1	Das Initialbild	273
3.3.2	Das Resonanzbild.....	277
3.3.3	Die Auswahl als aktiver Vorgang des Wahrnehmenden	288
3.3.4	Beziehungen zwischen bildlicher und sprachlicher Ebene	298
3.3.5	Das Initialbild und das Resonanzbild miteinander verbinden	309
3.3.6	Die Verbindungen zwischen Initialbild und Resonanzbild im Dialog besprechen.....	323
4	ZUSAMMENFASSENDE BETRACHTUNG UND SCHLUSSFOLGERUNGEN	334
	LITERATURVERZEICHNIS	349
	ANHANG	359
A	LEITFADEN TEILSTRUKTURIERTES INTERVIEW MIT PROF. DR. SCHMEER.....	359
B	TRANSKRIPTION INTERVIEW MIT PROF. DR. SCHMEER	361

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1 Die Einbettung der Resonanzbildmethode im theoretischen Feld ...	12
Abbildung 2 Subjektive Konstruktion von Wirklichkeit.....	73
Abbildung 3 Vorgang der Umdeutung	92
Abbildung 4 Schematische Darstellung der Autopoiese lebender Systeme.....	102
Abbildung 5 Vorgang der strukturellen Kopplung.....	110
Abbildung 6 Drei Ebenen bei der Konstruktion von Wirklichkeit.....	138
Abbildung 7 Grundschemata der Synergetik	156
Abbildung 8 Subjektive Wirklichkeit als Phänomen von Selbstorganisation.....	183
Abbildung 9 Das Strukturmodell der Psyche nach Freud	240
Abbildung 10 Das erweiterte Strukturmodell der Psyche	241
Abbildung 11 Vernetzung von Bildelementen durch Dialoge	247
Abbildung 12 Der menschliche Organismus als System.....	249
Abbildung 13 Das Initialbild von Teilnehmerin A.....	268
Abbildung 14 Das Resonanzbild von Teilnehmerin A.....	271
Abbildung 15 Das auslösende Bild von Teilnehmerin A.....	271
Abbildung 16 Das Initialbild von Teilnehmer B	274
Abbildung 17 Das Resonanzbild von Teilnehmer B	277
Abbildung 18 Das auslösende Bild und Resonanzbild von Teilnehmerin A	280
Abbildung 19 Das auslösende Bild und Resonanzbild von Teilnehmer B.....	281
Abbildung 20 Das Initialbild und Resonanzbild von Teilnehmerin C	309
Abbildung 21 Das Initialbild und Resonanzbild von Teilnehmerin D.....	318

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1 Digitales und analoges Denken	209
---	-----

1 Einleitung

1.1 Ausgangslage und Problemstellung

Psychosoziale Beratung ist ein weites und unübersichtliches Feld, in welchem Praktiker zwar zahlreiche Methoden und Interventionen in der Praxis anwenden, die jedoch in der Fachliteratur häufig nicht oder nur oberflächlich theoretisch fundiert sind. Hier stellt sich bei allen psychosozialen Beratungsansätzen die Frage, wie das Handeln der Berater und hier insbesondere die in der Praxis angewandten Methoden und Interventionen theoretisch begründet sind. Oder: *Durch welche theoretischen Grundlagen wird das Handeln von Beratern in der Praxis geleitet und legitimiert?*

Zunächst lässt sich das psychosoziale Beratungsfeld allgemein in psychoanalytische bzw. tiefenpsychologische und verhaltensorientierte Verfahren sowie in Ansätze der Humanistischen Psychologie aufteilen, die jeweils durch eigene theoretische Konzepte mehr oder weniger in ihrer Praxis untermauert sind.

Seit Mitte der 1980er-Jahre bis heute dienen zunehmend systemtheoretische Konzepte zur theoretischen Fundierung der psychosozialen Beratungspraxis, woraus die sogenannte „systemische Beratung“¹ hervorgegangen ist. Systemische Beratung ist heute weit verbreitet und wird für einzelne Personen, Gruppen, Teams, Familien und für Organisationen angeboten.

Systemische Beratung wird als konzeptioneller Entwurf psychosozialer Praxis auf der Grundlage „systemischen Denkens“ verstanden. Mit systemischem Denken ist eine grundlegende Betrachtungsweise psychischer und sozialer Phänomene

¹ Nach Schlippe/Schweitzer (1996) bestehen zwischen „systemischer Beratung“ und „systemischer Therapie“ keine wesentlichen theoretischen und methodischen Unterschiede. Unterschiede ergeben sich nur aus den verschiedenen Praxisfeldern. „Medizin, Psychotherapie, Sozialarbeit, Management und Politik weisen wichtige differente ‚Eigen-Logiken‘ auf, auf die sich im systemischen Rahmen tätige Personen sinnvollerweise einstellen sollen“ (vgl. Schlippe/Schweitzer 1996, 15).

Auch Schiersmann/Thiel sehen zwischen Therapie und Beratung konzeptionell mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede und bewerten die Übergänge eher als fließend (vgl. ebda. 2012, 25). Da der Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit in verschiedenen Kontexten verortet ist, wird im Folgenden der Begriff „systemische Beratung“ verwendet.

gemeint, die den Blick auf Muster, Zusammenhänge und Dynamiken lenkt (vgl. Schiepek 1989, 198). Dabei ist systemisches Denken sowohl durch systemtheoretische Konzepte als auch durch erkenntnistheoretische Ansätze begründet (z. B. Schlippe/Schweitzer 1996, 2013, Ludewig 2009, 2015).

Systemtheoretische Konzepte beinhalten Prinzipien und Begriffe für die Beschreibung und Erklärung der wahrgenommenen psychischen und sozialen Phänomene in der Beratungspraxis. Auf dieser Grundlage werden zum einen die Funktionsweise von psychischen und sozialen Systemen allgemein und zum anderen das *Wie von Veränderung* und somit die Rahmenbedingungen und Vorgänge von Veränderung beschrieben und erklärt. Systemtheoretische Prinzipien und Begriffe werden überwiegend in den Naturwissenschaften aus den Erkenntnissen empirischer Forschung formuliert und vor allem von Psychologen, Pädagogen, Geistes- und Sozialwissenschaftlern oder von Medizinern auf den psychosozialen Phänomenbereich übertragen. Die systemtheoretischen Konzepte dienen als Orientierungs- und Beschreibungsmodell und in dem Sinne als epistemologisches² Modell für den zu untersuchenden Phänomenbereich. Seit Beginn der Übertragung systemtheoretischer Konzepte auf psychische und soziale Phänomene liegt ein thematischer Schwerpunkt auf der Beschreibung von Prinzipien und Rahmenbedingungen von Veränderungen sowie der Wirkung von Methoden und Interventionen: Wie können Veränderungen in psychischen und sozialen Systemen ausgelöst werden? Was sind die Prinzipien, nach denen in psychischen und sozialen Systemen Veränderungen erfolgen? Welche Rahmenbedingungen oder Umweltfaktoren begünstigen Veränderungen? Wie wirken Interventionen (vgl. Schiepek/Eckert/Kravanja 2013)?

Indessen besteht die Annahme, dass die Auswahl, Übertragung und praktische Anwendung bestimmter Prinzipien und Begriffe wesentlich von gesellschaftlichen Werteinstellungen, Denk- und Lebensweisen beeinflusst werden. Systemische

² Epistemologie wird hier in Anlehnung an Bateson als „Grammatik der Wirklichkeit verwendet, die spezifiziert, wie die Objekte und Ereignisse in der Welt zu interpunktieren sind“ (Schiepek 1989, 52). Übertragen auf die systemische Beratung wäre das Modell, auf dessen Grundlage die Phänomene innerhalb des Beratungskontextes beschrieben werden, als Epistemologie zu verstehen.

Theoretiker und Praktiker als in der Gesellschaft eingebettet, spiegeln in ihrer Akzentuierung die aktuellen gesellschaftlichen Denk- und Handlungsmuster wider (vgl. Schiepek 1991, S. 7).

Vor dem Hintergrund verschiedener Facetten konstruktivistischer Erkenntnistheorie ist der Gegenstand systemischer Beratung auch die Veränderung „kognitiver Konstrukte“ von Wirklichkeit, die als subjektiver Orientierungsrahmen für das Denken und Handeln verstanden werden³. Durch die konstruktivistischen Ansätze wird zum einen das *Wie des menschlichen Erkennens* und zum anderen das *Was der Veränderung* und somit der Gegenstand bzw. der Inhalt systemischer Beratungspraxis beschrieben.

Dabei liegt bis heute das Hauptaugenmerk auf der Wechselwirkung zwischen Kognition und Verhalten: Da das Verhalten von Menschen durch deren kognitiven Konstrukte von Wirklichkeit bestimmt sei, würde eine Veränderung der subjektiven „Prämissen“ eine Veränderung der Verhaltensweisen beinhalten. Demnach ist der hauptsächliche Gegenstand systemischer Beratung eine Veränderung problemerzeugender subjektiver Wirklichkeitskonstrukte. Die Methoden und Interventionen der systemischen Beratung zielen vor allem darauf ab, die problemerzeugenden „Prämissen“, die dem Denken und Handeln zugrunde liegen, zu hinterfragen und zu „verstören“, um den Klienten mehr Wahlmöglichkeiten zu eröffnen (vgl. Schlippe/Schweitzer 1996).

Der vorrangige Fokus auf die kognitiven Konstrukte von Wirklichkeit ist jedoch unzureichend, um ein umfassendes Veränderungsverständnis von psychischen und sozialen Systemen zu erlangen. Zum Beispiel werden Emotionen bis in die 1990er-Jahre von den meisten Autoren der systemischen Beratung nicht in Betracht gezogen⁴.

³ Für kognitive Konstrukte werden zum Beispiel die Begriffe „Weltbild“ (Watzlawick 1991b/1981), „Prämisse“ (Bateson 1992/1972, 1993/1979), „Sinn-Attraktoren“ (Kriz 2013) und „kognitive Schemata“ (Kriz 2013, Strunk/Schiepek 2014) verwendet.

⁴ Schlippe und Schweitzer widmen im Jahr 2012 in ihrer neu überarbeiteten Ausgabe ihres weit verbreiteten Lehrbuches zur systemischen Beratung und Therapie gesonderte Kapitel dem Thema „Emotionen“ und „über Gefühle sprechen“ (ebda. 2013). Hierbei liegt die Betonung auf dem Wort „sprechen“, wodurch das Hauptaugenmerk der

Zudem ist die systemische Beratungspraxis bis heute überwiegend durch sprachliche Interventionen wie zum Beispiel zirkuläre Fragen, Skalierungsfragen, Kommentare, paradoxe Interventionen, Umdeutungen, Metaphern oder Geschichten geprägt. Analoge oder nichtsprachliche Methoden beschränken sich in der Regel auf Skulpturen, Systemaufstellungen oder Rituale (z. B. Schwing/Fryszter 2007, Königswieser/Hildebrand 2007, König/Vollmer 2008, Schlippe/Schweitzer 1996, 2010, 2013).

Bildhafte analoge Methoden werden in der gängigen Literatur systemischer Beratung nicht aufgeführt oder nur vage angedeutet. Gleichzeitig fordern Vertreter der systemischen Beratung, dass der Handlungsspielraum systemischer Praktiker nicht durch die Bestimmung originärer Methoden einschränkt wird. Berater brauchen Wahlfreiheit in ihrem methodischen Vorgehen, um möglichst ihren persönlichen Kompetenzen, Neigungen und Grenzen zu entsprechen (vgl. Schiepek/Eckert/Kravanja 2013, 27f.). Hier stellt sich die Frage: *Durch welche Methoden und Interventionen kann das Repertoire systemischer Beratungspraxis erweitert werden?*

Der Autor dieser Arbeit ist sowohl auf der Grundlage langjähriger eigener praktischer Erfahrungen als Lehrsupervisor, Seminarleiter, Dozent und Berater als auch durch die Teilnahme an verschiedenen mehrjährigen Weiterbildungen in Gestalttherapie und in systemischer Beratung sowie an einzelnen Kursen in Ansätzen der Kunsttherapie von der Wirkung analoger und hier vor allem bildhafter Methoden überzeugt. Gerade bildhafte analoge Methoden haben offensichtlich und spürbar häufig eine ausgeprägte Wirkung bei Klienten in Einzelberatungen oder bei Teilnehmern von Seminaren zu verschiedenen Problemstellungen und in unterschiedlichen Kontexten. Analoge Methoden scheinen auf eine überraschende Weise das subjektive Blickfeld augenblicklich zu erweitern und damit verbunden die *subjektive Sichtweise* auf gemeinte Objekte

Methodik systemischer Beratungspraxis deutlich wird: die Sprache. In ihrer ersten Ausgabe des Lehrbuches von 1996 war von „Emotionen“ oder „Gefühlen“ in der Beratungspraxis oder als Forschungsgegenstand nicht ausdrücklich „die Rede“ (ebda. 1996). Auch Ludewig geht in seinem 2015 neu aufgelegten Lehrbuch der systemischen Therapie vermehrt auf die Bedeutung von „Emotionen“ in der Beratungspraxis ein (ebda. 2015).

oder Ereignisse zu verändern. Oft ist zu beobachten, dass durch die Anwendung analoger Methoden der Klient oder Teilnehmer vorher nicht bewusste Elemente, Facetten oder Beziehungen der dargelegten Situation plötzlich einsieht, wodurch sein Erleben sich verändert und neue Handlungsfelder erkannt werden. Auch in anschließenden mündlichen Reflexionen oder schriftlichen Auswertungen wurde durch unzählige Aussagen von Klienten oder Teilnehmern die Wirkung in ähnlicher Weise beschrieben. Hier drängt sich folgende Frage auf: *Wie lässt sich die in der Praxis offensichtlich in Erscheinung tretende Wirkung von analogen Methoden theoretisch beschreiben und begründen?*

Zwar werden in der einschlägigen Literatur zur praktischen Gestaltung von Seminaren, Trainings, Workshops oder Coachings im psychosozialen Bereich mitunter analoge Methoden aufgeführt, die jedoch eher als „Werkzeuge“ für die Praxis kurz beschrieben als ausführlich theoretisch begründet sind. Im Zusammenhang mit analogen Methoden werden weder wesentliche Begriffe erläutert, noch die Wirkweise theoretisch beschrieben oder begründet. Insgesamt gesehen ist die theoretische Begründung und wissenschaftliche Fundierung von analogen Methoden unzureichend. In diesem Zusammenhang stellt sich auch folgende Frage: *Was sind die wesentlichen Unterschiede zwischen digitalen und analogen Methoden?*

In der Gesamtbetrachtung ist demnach zum einen der Versuch von Vertretern systemischer Beratung zu erkennen, die Praxis sowohl durch systemtheoretische Konzepte als auch durch konstruktivistische Ansätze ausgiebig zu fundieren, wobei die Praxis vor allem auf sprachlichen Interventionen wie zum Beispiel Fragen oder Kommentaren beruht. Zum anderen werden analoge Verfahren und hier insbesondere bildhafte Methoden in die systemische Beratungspraxis im Grunde nicht mit einbezogen, obwohl diese Verfahren offensichtlich subjektive Sichtweisen und das damit verbundene kognitiv-emotionale und körperliche Erleben wirksam verändern und somit dem Gegenstand systemischer Beratung ausdrücklich entsprechen würden. Zugleich ist die Anwendung von analogen Methoden in der Beratungspraxis nicht ausreichend theoretisch beschrieben und begründet.

1.2 Untersuchungsgegenstand

In erster Linie ist Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit die von Gisela Schmeer in der Kunsttherapie entwickelte Resonanzbildmethode (2003, 2006). Das Resonanzbild wird hier als analoge bildhafte Intervention verstanden mit der Absicht, kognitive Konstrukte bzw. kognitive Schemata auf gemeinte Objekte oder Ereignisse zu verändern, sodass sich neue Handlungsmöglichkeiten für die Klienten eröffnen. Indessen verändert sich das kognitiv-emotionale und körperliche Erleben des Klienten. Unter den analogen Methoden eignet sich die Resonanzbildmethode besonders für wissenschaftliche Untersuchungen, da diese von Gisela Schmeer in der Literatur ausführlich beschrieben und weitgehend in der Anwendung standardisiert wurde.

Das vorrangige Interesse der Untersuchung richtet sich auf die theoretische Begründung und wissenschaftliche Fundierung der Resonanzbildmethode. Mit anderen Worten: *Die Resonanzbildmethode soll in ihrer Wirkung und Wirkweise weiterführend theoretisch untermauert und wissenschaftlich legitimiert werden.* Hierfür werden zum einen erkenntnistheoretische Ansätze des Konstruktivismus und zum anderen systemtheoretische Konzepte aus den Naturwissenschaften als theoretische Grundlagen mit einbezogen. Auf der einen Seite werden durch die konstruktivistischen Ansätze Vorgänge, Möglichkeiten und Grenzen menschlichen Erkennens dargelegt. Auf der anderen Seite werden aus den Systemtheorien der Naturwissenschaften allgemeine Prinzipien und Begriffe für die Beschreibung und das Verständnis des psychosozialen Phänomenbereiches hergeleitet. Vor diesem Hintergrund wird die Resonanzbildmethode als Methode systemischer Beratungspraxis betrachtet, beschrieben und diskutiert. Zudem werden relevante Begriffe wie zum Beispiel „System“, „Vorstellung“, „Resonanz“, oder „Bild“ ausführlich aus dem Blickwinkel verschiedener Disziplinen erläutert und besprochen. Hieraus sollen weitere Erkenntnisse über die Wirkung und Wirkweise der Resonanzbildmethode erschlossen werden. In der folgenden Abbildung 1 wird die Einbettung der Resonanzbildmethode im theoretischen Feld grafisch dargestellt:

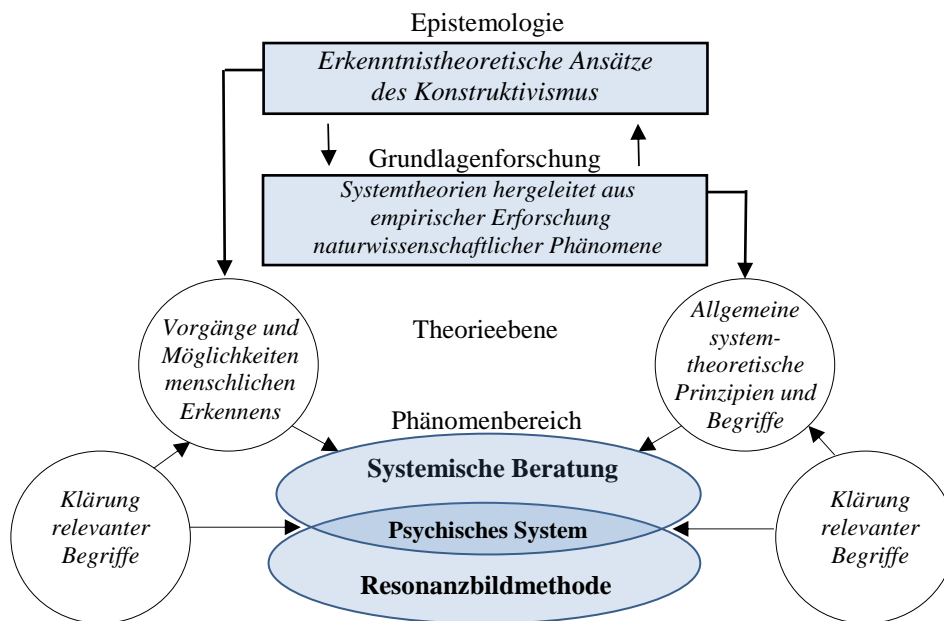


Abbildung 1 Die Einbettung der Resonanzbildmethode im theoretischen Feld

Quelle: Eigene Darstellung

Ein weiteres Interesse liegt in der kritischen Untersuchung und Diskussion aktueller theoretischer Grundlagen systemischer Beratung. In dieser Hinsicht werden relevante konstruktivistische Ansätze sowie wesentliche Prinzipien und Begriffe aktueller systemtheoretischer Konzepte nachgezeichnet und zum Teil vergleichend gegenübergestellt. Durch den Einbezug zusätzlicher theoretischer Überlegungen und Ansätze aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen und Fachgebieten wie der Philosophie, Kognitionspsychologie, Gestaltpsychologie und Humanistischen Psychologie werden die vorhandenen theoretischen Säulen systemischer Beratung einerseits untermauert und andererseits kritisch diskutiert. Genau genommen werden die theoretischen Grundlagen nach ihrem metaphorischen Gehalt und ihrer „Brauchbarkeit“ für die systemische Beratungspraxis untersucht.

Als Phänomenbereich der Veränderung wird das psychische System und hier insbesondere die kognitive Ebene betrachtet und beschrieben. Der Gegenstand der Veränderung ist das subjektive kognitive Konstrukt bzw. kognitive Schema von gemeinten Objekten oder Ereignissen, welches sich auf kognitiver Ebene herausbildet. Insofern liegt sowohl bei den Ausführungen der theoretischen Grundlagen als auch bei der Beschreibung der Resonanzbildmethode das

Hauptaugenmerk auf dem psychischen System und hier insbesondere auf der kognitiven Ebene. In diesem Zusammenhang wird die kognitive Ebene nicht isoliert betrachtet, sondern in ihren Wechselwirkungen mit der emotionalen und körperlichen Ebene besprochen.

1.3 Wissenschaftliche Fragestellungen und Zielsetzungen

Ausgehend von dem Untersuchungsgegenstand liegt das Hauptaugenmerk der vorliegenden Arbeit auf folgender übergeordneter Fragestellung: *Wie kann die Resonanzbildmethode von Gisela Schmeer vor dem Hintergrund systemtheoretischer Prinzipien und Begriffe beschrieben und weiterführend wissenschaftlich begründet werden?*

Aus dieser übergeordneten Fragestellung leiten sich weitere Fragen ab, die in dieser Arbeit an relevanten Stellen zusätzlich besprochen werden. Insgesamt werden die folgenden Fragen jedoch als untergeordnet betrachtet, da diese den thematischen Schwerpunkt und das Hauptinteresse der Untersuchung eher am Rande berühren.

Systemtheoretische Prinzipien und Begriffe gelten in dieser Arbeit als wesentliches Fundament für die Legitimierung analoger bildhafter Methoden in der Beratungspraxis. Vor diesem Hintergrund werden analoge bildhafte Methoden als Methoden systemischer Beratung betrachtet und beschrieben. Aus dieser Betrachtungsweise ergibt sich sogleich die Frage: *Wie begründend oder fundierend sind systemtheoretische Konzepte im Allgemeinen für die psychosoziale Beratungspraxis und im Besonderen für die Anwendung der Resonanzbildmethode?*

Die aktuellen systemtheoretischen Konzepte zur Fundierung der psychosozialen Beratungspraxis sind aus den Naturwissenschaften hergeleitet: Wissenschaftler erkennen und beschreiben auf der Grundlage empirischer Erforschung von physikalischen, biologischen oder chemischen Phänomenen konkrete systembezogene Eigenschaften und Beziehungen. Auf dieser Basis grundlegender Forschung werden allgemeingültige Prinzipien und Begriffe formuliert, wodurch ein abstraktes disziplinübergreifendes systemtheoretisches Konzept entsteht. Theoretiker systemischer Beratung übertragen und (re-)konkretisieren diese

abstrakten Prinzipien und Begriffe auf den psychosozialen Phänomenbereich. Dabei stellt sich die Frage: *Inwieweit ist diese (Re-)Konkretisierung in den psychosozialen Bereich von den ursprünglichen systemtheoretischen Konzepten aus den Naturwissenschaften abgekoppelt und in diesem Sinne metaphorisch?*

Systemtheoretiker gehen davon aus, dass die „Brauchbarkeit“ eines Konzeptes oder Modells davon abhängt, inwieweit dessen Begriffe und Aussagen den wahrgenommenen Eigenschaften, Beziehungen und Sachverhalten des gemeinten Phänomenbereiches entsprechen (vgl. Simon/Stierlin 1994, 356).

Nach dem erkenntnistheoretischen Ansatz des Konstruktivismus spiegeln Konzepte oder Modelle nicht die Realität, sie stellen keine Beschreibungen eines „ontologischen wirklichen Arrangements“ dar (Glaserfeld 1987). Konzepte oder Modelle werden vielmehr als kognitive Strukturen von Beobachtern verstanden, um Wahrnehmungen zu organisieren und eine geordnete Wirklichkeit zu konstruieren, die für die jeweiligen Beobachter „gangbar“ ist. Modelle werden nach ihrer „Passung“ und „Brauchbarkeit“ beurteilt (vgl. Glaserfeld 1985, 1991/1981, Watzlawick 1991b/1981, 1992/1976).

Demnach ist im Kontext der systemischen Beratung das Auswahlkriterium für systemtheoretische Ansätze deren Brauchbarkeit als Modell für die Beschreibung und Erklärung psychischer und sozialer Phänomene und nicht deren "Wahrheitswert". Hier stellt sich die Frage: *Wie „tragfähig“ und „brauchbar“ sind die aus den Naturwissenschaften abstrahierten theoretischen Grundlagen für die Beschreibung und Begründung psychosozialer Beratungspraxis?*

Zudem sind auch die zugrunde liegenden konstruktivistischen Ansätze kritisch in Betracht zu ziehen, die teilweise von Theoretikern und Praktikern systemischer Beratung einseitig in der „radikalen“ Ausprägung wiedergegeben werden. Aus diesem Zusammenhang ergibt sich folgende Frage: *Durch welche Ausprägung konstruktivistischer Erkenntnistheorie ist sowohl die Möglichkeit menschlichen Erkennens als auch der Gegenstand analoger bildhafter Methoden am ehesten zu begreifen?*

Ein weiterer Fokus der vorliegenden Arbeit richtet sich auf das psychische System und hier insbesondere auf die kognitive Ebene als zu untersuchender

Phänomenbereich der Veränderung systemischer Beratung. Als Gegenstand der Veränderung werden subjektive kognitive Konstrukte bzw. kognitive Schemata von gemeinten Objekte oder Ereignissen in Betracht gezogen. Dabei wird folgende Frage ausführlich besprochen: *Durch welche Aspekte kann die Veränderung psychischer Systeme auf der Grundlage systemtheoretischer Begriffe und Prinzipien beschrieben und verstanden werden?*

Jedoch ist das Hauptaugenmerk von den meisten Vertretern der systemischen Beratung auf die kognitiven Konstrukte bzw. kognitiven Schemata unzureichend, um ein umfassendes Verständnis von psychischen Systemen zu erlangen. Emotionen werden von Praktikern und Theoretikern systemischer Beratung bis heute nur wenig in Betracht gezogen. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage: *Welche Bedeutung haben Emotionen bei der Veränderung kognitiver Konstrukte? Oder: Welchen Einfluss haben kognitive Konstrukte auf die Emotionen?*

In der Gesamtbetrachtung ergeben sich drei allgemeine Zielsetzungen der vorliegenden Arbeit. Die Zielsetzungen sind im Folgenden nach der chronologischen Reihenfolge bzw. gemäß dem Aufbau der Arbeit aufgeführt:

1. die Konzeptionierung systemischer Beratung auf der Grundlage systemtheoretischer Konzepte sowie deren kritische Betrachtung und Erweiterung durch den Einbezug zusätzlicher theoretischer Ansätze,
2. das Herausarbeiten von Aspekten der Veränderung psychischer Systeme und dabei insbesondere von kognitiven Konstrukten bzw. kognitiven Schemata auf der Grundlage systemtheoretischer Prinzipien und Begriffe sowie
3. die theoretische Fundierung und weiterführende wissenschaftliche Legitimierung der Resonanzbildmethode von Gisela Schmeer als analoge bildhafte Methode in der Beratungspraxis im Schwerpunkt auf der Grundlage systemtheoretischer Begriffe und Prinzipien.

1.4 Methodische Vorgehensweise

Im Grunde leitet sich aus den wissenschaftlichen Fragestellungen und den Zielsetzungen die methodische Vorgehensweise ab, unter welchen Gesichtspunkten ein Gegenstand wie untersucht wird. Gemäß der methodischen Vorgehensweise bestehen Möglichkeiten und Grenzen, Erkenntnisse über den Untersuchungsgegenstand zu gewinnen. Das Hauptaugenmerk der vorliegenden Arbeit liegt auf folgender Fragestellung: *Wie kann die Resonanzbildmethode von Gisela Schmeer auf dem Hintergrund systemtheoretischer Prinzipien und Begriffe beschrieben und indessen weiterführend wissenschaftlich begründet werden?*

Zur Untersuchung und Besprechung dieser Fragestellung wird ein **theoretischer Zugang** unter drei Gesichtspunkten gewählt:

1. Die theoretische Grundlegung relevanter Prinzipien und Begriffe systemischer Beratung samt dem Veränderungsverständnis psychischer Systeme.
2. die Klärung wesentlicher theoretischer Begriffe der Resonanzbildmethode als analoge bildhafte Methode und der theoretischen Säulen von Gisela Schmeer,
3. die theoretische Grundlegung und wissenschaftliche Fundierung der Resonanzbildmethode auf der Basis wesentlicher Prinzipien und Begriffe sowie eines systemischen Verständnisses von Veränderung.

Dementsprechend ist das Ergebnis der vorliegenden Arbeit ein theoretischer Erkenntnisgewinn für die wissenschaftliche Fundierung und Legitimierung der Resonanzbildmethode in der praktischen Anwendung. Dabei spiegeln die drei oben aufgeführten Gesichtspunkte die methodische Vorgehensweise dieser Arbeit wider:

Im ersten Schritt werden Prinzipien und Begriffe systemischer Beratung theoretisch beschrieben und in einem Verständnis von Veränderung psychischer Systeme zusammengefasst. Für eine breitere Fundierung und kritische Diskussion werden neben der Fachliteratur der systemischen Beratung zusätzlich relevante Ansätze aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen und Fachgebieten wie der

Philosophie, der Kognitionspsychologie, der Gestaltpsychologie und der Humanistischen Psychologie einbezogen.

Im zweiten Schritt werden wesentliche Begriffe und theoretische Ansätze der Resonanzbildmethode als analoge bildhafte Methode erläutert und geklärt. Hierbei werden die Prinzipien und Begriffe systemischer Beratung sowie das Veränderungsverständnis psychischer Systeme wieder aufgegriffen, wodurch die wissenschaftliche Fundierung als eingebundener Bestandteil der Ausführungen geschieht.

Im dritten Schritt werden wesentliche Bestandteile und Aspekte der Resonanzbildmethode auf der Grundlage der Prinzipien und Begriffe systemischer Beratung sowie dem Veränderungsverständnis psychischer Systeme gesondert beschrieben und somit wissenschaftlich fundiert.

Bei der Darlegung und Erläuterung der Resonanzbildmethode werden zum einen **Bilder** von Teilnehmern oder Patienten aus der vorliegenden Literatur vor allem zur Untermalung und Veranschaulichung verwendet. Insoweit werden diese Bilder nicht bildanalytisch weiter untersucht. Die Bilder sollen für ein vertiefendes Verständnis eher intuitiv eingesehen als diskursiv besprochen werden.

Zum anderen fließen Aussagen von Gisela Schmeer aus einem **teilstrukturierten Interview** mit dem Autor dieser Arbeit ein, um die Darstellung der Resonanzbildmethode ergänzend zur vorhandenen Literatur zu untermauern und zu erweitern. Das Interview dient somit als zusätzliche inhaltliche Quelle, auf welche bei der Erläuterung der Resonanzbildmethode an relevanten Stellen Bezug genommen wird. Der Interviewleitfaden ist nah an die theoretischen Schwerpunkte der vorliegenden Arbeit angelehnt, um die Sichtweise von Gisela Schmeer bezogen auf die wesentlichen dargelegten Ansätze, Prinzipien und Begriffe zu erkunden. Die Transkription des Interviews wurde von Gisela Schmeer überarbeitet und auf diese Weise verifiziert. Der Leitfaden und die vollständige Transkription des Interviews sind im Anhang dieser Arbeit aufgeführt.

Zusätzlich sei auch darauf hingewiesen, dass für die Erläuterung und Klärung wesentlicher Begriffe der systemischen Beratung und der Resonanzbildmethode neben der jeweiligen Fachliteratur vor allem auf die philosophischen Wörterbücher von Joachim Ritter, Karlfried Gründer und Gottfried Gabriel, Walter Brugger und Wulff Rehfus zurückgegriffen wird. Diese Werke sind für die theoretische und wissenschaftliche Fundierung von Begriffen besonders gut geeignet.

1.5 Aufbau der Arbeit

Die vorliegende Arbeit besteht aus zwei inhaltlichen Teilen: aus der Grundlegung des theoretischen Rahmens für das Veränderungsverständnis systemischer Beratung (Kapitel 2) und anschließend der Beschreibung und theoretischen Fundierung der Resonanzbildmethode in Hinblick auf das dargelegte Veränderungsverständnis (Kapitel 3). Abschließend werden die Ergebnisse zusammengefasst und diskutiert (Kapitel 4).

In Kapitel 2 wird im Rahmen der wissenschaftlichen Fragenstellungen und Zielsetzungen ein Konzept der systemischen Beratung entwickelt. Hier werden Gegenstand und Ziele, wesentliche Begriffe, erkenntnis- und veränderungstheoretische Ansätze sowie systemtheoretische Konzepte zur Grundlegung systemischer Beratung beschrieben und kritisch diskutiert.

Dabei ist ein Ergebnis aus der Gegenüberstellung und Diskussion verschiedener konstruktivistischer und kognitionspsychologischer Ansätze ein Verständnis von menschlicher Konstruktion von Wirklichkeit und insbesondere von kognitiven Konstrukten bzw. kognitiven Schemata, welches grundlegend für den weiteren Verlauf dieser Arbeit ist. Nach einer ersten Grundlegung eines systemischen Verständnisses von Veränderung werden zwei aktuelle systemtheoretische Konzepte zusätzlich dargelegt: zum einen die Theorie autopoietischer Systeme und zum anderen die Synergetik als Ansatz selbstorganisierender Systeme. Beide Ansätze sind grundlegend für ein umfassendes Verständnis von Veränderung psychischer und sozialer Systeme. Als weiteres Ergebnis werden in einer Zusammenfassung aus den verschiedenen theoretischen Ansätzen und Zugängen

wesentliche Aspekte der Veränderung psychischer Systeme erschlossen und beschrieben.

In Kapitel 3 werden der theoretische Hintergrund und insbesondere die systemtheoretischen Aspekte der Veränderung aus Kapitel 2 auf die Resonanzbildmethode nach Gisela Schmeer übertragen, um diese weiterführend theoretisch zu fundieren und wissenschaftlich zu legitimieren. Hierfür werden zunächst wesentliche Begriffe erläutert und bestimmt sowie deren Verbindungen untereinander aufgezeigt. Diese Klärung und Bestimmung relevanter Begriffe erfolgt auch mit Bezügen auf theoretische Ansätze aus Kapitel 2. Anschließend wird die Resonanzbildmethode nach Gisela Schmeer dargelegt und das Verfahren zur praktischen Anwendung der Resonanzbildmethode vorgestellt. Auch hier fließen an manchen Stellen Begriffe und Prinzipien aus Kapitel 2 zur wissenschaftlichen Fundierung ein. Wesentliche Elemente und Aspekte der Resonanzbildmethode werden gesondert dargelegt und erläutert, um diese vor dem theoretischen Hintergrund aus Kapitel 2 zu besprechen und aus einem systemtheoretischen Blickwinkel weiterführend wissenschaftlich zu begründen. Bei der Darlegung und Erläuterung der Resonanzbildmethode werden zum einen Bilder von Teilnehmern oder Patienten aus der vorliegenden Literatur zur Untermalung und Veranschaulichung verwendet. Zum anderen fließen Aussagen von Gisela Schmeer aus einem Interview ein, welches sie im Januar 2016 mit dem Autor dieser Arbeit geführt hat. Die daraus erworbenen Erkenntnisse werden in Kapitel 4 abschließend zusammengefasst und diskutiert.

2 Theoretischer Bezugsrahmen für das Veränderungsverständnis systemischer Beratung

In diesem Kapitel wird der theoretische Rahmen für ein umfassendes Verständnis von Veränderung aus systemischer Perspektive gelegt und ausgearbeitet. Dieser Rahmen dient als theoretische Plattform für die vorliegende Arbeit. Hier werden Grundlagen, Gegenstand und Ziele, Formen des Wandels sowie veränderungstheoretische Ansätze systemischer Beratung beschrieben und kritisch betrachtet. Die dargestellten theoretischen Grundlagen dienen der systemischen Beratung als Bezugsrahmen für die Konzeption und praktische Durchführung von Beratung und deren Methodik.

Einleitend wird die Entwicklung systemischen Denkens in der Beratung von der Entstehung bis zum heutigen Stand der Forschung nachgezeichnet. Anschließend werden die grundlegenden Begriffe „System“ und „Konstruktion von Wirklichkeit“ aus verschiedenen Sichtweisen dargelegt. Sie münden jeweils nach kritischer Diskussion in einer für diese Arbeit bedeutsamen Bestimmung des Begriffs „Wirklichkeitskonstruktion“. Nach dieser ausführlichen Begriffsklärung werden allgemeine Prinzipien der Veränderung psychischer Systeme beschrieben und zusammengefasst. Dabei wird die Veränderung von problemerzeugenden oder einschränkenden Wirklichkeitskonstruktionen und insbesondere von kognitiven Konstrukten bzw. kognitiven Schemata als Gegenstand systemischer Beratung verstanden.

Für ein umfassendes Verständnis von den Bedingungen und Möglichkeiten der Veränderung lebender Systeme wird die Theorie autopoietischer Systeme nach Humberto Maturana erörtert und hinsichtlich wesentlicher kritischer Aspekte diskutiert. Im Anschluss wird die Synergetik als Ansatz selbstorganisierender Systeme im Hinblick auf ein genaueres Verständnis von Veränderung und der Wirkung von Interventionen mit einbezogen. Beide Ansätze sind grundlegend für ein umfassendes systemisches Verständnis von Veränderung, wenngleich die meisten Autoren sich auf einen der Ansätze vornehmlich beschränken. Ein ausführlicher Vergleich der Gemeinsamkeiten und Unterscheide beider Ansätze kann im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden. Vielmehr werden Gemeinsamkeiten und sich ergänzende Facetten für ein umfassendes Verständnis

von Veränderungen in den Blick genommen. Am Ende des Kapitels werden in einer Zusammenfassung der verschiedenen theoretischen Ansätze und Zugänge wesentliche Aspekte der Veränderung psychischer Systeme erschlossen und beschrieben.

Die Theorie autopoietischer Systeme und die Synergetik – als Theorie selbstorganisierender Systeme – wurden in den Naturwissenschaften entwickelt und vor allem von Psychologen, Pädagogen, Geistes- und Sozialwissenschaftlern auf den Phänomenbereich der systemischen Beratung übertragen, wo sie als Orientierungsmodelle für das Verständnis der Prinzipien und Funktionsweisen psychischer und sozialer Systeme dienen. Es soll an dieser Stelle erwähnt sein, dass diese theoretischen Ansätze zum Verständnis psychischer und sozialer Phänomene dienen und insofern ihr pragmatischer Gehalt im Vordergrund steht. Das Auswahlkriterium der Theorien ist demnach ihre „Brauchbarkeit“ als Modell für die Beschreibung und Erklärung der Phänomene sozialer und psychischer Systeme (siehe oben Kapitel 2.3.4).

Die Übertragung naturwissenschaftlicher Konzepte und deren Vokabular auf psychische Systeme und deren möglicher Reduktionismus werden kritisch betrachtet. Darüber hinaus wird die aktuelle Tendenz aufgezeigt, Emotionen in die theoretische Konzeption systemischer Beratung zu integrieren, die in der Vergangenheit eher kognitiv ausgerichtet war. Die Arbeit soll hierzu einen weiteren Beitrag leisten, das emotionale Erleben in die systemische Beratungspraxis stärker einzubeziehen und somit der Vielschichtigkeit des Menschen durch eine ganzheitlichere Betrachtung eher zu entsprechen. Die kritische Diskussion ist jedoch nicht das Hauptaugenmerk der Arbeit. Sondern als Ergebnis dieser Diskussion gilt eine differenzierte Veränderungstheorie psychischer Systeme auf der Basis systemischer Ansätze, die als Grundlage für die Untersuchung der Resonanzbildmethode dient.

2.1 Geschichtliche Entwicklung systemischen Denkens in der Beratung

Am Anfang der Entwicklung systemischer Beratung in den 1950er- bis 1970er-Jahren lag der Fokus insbesondere auf dem System Familie als Gegenstand der Beratung. Erst in den 1980er-Jahren wurden andere soziale Systeme wie Teams

oder Organisationen sowie Einzelpersonen ausdrücklicher in die Betrachtung mit einbezogen. So gesehen ist die systemische Beratung aus der systemischen Familientherapie hervorgegangen.

Die theoretische Fundierung der Familientherapie erfolgte in den 1950er- bis 1980er-Jahren auf der Grundlage der Informationstheorie (Claude Shannon), der Kybernetik (Nobert Wiener) und der allgemeinen Systemtheorie (Ludwig von Bertalanffy). Das Modell der Kommunikationstherapie des Mental Research Institute (MRI) hat in den 1950er-Jahren den „Paradigmenwechsel“ von der Individualtherapie (zum Beispiel psychoanalytische Ansätze) zur systemischen Perspektive mitbegründet. Die von Paul Watzlawick et al. in den 1960er-Jahren ausgearbeiteten Axiome der Kommunikation und die daraus abgeleiteten Interventionsmöglichkeiten haben die Konzeption systemischer Beratung weitreichend beeinflusst und sind bis heute grundlegend. Das MRI basierte zu dieser Zeit auf einem strategischen Interventionsverständnis, welches sich aus den Gedanken der Kybernetik erster Ordnung gebildet hat. Die Kybernetik erster Ordnung impliziert ein Denken in Begriffen von Kontrolle, Steuerung und Regelung. Berater können nach diesem Verständnis die erwünschten Veränderungen bestimmen und das Klientensystem kontrollieren (vgl. Schlippe/Schweitzer 1996, 53).

In den 1950er-Jahren stand in der Systemtheorie die Frage nach der Erhaltung von Gleichgewicht (Homöostase), nach der Angleichung eines Ist-Zustandes an einen Soll-Zustand im Mittelpunkt. Systeme wurden als offene Systeme definiert (siehe unten Kapitel 2.2). Dabei galten komplexe Prozesse als plan- und steuerbar. Diese Auffassung wurde auch von Theoretikern und Praktikern der systemischen Familientherapie in den 1960er- und 1970er-Jahren weitgehend vertreten – zum Beispiel von den strukturellen (Minuchin 1977⁵) und strategischen Ansätzen (Jay Haley 1978⁶, Selvini Palazzoli et al. 1978⁷). Diese Therapeuten entwickelten Konzepte einer „funktionalen Familie“ und verglichen diese mit dem

⁵ Minuchin, S. (1977). Familien und Familientherapie. Freiburg: Lambertus.

⁶ Haley, J. (1978). Gemeinsamer Nenner Interaktion. Strategien der Psychotherapie. München: Pfeiffer.

⁷ Selvini Palazzoli, M., Boscolo, L., Cecchin, G., Prata, G. (1978). Paradoxon und Gegenparadoxon. Stuttgart: Klett-Cotta.

„dysfunktionalen“ Zustand der Familien, die in die Beratung kamen. Durch Interventionen sollte der Übergang von einer „dysfunktionalen“ Familie (Ist-Zustand) zu einer „funktionalen“ Familie (Soll-Zustand) erfolgen. Diese Therapiekonzepte beinhalteten die Vorstellung von einer zielbewussten und geplanten Steuerung von Systemen (vgl. Schlippe/Schweitzer 1996, 50, Ludwig 2009, 61ff.).

Seit Anfang der 1980er-Jahre wurde das Verständnis von systemischer Beratung durch die Theorie dissipativer Strukturen (Ilya Prigogine 1979, 1981), die Synergetik (Hermann Haken 1981) sowie durch die Theorie autopoietischer Systeme (Humberto Maturana 1985, Humberto Maturana/Francisco Varela 1987) weitreichend beeinflusst. Diese Systemansätze – in der Chemie, Physik und Biologie entwickelt – stellen die Selbstorganisation und Autonomie sowie die Veränderungsprinzipien von Systemen heraus. Während die Theorie dissipativer Strukturen in ihren theoretischen Ansätzen vornehmlich auf chemische Prozesse beschränkt bleibt, bieten die Synergetik und die Autopoiese-Konzeption theoretische Prinzipien und Begriffe, welche sich zur Beschreibung von Selbstorganisations- und Veränderungsprozessen auch in anderen Phänomenbereichen generell eignen und bereits von mehreren Autoren auf die Psychologie, Pädagogik und Sozialwissenschaften übertragen wurden.

In den 1980er- und 1990er-Jahren erhielt die Autopoiese-Konzeption große Beachtung bei vielen Theoretikern und Praktikern sowie im Rahmen damaliger psychotherapeutischer Diskurse. Bis heute hat die Autopoiese-Konzeption bei anerkannten Autoren der systemischen Beratung und Therapie einen hohen Stellenwert⁸. Allerdings haben sich einige Autoren von der Autopoiese als Erklärungs- oder Beschreibungsmodell wieder distanziert, da aus deren Sicht die für Beratung relevanten Fragen nach den Möglichkeiten für Veränderung nicht ausgiebig beantwortet werden können⁹.

⁸ Hier seien zum Beispiel Fritz Simon, Helmut Willke, Roswita Königswieser und insbesondere Kurt Ludwig genannt.

⁹ Zum Beispiel haben Günter Schiepek und Jürgen Kriz sich von der Autopoiese-Konzeption distanziert und in Abgrenzung die Synergetik als theoretische Grundlage für systemische Beratung weiter ausgearbeitet.

Auf der Grundlage der Synergetik wurden ab den 1990er-Jahren verstärkt die Aspekte der Selbstorganisation und der Nichtlinearität psychischer und sozialer Systeme empirisch untersucht und beschrieben. Systeme entwickeln demnach selbstorganisiert ein geordnetes Muster, welches durch systeminterne oder kontextuelle Veränderungen „gestört“ werden kann. In einer Phase der Instabilität kann das System selbstorganisiert durch Verstärkung von Fluktuationen in einem diskontinuierlichen Sprung plötzlich einen neuen qualitativen Ordnungszustand einnehmen. In welchem neuen Muster sich das System stabilisiert, ist in der Regel von Zufälligkeiten abhängig und demnach nicht im Voraus zu bestimmen (vgl. Haken 1981, Kriz 1992, 1995a, 1995b, Schlippe/Schweitzer 1996).

Parallel zu diesen Entwicklungen der 1980er-Jahre wurde von Heinz von Foerster (1985) die Unterscheidung zwischen der Kybernetik erster Ordnung und der Kybernetik zweiter Ordnung formuliert. Als Kybernetik erster Ordnung werden Annahmen systemischer Ansätze der 1950er- bis 1980er-Jahre bezeichnet. Vertreter dieser Ansätze gehen davon aus, dass ein System in seiner realen Beschaffenheit von einem Beobachter erkannt werden kann und auf der Grundlage dieser Erkenntnisse Interventionen strategisch planbar sind. Zum Beispiel sind die Grenzen, Regeln, Interaktionen oder Beziehungen von Systemen von außen „objektiv“ analysierbar und steuerbar. Vertreter der Kybernetik erster Ordnung denken überwiegend in Begriffen von Macht, Steuerung und Kontrolle. Im Rahmen der Kybernetik zweiter Ordnung werden kybernetische Prinzipien auf die Erkenntnisprozesse des Beobachters von Systemen angewandt: Der Beobachter wird als in das System unmittelbar eingebunden gesehen, wonach eine „objektive“ Beschreibung unmöglich ist. Vertreter der Kybernetik zweiter Ordnung bezweifeln, dass der Beobachter objektiv ein System in seiner Realität erkennen und beschreiben kann. Der Beobachter rekonstruiert aufgrund seiner subjektiven kognitiven Struktur das System. Der Beobachter kann aus dieser Perspektive das System nicht steuern, regulieren oder kontrollieren. Die Kybernetik erster Ordnung kann als Phase der Entwicklung von Theorien über beobachtete Systeme zwischen den 1950er- und 1980er-Jahren bezeichnet werden. Ab den 1980er-Jahren ist die Kybernetik zweiter Ordnung die Phase der Entwicklung von Theorien über Beobachter, die ein System beobachten (vgl. Schlippe/Schweitzer 1996, 53, Foerster/Pörksen 2011, 114 ff.).

Die Kybernetik zweiter Ordnung steht in engem Bezug zu dem von Heinz von Foerster und Ernst von Glasersfeld mitbegründeten erkenntnistheoretischen Ansatz des radikalen Konstruktivismus (siehe unten Kapitel 2.3.4). Die zentrale Annahme des Konstruktivismus ist, dass Erkenntnis nicht objektiv, sondern stets relativ ist. Jede Wahrnehmung ist bereits durch den selbstreferenziellen Prozess des erkennenden Systems eine konstruierte Wahrnehmung (vgl. Schiepek 1989, 103).

Vordringlich ergeben sich nun folgende Fragen: *Was ist eigentlich ein System? Oder: Was sind die bestimmenden Merkmale von Systemen? Und: Wie lässt sich der Gegenstand „Konstruktion von Wirklichkeit“ genauer erfassen?*

Im Folgenden wird der Begriff System in seiner Bedeutung historisch und aus der Philosophie hergeleitet. Dabei ist der Begriff des offenen Systems von besonderer Bedeutung, der zunächst in einer zusammenfassenden Definition bestimmt wird. Anschließend wird das Phänomen der „Konstruktion von Wirklichkeit“ aus verschiedenen Perspektiven genauer betrachtet. Das Zusammenfließen verschiedener Ansätze mündet in einer vorläufigen Begriffsbestimmung von „Wirklichkeitskonstruktion“, welche im weiteren Verlauf der Arbeit durch Aspekte aus den theoretischen Annahmen der Autopoiese und der Synergetik zusätzlich ausgestaltet wird.

2.2 Was ist ein System?

Gegenstand systemischer Beratung sind Systeme in verschiedenen Phänomenbereichen und auf unterschiedlichen Ebenen wie Menschen als psychische Systeme, Familien, Teams oder Organisationen als soziale Systeme. Was ist ein System? Wie lässt sich der Begriff System genauer erfassen?

Das Wort System ist abgeleitet aus dem lateinischen Wort „Systema“ und heißt übersetzt „Zusammenstellung“. In der antiken Literatur wird das Wort System in verschiedensten auch nichtphilosophischen Anwendungen gebraucht und umfasst hier zwei Bedeutungen: System meint ein *Ganzes*, welches aus *Teilen oder Gliedern* besteht und Ergebnis einer „Zusammenstellung“ ist, sowie im Allgemeinen „Zusammensetzung“, „Zusammenstellung“. Folglich wird der Begriff System sehr unterschiedlich ausgelegt. Zum Beispiel als

„Zusammenstellung“ von Erkenntnissen in der Wissenschaft wird System verstanden „als eine nach einer Idee der Ganzheit gegliederte Mannigfaltigkeit von Erkenntnissen“ (Brugger 1976, 392). Dieses System „entsteht erst durch Zusammenhang und Ordnung nach einem gemeinsamen Ordnungsprinzip, durch das jedem Teil im Ganzen unvertauschbar seine Stelle und Funktion zugewiesen wird“ (ebda. 1976, 392). In diesem Fall steht System vornehmlich für das Ergebnis einer tatsächlichen Zuweisung und Zusammenstellung von Elementen nach vorgegebenen Ordnungskriterien. So gesehen werden Systeme von außen aktiv geschaffen, kontrolliert, korrigiert und aufrechterhalten.

Erst Ende des 18. Jahrhunderts versucht der Philosoph und Mathematiker Johann Heinrich Lambert einen einheitlichen Systembegriff zu formulieren und Systemeigenschaften genauer zu beschreiben. Nach Lambert muss ein System zwei Bedingungen genügen: Einerseits muss es identifizierbare Teile haben, die gemäß einer „Absicht“ bzw. eines Zwecks in einer bestimmten Weise miteinander verbunden sind. Andererseits muss diese Verbindung stabil sein, das heißt, das System muss fort dauern, „solange es die Absicht erfordert“ (Lambert zitiert nach Ritter/Gründer 1998, Bd. 10, 835). Lambert spricht von einem „gemeinsamen Band“ bzw. von einer „verbindenden Kraft“, die jeweils bei den „Intellektual“-Systemen, den moralischen bzw. politischen Systemen oder bei den körperlichen bzw. physischen Systemen zur Wirkung kommt (vgl. Ritter/Gründer 1998, Bd. 10, 835).

Lambert unterscheidet dabei Systeme, die durch Kräfte des Verstandes, durch Kräfte des Willens und durch mechanische Kräfte verbunden sind. Dabei stehen in seiner Systemtheorie „gegenständliche“ und „gedankliche“ Systeme gleichberechtigt nebeneinander. Der gegenständliche Gebrauch von „System“ meint Zusammensetzungen wie „Regierungssystem“, „Verwaltungssystem“ oder „Steuersystem“. Dieser Gebrauch trat im Laufe des 19. Jahrhunderts hinter der „gedanklichen“ Verwendung des Wortes „System“ und hier in der Bedeutung von „philosophisches Lehrgebäude“ oder „Ordnung des Wissens in Teilgebiete“ zurück. Mitte des 20. Jahrhunderts erhält der „gegenständliche“ Systembegriff in Gestalt der Systemtheorie wieder mehr Geltung (vgl. Seiffert/Radnitzky 1992, 330f.).

Lamberts Überlegung, dass Systeme aus *Einzelementen* bestehen, die miteinander verbunden sind, um einen *Zweck* zu erfüllen, ist weitgehend übereinstimmend mit den systemtheoretischen Ansätzen des 20. Jahrhunderts. Die Frage ist, was genau mit der „verbindenden Kraft“, mit dem „gemeinsamen Band“ gemeint ist. Auch in gegenwärtig diskutierten systemtheoretischen Ansätzen wie der Synergetik wird eine im System innewohnende Kraft vermutet bzw. „eine unsichtbare Hand“, die alles miteinander verbindet (siehe unten Kapitel 2.7).

Mitte des 19. Jahrhunderts beabsichtigen Jakob und Wilhelm Grimm den Begriff System in der Weise allgemein zu bestimmen, sodass dieser für „fast alle“ Anwendungen grundlegend ist:

„[...] als gemeinsame Grundlage fast aller Bedeutungen und Anwendungen hat System den allgemeinsten Sinn 'ein sinnvoll gegliedertes Ganzes, dessen einzelne Teile in einem zweckmäßigen Zusammenhang stehen oder unter einem höheren Prinzip, einer Idee, einem Gesetz sich zu einer Einheit zusammenordnen', [...] der Begriff der sinnvollen, prinzipgemäßen, zweckbestimmten Ordnung einer Mannigfaltigkeit von Dingen ist durch den philosophischen Wortgebrauch in den Vordergrund gerückt worden“ (Grimm/Grimm 1854, Bd. 20, Sp. 1434).

In Übereinstimmung mit Lambert gelten auch hier folgende Merkmale als allgemeinen Begriff „System“ bestimmend: Zum einen ein Ganzes, das in Einzelemente sinnvoll gegliedert ist, und zum anderen, dass diese Elemente bezogen auf einen Zweck oder Absicht in Beziehung bzw. in Zusammenhang stehen oder sich nach einem höheren Prinzip zu einer Einheit ordnen.

Anfang des 20. Jahrhunderts erhält der Begriff „System“ durch die Ausarbeitungen von dem Biologen und Philosophen Jakob von Uexküll für *lebende Systeme* in Abgrenzung zum damals verbreiteten mechanistischen Denken eine wesentliche Bestimmung. Nach Uexküll sind die Handlungen eines lebenden Systems „übermaschinell“. Lebewesen handeln weder mechanistisch nach einem Reiz-Reaktions-Schema noch funktionalistisch in dem Sinne, dass sie dem Systemganzen gehorchen. Zwischen Reiz und Reaktion schiebt sich das Merkmal, das sich „erst die inneren Bedingungen“ schafft, „die zur Auswahl der äußeren Reize führen“ (Uexküll 1920, 234).

Lebende Systeme handeln planvoll und streben aus sich heraus ein bestimmtes Ziel an. In den 1920er-Jahren geht der wissenschaftliche Vitalismus nach Jakob

von Uexküll (1920) und Hans Driesch (1922) von der Annahme aus, dass in lebenden Systemen eine „immaterielle Kraft“ bzw. ein „außerräumlicher Faktor“, die sogenannte „Entelechie“ wirkt, welcher die Lebensvorgänge in systemerhaltender Weise zweckmäßig und zielgerichtet lenkt. Die Vitalisten schlossen eine kausal-mechanistische Erklärung aller Lebensvorgänge aus.

Hier stehen Uexküll und Driesch in Tradition von Aristoteles, der den Begriff „Entelechie“ geprägt hat, der aus dem Griechischen übersetzt „Vollkommenheit“, „Vollendung“, „Verwirklichung“ oder „Wirklichkeit“ heißt. Entelechie bezeichnet die Form, die sich im Stoff verwirklicht, besonders im Sinne einer dem Organismus innewohnenden Kraft, die ihn zur Selbstverwirklichung bringt. Laut Aristoteles bedeutet Entelechie die Verwirklichung der in einem Seienden angelegten Vermögen oder Möglichkeiten. Dabei ist eher der Vorgang der Verwirklichung gemeint als der Zustand der erreichten Wirklichkeit, das heißt die Vollendung und das Ziel eines Verwirklichungsprozesses (vgl. Ritter/Gründer 1972, Bd. 2, 506f.).

In den 1950er-Jahren verfasste der Biologe Ludwig von Bertalanffy eine allgemeine Systemtheorie mit dem Versuch, gemeinsame Gesetzmäßigkeiten von Systemen in unterschiedlichen Phänomenbereichen zu formalisieren. Diese Theorie beansprucht die Formulierung und Ableitung jener Prinzipien, die für Systeme im Allgemeinen gelten. Prinzipien, die in einer Klasse von Systemen gefunden werden, sollen auch auf andere Systeme anwendbar sein (vgl. ebda. 1956, 1962).

Bertalanffy versuchte den Gegensatz von Mechanismus und Vitalismus in einer allgemeinen biologischen Systemtheorie zu überwinden. Seine „ganzheitlich und organismische Auffassung“ wendet sich kritisch gegen drei Positionen seiner Zeit: den naturwissenschaftlichen Reduktionismus, die Maschinentheorien und den metaphysischen Vitalismus (vgl. Ritter/Gründer 1972, Bd. 2, 859).

Bertalanffy betrachtet Lebewesen als Systeme besonderer Art von in dynamischer Wechselwirkung stehenden Elementen. Aufgabe sei es, die Systemgesetze zu ermitteln, welche die Ordnung aller Teile und Vorgänge untereinander

beherrschen. Dabei besagt das Prinzip der Äquifinalität, dass lebende Systeme auf verschiedenen Wegen einen Endzustand erreichen können (vgl. ebda. 1956).

Mit anderen Worten: Gleiche Anfangsbedingungen können zu verschiedenen Endzuständen und verschiedene Anfangsbedingungen zu gleichen Endzuständen führen. Folglich sind die Zustände von lebenden Systemen wesentlich durch die eigene Organisation und weniger durch die Anfangsbedingungen bestimmt. In diesem Sinne ist das Verhalten von lebenden Systemen in einfachen Ursache-Wirkung-Relationen nicht voraussagbar.

„The steady state of open systems is characterized by the principle of equifinality; that is, in contrast to equilibrium states in closed systems which are determined by initial conditions, the open systems may attain a time-independent state independent of initial conditions and determined only by the system parameters” (Bertalanffy 1962, 7).

Bertalanffy versteht den Organismus als physikalisches offenes System, das mit seiner Umgebung in einem ständigen Stoff- und Energieaustausch steht. Dagegen haben geschlossene Systeme keinerlei Austausch mit der Umwelt (vgl. ebda. 1956).

Arthur Hall und Robert Fagen legten in den 1950er-Jahren weitere wesentliche Grundlagen für eine allgemeine Systemtheorie. Hall und Fagen definieren System allgemein als „a set of objects together with relationships between the objects and between their attributes“ (ebda. 1956, 18). Dabei werden die Objekte als die Bestandteile des Systems und die Merkmale als die Eigenschaften der Objekte verstanden. Die Beziehungen zwischen den Objekten gewährleisten den Zusammenhalt des Systems. Die Umwelt ist für ein gegebenes System die Summe aller Objekte, deren Veränderung das System beeinflussen, sowie jener Objekte, deren Merkmale durch das Verhalten des Systems verändert werden (vgl. ebda. 1956, 20).

Hier ergibt sich die Frage, wie sich Systeme von ihrem Umfeld abgrenzen. Was unterscheidet System und Umwelt? Dabei ist keineswegs eindeutig, wann ein Objekt einem System oder wann es der Umwelt zugeschrieben wird.

„In a sense, a system together with the environment makes up the universe of all things of interest in a given context. Subdivision of this universe into sets,

system and environment, can be done in many ways which are in fact quite arbitrary” (ebda. 1956, 20).

Demnach sind Systeme mit ihrer Umwelt verwoben, wodurch eine eindeutige Abgrenzung zwischen System, Subsystem und Umwelt unmöglich wird. Es ergeben sich hierarchische Ebenen von Systemen, in welchen die untergeordneten Systeme in die übergeordneten Systemen eingebettet und Teil von diesen sind. Dabei stehen die einzelnen Ebenen in Wechselwirkung zueinander, zum Beispiel Mensch, Paarbeziehung, Familie, Gesellschaft. Die Abgrenzung und Beschreibung eines Systems erfolgt immer durch einen Beobachter aufgrund seiner zur Verfügung stehenden sprachlichen Möglichkeiten und ist in diesem Sinne subjektiv (siehe unten Kapitel 2.5.4).

Prinzipiell unterscheiden Hall und Fagen zwischen geschlossenen und offenen Systemen, wobei sie lebende Systeme als offene Systeme definieren. Lebende Systeme sind offen, weil sie mit ihrer Umwelt Stoffe, Energie oder Information austauschen. Ein System ist geschlossen, wenn kein Export oder Import in irgendeiner Form stattfindet. In geschlossenen Systemen werden demnach keine Bestandteile mit der Umwelt ausgetauscht (ebda. 1956, 23).

Eine weitere zentrale Bedeutung für das Erfassen des Begriffs Systems hat das Prinzip der Homöostase. Der Begriff „Homöostase“ wurde in den 1930er-Jahren von W.B. Cannon in die Physiologie eingeführt, um die Konstanzhaltung bestimmter physiologischer Größen wie zum Beispiel die der Körpertemperatur unter wechselnden Umweltbedingungen zu erklären. Demnach lassen sich homöostatische Systeme allgemein als Systeme definieren, die bestimmte Sollwerte in bestimmten Bandbreiten konstant halten, wodurch sie eine relative Stabilität bewahren (vgl. Simon/Clement/Stierlin 1999, 135).

Demnach wird als Homöostase der Gleichgewichtszustand bezeichnet, bei dem bestimmte Systemzustände konstant bzw. innerhalb bestimmter Grenzen durch homöostatische Mechanismen gehalten werden. Dabei zeichnen sich die homöostatischen Mechanismen durch kontinuierliche regulierende Veränderungen innerhalb des Systems aus, die das System als Ganzes in einem Gleichgewicht halten. Ein System befindet sich daher in einem dynamischen Gleichgewicht, welches von Gregory Bateson in Anlehnung an den Kybernetiker

William Ross Ashby als Fließgleichgewicht bezeichnet wird (vgl. Bateson 1992, 177).

Zusammenfassend kann der Begriff „System“ vorerst wie folgt allgemein umschrieben werden: Ein System ist eine von der Umwelt abgegrenzte Einheit, die aus Einzelementen bzw. Objekten und deren Merkmalen besteht, die sich gegenseitig beeinflussen. Die Beziehungen und Wechselwirkungen gewährleisten einen Zusammenhalt der Einheit und sind gemäß einer „Absicht“ bzw. eines Zwecks in einer bestimmten Weise miteinander verbunden. Offene Systeme tauschen mit ihrer Umwelt Stoffe, Energie oder Informationen aus. Offene Systeme befinden sich in einem dynamischen Gleichgewicht bzw. Fließgleichgewicht, in dem durch fortlaufende regulierende Veränderungen eine relative Stabilität des Systems erhalten bleibt. Nach dem Prinzip der Äquifinalität ist das Verhalten eines Systems durch die Anfangsbedingungen nicht voraussagbar. Die Abgrenzung zwischen System, Subsystem und Umwelt ist nicht eindeutig, sodass verschiedene hierarchische Ebenen innerhalb eines Systems unterschieden werden können. Die Abgrenzung und Beschreibung von Systemen erfolgt immer von einem Beobachter durch seine derzeit zur Verfügung stehenden sprachlichen Möglichkeiten und ist dementsprechend ein subjektives Konstrukt.

Unbeantwortet bleibt die Frage, ob in lebenden Systemen eine „innere Kraft“ wirkt, die den Organismus handlungsleitend und zielgerichtet beeinflusst, um ihn zu verwirklichen, wie zum Beispiel von Vertretern des Vitalismus postuliert wird. Hier unterscheidet sich der vitalistische von dem mechanistischen Ansatz zur Beschreibung von Systemen, worauf noch an verschiedenen Stellen dieser Arbeit hingewiesen wird. Jedoch würde eine ausführliche Diskussion der beiden Ansätze den thematischen Rahmen dieser Arbeit überschreiten.

Eine weiterführende Beschreibung von lebenden Systemen und insbesondere von psychischen Systemen erfolgt jeweils auf der Grundlage der Theorie autopoietischer Systeme unten in Kapitel 2.5 und der Synergetik als Theorie der Selbstorganisation unten in Kapitel 2.6. Beide Ansätze prägen derzeit die theoretische Grundlegung und die Praxis systemischer Beratung.

2.3 Menschliche Konstruktion von Wirklichkeit

Schon seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. beschäftigt sich die Philosophie mit der grundlegenden Frage nach den Bedingungen und Möglichkeiten des Menschen die Welt zu erkennen, wobei schon zu dieser Zeit verschiedene Momente menschlicher Erkenntnis beschrieben wurden: das Apriori als Bedingung einer allgemein und überzeitlich gültigen Erkenntnis bei Heraklit, Parmenides und den Pythagoreern; die Angewiesenheit der menschlichen Erkenntnis auf sinnliche Wahrnehmung bei Parmenides, Empedokles und Demokrit; die Möglichkeit strenger Erkenntnis durch den Rekurs auf eine qualitative und quantitative Struktur aller Dinge bei Anaxagoras und Demokrit; die Subjektivität und damit die Relativität menschlicher Erkenntnis bei den Sophisten und die von der kritischen Reflexion sich anbietende skeptische Infragestellung der Möglichkeit irgendeiner Erkenntnis, die im Skeptizismus mündete (vgl. Ritter 1972, 644f.).

Die Frage lautet bis heute, in welchem Verhältnis die erlebte Wirklichkeit¹⁰ des Menschen sich zur ontologischen¹¹ Welt bzw. zur seienden Welt herausbildet. Oder anders gefragt: Inwieweit entspricht das innere subjektive Abbild von Welt einer äußeren objektiven gegenständlichen Welt? Diese Frage ist in der Philosophie bis heute nicht beantwortet und im Grunde auch nicht beantwortbar, da es für den Menschen unmöglich ist, aus sich herauszutreten und unabhängig von seinen subjektiven Erkenntnismöglichkeiten die Möglichkeiten seiner Erkenntnis objektiv zu erfassen. Der Mensch bleibt immer und überall in seiner Selbstreflexivität befangen. Die ontologische Welt wird für den Menschen nur durch *sein* Erleben zugänglich, folglich kann der erlebende Mensch niemals ermessen, inwieweit sein Erleben von Welt bzw. seine Wirklichkeit durch die Art

¹⁰ Das Wort „Wirklichkeit“ wurde von der deutschen Mystik für das lat. *actualitas* geprägt. Wirklichkeit benennt das Seiende vom Wirken her und deutet so an, dass sich das Sein im Wirken kundtut und vollendet. Im heutigen Sprachgebrauch ist Wirklichkeit fast gleichbedeutend mit Realität. Realität bezeichnet im Unterschied eher die Seinsweise der materiellen Dinge (vgl. Brugger 1976, 470f.).

¹¹ Das Wort „Ontologie“ wurde um die Mitte des 17. Jahrhunderts geprägt. Nach seinen griechischen Bestandteilen übersetzt heißt es: Lehre vom Seienden (vgl. Brugger 1976, 276). Demnach bedeutet ontologische Welt, die seiende Welt bzw. die tatsächlich gegenständliche Welt. Oder mit den Worten von Immanuel Kant: „Das Ding an sich“ (siehe unten Kapitel 2.3.3).

und Weise seines Erlebens geprägt wird. Daher kann der Mensch aufgrund seiner Befangenheit nicht in Erfahrung bringen, ob seine Wirklichkeit bzw. das Sein im subjektiven Wirken die ontologische bzw. die seiende tatsächliche Welt abbildet.

Dabei sind die Ansichten in der Philosophie durchaus unterschiedlich und kontrovers bezüglich der Frage, inwieweit eine Übereinstimmung zwischen menschlicher Wirklichkeit und gegenständlicher Welt besteht. Auf der einen Seite gehen zum Beispiel Vertreter des erkenntnistheoretischen Idealismus von einem „Hervorbringen des Gegenstandes“ durch den Menschen aus, wodurch bloß der ideale bzw. ideelle Bewusstseinsinhalt zum eigentlichen Gegenstand wird. Wobei die Möglichkeit eines „Sichangleichens“ zwischen menschlicher Erkenntnis und gegenständlicher Welt infrage gestellt wird (vgl. Brugger 1976, 174). Auf der anderen Seite nehmen Vertreter des Realismus an, dass das wirklich Seiende unabhängig von unserem Bewusstsein existiert, wobei menschliche Erkenntnis grundsätzlich sich diesem Seienden angleichen und das Seiende erfassen kann, wie es an sich ist (vgl. Brugger 1976, 316f.).

Die Frage nach den Bedingungen und Möglichkeiten menschlichen Erkennens hat für die theoretische Fundierung und für die Praxis von Beratung eine wesentliche und entscheidende Bedeutung. Die Antwort auf diese Frage entscheidet fundamental und umfassend über das Wesen von Beratung: Ist Gegenstand der Beratung die Veränderung problemerzeugender subjektiver „Ideen“ bzw. Vorstellungen oder Sichtweisen von Wirklichkeit, die per se nicht die gegenständliche Welt abbilden, oder bezieht sich Beratung auf die Beschreibung und Veränderung der gegenständlichen Welt, die zumindest annäherungsweise von den beteiligten Menschen objektiv erfasst werden kann?

Derzeit ist die Frage insofern beantwortet, dass überwiegend als eine wesentliche Grundlage systemischer Beratung die erkenntnistheoretischen Ansätze des Konstruktivismus gelten (zum Beispiel Glasersfeld 1985, 1991, 2013, Watzlawick 1985, 1991a, 1991b, Maturana 1985, Maturana/Pörsken 2002, Foerster v./Pörsken 2011).

Neben dem systemischen Denken haben konstruktivistische Prämissen die systemische Beratungspraxis seit Anfang der 1980er-Jahre wesentlich beeinflusst.

Als Folge dessen hat sich der Gegenstand der Beratung von der Beschreibung und Veränderung von Systemen wie zum Beispiel Regeln und Interaktionsmuster in Familien in Richtung Veränderung von problemerzeugenden subjektiven Modellen bzw. Konstruktionen von Wirklichkeit verschoben. Dabei wird auch die subjektive Wirklichkeitskonstruktion als System verstanden und dementsprechend unter systemtheoretischen Aspekten betrachtet.

Im Allgemeinen ist der Untersuchungsgegenstand von Vertretern konstruktivistischer Ansätze die Beziehung zwischen menschlicher Erkenntnis von Welt bzw. menschlicher Konstruktion von Wirklichkeit und der gegenständlichen Welt, wie sie in ihrem Sein ist, bzw. der ontologischen Welt. Folglich können konstruktivistische Ansätze als erkenntnistheoretische Ansätze bezeichnet werden, die sich mit den Möglichkeiten und Grenzen menschlicher Erkenntnis befassen. Dabei ist die grundlegende Annahme, dass wir Menschen die ontologische Welt nicht erkennen können, sondern lediglich ein Modell von der Welt konstruieren. Das Modell ist nicht die Welt an sich, sondern ein kognitives Konstrukt, das wiederum als Orientierungsgrundlage für Wahrnehmung, Denken und Handeln dient.

„Das vermeintlich Gefundene ist ein Erfundenes, dessen Erfinder sich des Aktes seiner Erfindung nicht bewusst ist, sondern sie als etwas von ihm Unabhängiges zu entdecken vermeint und zur Grundlage seines ‚Wissens‘ und daher auch seines Handelns macht“ (Watzlawick 1991b, 9).

Um ein hinreichendes Verständnis vom Konstruktivismus zu erhalten, gilt es zunächst, den Begriff „Konstruktion“ und dessen Bedeutung für den menschlichen Phänomenbereich genauer zu beleuchten.

Der Begriff „Konstruktion“ stammt aus dem Lateinischen und heißt „Aufbau“, „Zusammenschichtung“, „Zusammenfügung“ (vgl. Duden Herkunftswörterbuch, 1997, 374). Das Nachzeichnen der Historie des Begriffs „Konstruktion“ in der Wissenschaft mit dessen vielfältigen Verwendungen in den verschiedenen Disziplinen würde den thematischen Rahmen dieser Arbeit weitaus überschreiten. Von Bedeutung ist der Begriff „Konstruktion“ allerdings in Anbracht menschlicher Erkenntnis, der im Folgenden hinsichtlich der Ausführungen von Immanuel Kant besprochen wird. Im Anschluss werden der

erkenntnistheoretische Ansatz von Ernst von Glasersfeld, der als Mitbegründer des radikalen Konstruktivismus gilt, und der Ansatz von Jean Piaget, der im Rahmen seiner genetischen Erkenntnistheorie grundlegende Vorgänge menschlichen Erkennens beschrieben hat, nachgezeichnet. Aus einer kritischen Betrachtung des radikalen Konstruktivismus wird die Unterscheidung zwischen Wirklichkeit erster und zweiter Ordnung nach Paul Watzlawick hervorgehoben, da diese insbesondere für ein Veränderungsverständnis psychischer Systeme brauchbar zu sein scheint. Anschließend fließen die vorausgegangenen Überlegungen in einem Konstrukt von „Konstruktion von Wirklichkeit“ ein.

Bevor der Begriff „Konstruktion“ und das Phänomen der „Konstruktion von Wirklichkeit“ aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet werden, werden zunächst der Begriff der „Vorstellung“ und der des „kognitiven Schemas“ erfasst, da diese in diesem Zusammenhang von zentraler Bedeutung sind.

2.3.1 Vorstellung als sinnesbezogene Repräsentation von Objekten und Ereignissen

Der Ausdruck der Vorstellung hat eine zentrale Funktion in der neueren philosophischen, vor allem erkenntnistheoretischen und psychologischen Literatur, wobei der Gebrauch vielfältig und nicht eindeutig ist. Begriffsgeschichtliche Vorläufer sind Ausdrücke wie „Idee“, „Phantasia“, „Repräsentation“ und „Perzeption“. Zur Wortgeschichte ist auf das ältere „fürstellen“ zu verweisen, das im konkreten Sinne von „darreichen“, „vor Augen Stellen“ bei Martin Luther vorkommt. Wenig später wird Vorstellung auch metaphorisch als „Bild vor die Seele“ stellen gebraucht. Anfang des 18. Jahrhunderts weist Christian Wolff dem Ausdruck „Vorstellung“ die Funktion von „repraesentatio“ und „idea“ zu. Allgemein umfasst „Vorstellung“ jede Art von psychischen Prozessen wie Empfindungen, Einbildungen oder Begriffe. Neben dieser weiten Bedeutung tritt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch ein spezifischer Gebrauch hervor, demzufolge Vorstellungen durch den Charakter anschaulich-bildhafter Darstellung ausgezeichnet sind (vgl. Ritter/Gründer/Gabriel 2001, 1227).

Nach Brugger ist Vorstellung im weiteren philosophischen Verständnis jede geistige oder sinnliche Art intentionaler¹² Darstellung eines Gegenstandes durch äußere oder innere Sinne. In der engeren psychologischen Bedeutung meint Vorstellung das Sichvergegenwärtigen von Sinnesgegebenheiten, nicht aufgrund unmittelbar einwirkender Sinnesreize, sondern aufgrund der von früheren Wahrnehmungen zurückgebliebenen „Spuren“. Je nachdem, ob in den Vorstellungen frühere Wahrnehmungen mehr oder minder getreu wiedererweckt oder deren Elemente in freier Weise kombiniert werden, wird von Gedächtnis- oder bloßen Phantasiebildern gesprochen. Dabei entspringen alle Vorstellungen grundsätzlich aus dem Erfahrungsmaterial der äußeren Sinne und umgekehrt können sich Vorstellungen im Aufbau eines Wahrnehmungsbildes mit den unmittelbaren Sinnesgegebenheiten verbinden. Die Vorstellungsbilder erscheinen im Unterschied zu den unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmungen bzw. den Wahrnehmungsbildern weniger deutlich, weniger stabil und mehr der willkürlichen Erweckung oder Abschaltung unterworfen zu sein (vgl. ebda. 1976, 445f.).

Im Folgenden wird „Vorstellung“ in der engeren Bedeutung als das *innere mehr oder weniger bewusste sinnesbezogene*¹³ *Sichvergegenwärtigen* von Objekten oder Ereignissen der inneren oder äußeren Welt verstanden. Je nachdem, wie weit die Vorstellung unmittelbar auf früheren Wahrnehmungen beruht oder das Ergebnis freier Verknüpfung von Wahrnehmungsinhalten darstellt, entspricht die Vorstellung eher Erinnerungsbildern oder Phantasiebildern. Vorstellungen erscheinen im Kontrast zu unmittelbarer Wahrnehmung undeutlicher, blasser, unvollständig und sind verzerrt. In diesem Sinne sind Vorstellungen kein genaues

¹² Intentional bedeutet hier, dass die Gegenstände in der Vorstellung außer ihrem etwaigen realen Sein in sich als gedachte oder vorgestellte Gegenstände ein „intentionales“ und in diesem Sinne ein „gemeintes“ Sein besitzen (vgl. Brugger 1974, 187). Demnach beinhalten Vorstellungen neben einer möglichen realen Abbildung auch immer subjektive Anteile.

¹³ Je nachdem, welche Sinne in der Vorstellung mit einbezogen sind, beleuchten diese bestimmte Aspekte in dem inneren Vergegenwärtigen von Objekten oder Ereignissen: visuelle, auditive, taktile, Geruchs- oder Geschmacksvorstellungen. An dieser Stelle sei auf die detaillierten Ausführungen von Richard Bandler und John Grinder über die menschlichen Prozesse der sinnesspezifischen Repräsentation von der Welt verwiesen (zum Beispiel Bandler/Grinder 1994/1976, Bandler 1986/1985).

Abbild von der inneren oder äußeren Welt, sondern vielmehr eine subjektive sinnesbezogene Repräsentation von Objekten und Ereignissen. Einerseits beruhen Vorstellungen als Erinnerung oder Phantasie immer auf Wahrnehmungen bzw. Erfahrungen von der inneren oder äußeren Welt, wobei andererseits Vorstellungen in die unmittelbare gegenwärtige Wahrnehmung einfließen können. Mit anderen Worten: Die gegenwärtige Erlebniswelt wird durch die sich vergegenwärtigte Vorstellungswelt eingefärbt, die wiederum auf vergangenen Wahrnehmungen bzw. Erfahrungen beruht.

Das gegenwärtige Erleben kann durch Vorstellungsbilder wesentlich geprägt werden, wobei diese Bilder dem Menschen „vor dem inneren Auge“ bewusst oder im Hintergrund nicht bewusst wirken können. Vorstellungen über die Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft schaffen Sinn¹⁴ und Bedeutung und sind unmittelbar mit Emotionen verbunden, wobei sich diese Bilder gewöhnlich nicht willentlich in das derzeitige Erleben einfügen. Das Erscheinen und Verschwinden innerer Vorstellungsbilder geschieht uns in der Regel nicht bewusst und doch scheinen diese Bilder unsere derzeit erlebte Wirklichkeit wesentlich zu leiten.

Zur Veranschaulichung des Gemeinten wird im Folgenden ein Beispiel aus der Lebenswirklichkeit geschildert: Auf jeder Wanderung wird doch das gegenwärtige Erleben immer wieder geleitet von Vorstellungen von dem „Dort und Dann“, von dem Ziel, was zu erreichen gilt. Dieses Ziel wird innerlich ausgemalt, die Gegenwart – der anstrengende Aufstieg – oder die Vergangenheit – die zurückliegende Wegstrecke – erhalten Sinn und Bedeutung in Anbetracht der zu erwartenden Aussicht auf dem Berggipfel in der Zukunft, während ein Gefühl von Vor-Freude spürbar wird. Dabei ist sich der Mensch gewöhnlich weder bewusst, wie diese Vorstellung plötzlich entsteht bzw. „erweckt“ oder „abgeschaltet“ wird, noch, dass dieses innere Bild in diesem Moment ihn auf

¹⁴ Sinn wird hier verstanden als das, „was im Gegenstand dem Sinn des Menschen entspricht, was seinem geistigen Verstehen verwandt, das Seiende zugänglich macht. Hierbei geht Sinn zunächst auf das, wozu etwas da ist: teleologischer Sinn“ (vgl. Brugger 1976, 353). Demnach ist die äußere und innere Welt für einen Menschen sinnvoll, wenn er eine Entsprechung seiner geistigen Struktur in dieser wiederfindet und eine für ihn bedeutsame Verwertung erkennt. Das Finden von Sinn in der Welt wird durch die Struktur und durch die Absichten des Menschen bestimmt und ist dementsprechend strukturdeterminiert.

seinem Weg begleitet und sein gegenwärtiges Erleben leitet. Vorstellungen können sich auf das Innenleben des Menschen – wie Körperprozesse oder psychische Funktionen – oder auf die Außenwelt beziehen.

2.3.2 Kognitive Schemata als mentale Repräsentation von Objekten und Ereignissen

Das Wort „Schema“ wurde dem Griechisch-Lateinischen entlehnt und heißt übersetzt „Haltung“, „Stellung“, „Gestalt“, „Figur“, „Form“. Im deutschen Sprachgebrauch bedeutet Schema auch „Muster“, „Entwurf“, „Grundform“ (vgl. Duden Herkunftswörterbuch 1997, 626).

In der Kognitionspsychologie ist „Schema“ ein zentraler theoretischer Begriff zur Beschreibung und Erklärung der Ordnung und Regelhaftigkeit kognitiver¹⁵ Vorgänge. Allgemein werden Schemata als langfristig gespeicherte, hierarchisch gegliederte Wissensstrukturen verstanden, in denen häufig wiederkehrende und vertraute (konventionalisierte) Umweltbedingungen, Handlungsfolgen und dergleichen mental abgebildet sind. Wahrgenommene und erinnerte Erlebnis-inhalte bzw. Informationselemente bewirken die Reaktivierung von gespeicherten Schemata. Soweit diese Informationselemente in ein Schema eingeordnet werden können, sind diese „erkannt“ bzw. „verstanden“ worden. Ebenso können Schemata durch Informationselemente ergänzt oder rekonstruiert werden (vgl. Ritter/Gründer 1992, Bd. 8, 1262).

Nach dem britischen Psychologen Frederic Charles Bartlett enthält das Gedächtnis keine verblässenden Abbilder der Wirklichkeit. Erfahrungen werden vielmehr als Schema gespeichert: Die ehemals wahrgenommenen Erfahrungsinhalte werden nach Maßgabe individueller Interessen, Werthaltungen und Gewohnheiten selektiert und modifiziert. Gedächtnisinhalte strukturieren sich im Sinne logischer und sachlicher Plausibilität (Rationalisierung) sowie im Sinne

¹⁵ Das Wort „Kognition“ stammt von lat. *cognitio* und heißt „das Erkennen“, „die Erkenntnis“, „die Kenntnis“. Kognition ist ein Sammelbegriff für alle Vorgänge oder Strukturen, die mit dem Gewahrwerden und Erkennen zusammenhängen, wie Wahrnehmung, Erinnerung (Wiedererkennen), Vorstellung, Begriff, Gedanke, aber auch Vermutung, Erwartung, Plan und Problemlösen (vgl. Dorsch 1994, 387f.).

des Üblichen und Vertrauten (Konventionalisierung). Der Mensch behält vom ehemals wahrgenommenen Sachverhalt ein solches Schema und wenige ausgeprägte Einzelheiten (vgl. Ritter/Gründer 1992, Bd. 8, 1262).

Der Kognitionspsychologe Ulric Neisser umschreibt in Anlehnung an Bartlett den Begriff Schema wie folgt:

„Ein Schema ist jener Teil des ganzen Wahrnehmungszyklus, der im Inneren des Wahrnehmenden ist, durch Erfahrung veränderbar und irgendwie spezifisch für das, was wahrgenommen wird. Das Schema nimmt Information auf, wenn sie bei den Sinnesorganen verfügbar wird, und es wird durch diese Information verändert. Es leitet Bewegungen und Erkundungsaktivitäten, die weitere Informationen verfügbar machen, und wird durch diese wiederum verändert“ (Neisser 1979, 50).

Menschen erzeugen viele Schemata, die untereinander auf vielschichtige Weise verbunden sind. Unterdessen sind in der Regel in umfassende Schemata spezifischere eingebettet. Motive eines Menschen werden als generelle Schemata verstanden, die derzeit im größeren Maße Informationen aufnehmen und Handlungen leiten. Dabei können die durch zwei oder mehrere Schemata geleiteten Aktivitäten in Konflikt geraten oder unvereinbar sein (vgl. ebda. 1979, 51).

Die eigentliche Ausgestaltung eines Schemas ergibt sich aus der Interaktion mit der Umwelt innerhalb bestimmter individueller Entwicklungslinien. Dabei bildet sich das Schema einerseits aus den wahrgenommenen Informationen der gegebenen Umwelt und andererseits durch die kognitiven Mechanismen des Wahrnehmenden heraus. Insofern wird das Schema weder als reines geistig konstruiertes Produkt unabhängig von der Umwelt noch als reine Kopie von der Umwelt verstanden. Genau genommen wird der Wahrnehmende durch die Information, welche er aufnimmt, verändert. Diese Veränderung bezieht sich insbesondere auf das Wahrnehmungsschema, sodass der darauf folgende Wahrnehmungsakt nicht wie der vorherige verlaufen kann. Aufgrund der fortlaufenden Veränderung der Schemata können keine zwei Wahrnehmungsakte identisch sein: Einerseits passt der Mensch ständig seine Wahrnehmungen den sich verändernden Schemata an – zum Beispiel in der Selektion, Fokussierung

oder Aufmerksamkeit –, andererseits stellt die Welt diesem Menschen eine unendlich reiche Informationsstruktur zur Verfügung (vgl. ebda 1979, 52).

Aus dem bisher Gesagten können kognitive Schemata als mentale Abbildungen oder herausgeformte Wissensstrukturen von wahrgenommenen Objekten und Ereignissen bzw. von Erlebnisinhalten verstanden werden. Kognitive Schemata formen sich geleitet durch individuelle Interessen, Werthaltungen und Gewohnheiten heraus. Zudem strukturieren sich die Erlebnisinhalte im Gedächtnis nach logischer und sachlicher Plausibilität sowie nach Üblichem und Vertrautem, was jeweils durch den Wahrnehmenden nach eigenem Betrachten und Ermessen in der Regel nicht bewusst geschieht. In dieser Form repräsentieren die kognitiven Schemata von der wahrgenommenen Welt nicht die Welt in ihrem Sein, sondern können als subjektives kognitives Konstrukt von der Welt begriffen werden. Zugleich werden die kognitiven Schemata nicht als rein geistiges Konstrukt betrachtet, das sich völlig unabhängig von der Umwelt im Geiste bildet. Vielmehr entstehen kognitive Schemata aus der Interaktion mit der individuell gegebenen Umwelt: Die aus Sinnesempfindungen erzeugten Informationen rufen augenblicklich ein entsprechendes Schema hervor, welches wiederum die Informationen erfasst und entweder diese als „erkannt“ oder „verstanden“ einordnet oder das Schema durch diese Information rekonstruiert oder erweitert. So gesehen werden Informationen aus der Umwelt in hervorgerufene und angepasste kognitive Schemata eingeordnet, wodurch wahrgenommene Objekte oder Ereignisse als sinn- und bedeutungsvoll erscheinen. Zugleich leitet das derzeit aktivierte kognitive Schema die weiteren Wahrnehmungen und Erkundungen von der gegebenen Umwelt, sodass dem Schema entsprechende Informationen aus der Umwelt entnommen und in den Blick genommen werden. Oder anders gesagt: Die Wahrnehmung wird durch die Struktur des hervorgebrachten kognitiven Schemas bestimmt und ist in diesem Sinne subjektiv. Immer ist es das derzeit gegebene kognitive Schema, das aufgrund seiner Struktur eine subjektive Ordnung aus der unüberschaubaren und vielschichtigen Welt herausformt, wobei das Schema selbst als kognitive Ordnung dieser wahrgenommenen und erfahrenden Welt gilt. Menschen erzeugen viele kognitive Schemata, die untereinander auf komplexe Weise verbunden sind und verschiedene, sich auch widersprechende Wahrnehmungen, Erkundungen und

dementsprechend Handlungen bewirken können. Bei alledem werden kognitive Schemata nicht als statisch begriffen, sondern verändern sich andauernd in der Interaktion mit der gegebenen Umwelt ausgelöst durch Informationen. Da die kognitiven Schemata die Wahrnehmungen und Erkundungen der Welt leiten, bringen dessen Veränderungen die Welt immer wieder in einem anderen Licht hervor. Oder anders gesagt: Je nachdem, welches kognitive Schema sich in diesem Moment vordergründig bildet, formt sich die Welt in bestimmten Facetten sinn- und bedeutungsvoll heraus. Somit leitet das hervorgebrachte kognitive Schema die gegenwärtige Sichtweise und insofern auch, auf welche Weise die Welt eingesehen wird.

Hier ergibt sich eine grundsätzliche Frage: Inwieweit werden kognitive Schemata als im Organismus gespeichert und abgerufen verstanden oder als stets durch die gegenwärtige kognitive Struktur unmittelbar aus der Interaktion mit der Umwelt erzeugt? Diese Frage wird im Zusammenhang mit der Theorie autopoietischer Systeme erneut aufgegriffen (siehe unten Kapitel 2.5.4).

Eine wesentliche und entscheidende Frage bleibt an dieser Stelle weiterhin unbeantwortet: Inwieweit bilden sinnesbezogene Vorstellungen oder kognitive Schemata die Welt in ihrem Sein ab? Oder: Inwieweit wird menschliches Erkennen als rein subjektive Konstruktion verstanden? Diese für den weiteren Verlauf der Arbeit grundlegende Frage wird im Folgenden besprochen.

2.3.3 Konstruktion menschlicher Erkenntnis nach Kant

Immanuel Kant gilt als ein Wegbereiter konstruktivistischer Erkenntnistheorie. Sein Werk „Kritik der reinen Vernunft“ wird allgemein als Gründungsschrift der modernen Philosophie verstanden (vgl. Höffe 2011).

Kant bespricht in seiner Kritik der reinen Vernunft das „Ding an sich“ bzw. das „wirklich Seiende“, wie es unabhängig von unserer Erkenntnis vorliegt. Es steht im Gegensatz zur Erscheinung, die nicht „an sich“, sondern „für uns“ besteht. Nach Kant kann das „Ding an sich“ zwar unbestimmt gedacht, aber nicht durch die menschlichen Kategorien bestimmt und in dem Sinne nicht „objektiv“ erkannt werden. Kant nennt das „Ding an sich“ „Noumenon“ im Gegensatz zum „Phänomenon“, das heißt Verstandesgegenstand im Gegensatz zum

Sinnesgegenstand. Folglich ist das „Ding an sich“ ausschließlich einer intellektuellen Anschauung zugänglich (vgl. Brugger 1976, 70).

Das würde bedeuten, dass das „Ding an sich“ als reiner Gegenstand des Verstandes nur außerhalb der sinnlichen Anschauung des Menschen auftreten kann. Da menschliche Erkenntnis – wie unten in diesem Kapitel noch aufgezeigt wird – immer auf sinnlicher Anschauung bzw. Erfahrung beruht, könne das „Ding an sich“ vom Menschen nicht erfasst werden.

Kant versteht unter „Kategorien“ die Kategorien des Verstandes bzw. des Urteilens. Durch diese Kategorien und die sinnlichen Formen der Anschauung ist dem Menschen einzig das Ding als „Erscheinung“¹⁶ und nicht „das Ding an sich“ zugänglich. Mit anderen Worten: Die Erscheinung ist ein inneres Abbild von den Dingen der äußeren Welt, das durch die verstandesmäßigen Kategorien und durch sinnliche Formen der Anschauung¹⁷ von dem Menschen konstruiert wird.

Brugger stellt dabei die grundsätzliche Annahme heraus, dass die Erscheinung bzw. das „Phänomen“ im Gegensatz zum bloßen Schein wesensmäßig immer auf ein „Ding an sich“ hinweist und durch die Kategorien im Menschen hervorgebracht wird (vgl. ebda. 1976, 97).

Im Folgenden wird der Begriff „Ding an sich“ eingehender betrachtet, da dieser grundlegend für die vorliegende Arbeit ist. Hier führen die Erläuterungen bei Rehfus zu einem genaueren erkenntnistheoretischen Verständnis, sodass diese zunächst im Wesentlichen wiedergegeben werden (vgl. ebda. 2003, 301):

¹⁶ Erscheinung ist dem Wortsinn nach gleichbedeutend mit dem griechischen Wort Phänomen. Phänomen ist das sich (unmittelbar) im Bewusstsein Zeigende. Hier ist zumeist das sich zeigende konkret Einzelne gemeint. Dabei wird die Erscheinung meist einem von ihr verschiedenen, sich nicht unmittelbar zeigenden Seienden oder „Ding an sich“ gegenübergestellt. Zumeist wird beim Gebrauch des Wortes Phänomen von dem Gegensatz abgesehen, sogar ausgeschlossen, dass sich hinter dem Phänomen ein verborgenes Seiendes befindet. Bei Kant jedoch wird „Phänomen“ bzw. „Phaenomenon“ gleichbedeutend mit Erscheinung verwendet und insofern als Gegensatz „zum Ding an sich“ (vgl. Brugger 1976, 97).

¹⁷ Anschauung ist im strengen Sinn der direkte Hinblick auf das existierende Einzelne, das sich in seiner konkreten Fülle unmittelbar ohne Vermittlung anderer Erkenntnisinhalte zeigt. Die Anschauung kommt als sinnliche oder als geistige vor. Die geistige Anschauung wird auch als geistige Schau bezeichnet (vgl. Brugger 1976, 17).

Bei Kant gilt das „Ding an sich“ als erkenntnistheoretischer Begriff für die von menschlicher Erkenntnis unabhängige Wirklichkeit. Kant unterscheidet zwischen Erscheinung als demjenigen, was einem Subjekt in sinnlicher Anschauung, also durch Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen gegeben ist, und den von sinnlicher Anschauung unabhängigen „Dingen an sich“. Kant gelangt zum Begriff eines „Dinges an sich“ auf zwei Wegen. Zum einen fordert der Begriff der Erscheinung den Begriff eines „Dinges an sich“ als logisches Korrelat: Sofern die Gegenstände der sinnlichen Anschauung Erscheinungscharakter besitzen, müsste gleichfalls etwas gegeben sein, wovon die Erscheinungen Erscheinungen sind. Die Gegenstände in der sinnlichen Anschauung müssen auf etwas verweisen, was durch sie angezeigt wird. Zum anderen muss Kant die Existenz eines „Dinges an sich“ unterstellen, damit Erfahrung mit dem Anspruch auftreten kann, Objektivität zu besitzen. Indessen können die Gegenstände der Erfahrung nicht mit den „Dingen an sich“ identisch sein, da die Formen von Anschauung und Denken die Erfahrung strukturieren. Einerseits können Raum und Zeit als Formen der Anschauung und die Formen des Denkens sich nur auf das beziehen, was einem Subjekt in Anschauung und Denken gegeben ist und nicht auf ein jenseits von Anschauung und Denken liegendes „Ding an sich“. Andererseits ist das „Ding an sich“ ursächlich für das Zustandekommen der subjektiven Vorstellungen, womit der Spontaneität, d.h. der Selbsttätigkeit des Subjekts Grenzen gesetzt sind.

Aus diesen Ausführungen gehen grundlegende Annahmen zum erkenntnistheoretischen Ansatz von Kant und hier insbesondere zu dem viel zitierten und durchaus auch von einigen Vertretern des Konstruktivismus missverstandenen „Dings an sich“ hervor, die wie folgt zusammengefasst werden können: Das „Ding an sich“ gilt als außerhalb der sinnlichen Anschauung gegeben und bleibt *in diesen Sinnen* für das Subjekt unfassbar, da alle menschliche Erkenntnis auf sinnlicher Erfahrung beruht. Zugleich bezieht sich die in der sinnlichen Anschauung auftretende Erscheinung auf ein „Ding an sich“, da jede Erscheinung immer als Erscheinung von etwas Gegebenem gesehen wird. Mit anderen Worten: Erscheinung bezieht sich immer auf etwas äußeres Gegebenes im Gegensatz zu bloßem Schein als reines geistiges Produkt. Dabei ist das Gegebene in der Erfahrung nicht mit dem „Ding an sich“ deckungsgleich, da die Formen der Anschauung und die Kategorien des Verstandes auf die Erfahrung

einwirken und diese strukturieren. In dieser Hinsicht eröffnet sich ein erkenntnistheoretisches Spannungsfeld zwischen äußerer objektiver Welt und innerer subjektiver „Formung“: Einerseits bezieht sich menschliche Erkenntnis *immer* auf ein äußeres „Ding an sich“, wobei andererseits das „Ding an sich“ durch die Formen der Anschauung und die Kategorien des Verstandes nicht erkannt werden kann. So verstanden ist Erkenntnis zwar eine Konstruktion vom erkennenden Subjekt, jedoch bezieht sich diese Erkenntnis auf die ontologische bzw. gegenständliche Welt. Kant vermeidet durch diesen erkenntnistheoretischen Ansatz sowohl einerseits einen individuellen Subjektivismus oder Idealismus als auch andererseits einen reinen Objektivismus bzw. naiven Realismus.

Wie steht nun die Erscheinung einer Anschauung im Zusammenhang mit dem Begriff Konstruktion? Wie lässt sich das „Zusammenschichten“ bzw. „Zusammenfügen“ einer Erscheinung in der Anschauung durch „verstandesmäßige Kategorien“ und „sinnliche Formen“ verstehen? Was wird zusammengeschichtet und von wem?

Hierfür kann zunächst auf Manfred Geier (2011) hingewiesen werden, der die Erkenntnistheorie von Kant in der „Kritik der reinen Vernunft“ hinsichtlich „konstruktivistischer“ Aspekte untersucht.

Nach Geier hat Kant den Begriff Konstruktion insbesondere bezogen auf räumliche Eigenschaften und Gesetzmäßigkeiten in der Geometrie sowie auf Zahlenkonstruktionen in der Mathematik erörtert und auf das Phänomen des menschlichen Erkennens übertragen. Kant schlussfolgert, dass geometrische Figuren in Raum und Zeit von den Menschen als reine Anschauungen konstruiert werden (vgl. ebda. 2011, 35ff.).

Ein ähnliches Verständnis findet sich auch bei Ritter/Gründer: Kant versteht unter Konstruktion ein Verfahren der Anschauung zur Realisierung von Urteilsformen im Raum und in der Zeit. Nach Kant ist jede Erkenntnis mit Anschauung verbunden, deren Formen die Gegenstände der Erkenntnis als Erscheinungen in einem Nacheinander in der Zeit und in einem Nebeneinander im Raum gliedern (vgl. ebda. 1976, 1011).

So gesehen kann Erkennen als Ergebnis einer Konstruktion verstanden werden, die dem Menschen als Erscheinung durch bestimmte menschliche Formen der Anschauung der Objekte in Zeit und Raum sowie durch verstandesmäßige Kategorien gegeben ist. Menschen *schauen* die Dinge der Welt durch bestimmte zeitliche und räumliche Formen *an*, die die sinnliche Erscheinung konstruieren und in die wir verstandesmäßig Kategorien hineindenken. Das Ergebnis der durch den Menschen bedingten Anschauung ist eine sinnvoll geordnete Erscheinung einer gegenständlichen Welt in Raum und Zeit. Mit anderen Worten: Die Erscheinung ist eine wahrnehmbare Ordnung von Welt, welche durch die Formen der Anschauung durch den Menschen selbst erschaffen bzw. konstruiert wird. Die menschliche Anschauung formt einen geordneten Eindruck von der Welt, der als Erscheinung dem Bewusstsein des Menschen zugänglich ist. Oder anders gesagt: Durch den Vorgang der sinnlichen Anschauung erscheint die Welt als geordnet im Bewusstsein des Menschen. Dabei sind nach Kant die Vorstellungen von Raum und Zeit als reine Formen der Anschauung nicht etwas Objektives oder Reales, sondern Bedingungen menschlicher Anschauung, die *a priori* für alle Menschen gelten (vgl. ebda. 1787, B 42, B 49).

Demnach sind die Formen der Anschauung keine Eigenschaften der Welt, sondern den Menschen *a priori* zu eigen und somit der sinnlichen Erfahrung (vor-)gegeben und in diesem Sinne vorempirisch. Allerdings nicht im Sinne einer privaten individuellen Besonderheit, sondern als eine grundlegende universelle Eigenschaft aller menschlichen Subjekte.

Folglich könnte diese durch Anschauung in Erscheinung tretende Ordnung als Konstruktion des Menschen bezeichnet werden. Eine Konstruktion von dem Wirken des Seins im Menschen und in dem Sinne von der Wirklichkeit. Dabei ist die Art und Weise, wie uns Menschen die Dinge erscheinen, nicht derart, wie die Dinge sind. Das „Ding an sich“ bzw. die ontologische Welt bleibt dem Menschen in der Erscheinung unzugänglich. Wobei hier zum wiederholten Male anzumerken ist, dass die Formen der Anschauung und die Kategorien des Verstandes nicht individuell, sondern generell gelten, sodass diesbezüglich vielmehr von einem generellen Subjektivismus menschlicher Erkenntnis gesprochen werden kann.

Letztendlich sind die Formen der sinnlichen Anschauung und die Urteilsformen bzw. die Kategorien des Verstandes grundlegend für menschliche Erkenntnis. Hier ergibt sich die Frage: In welcher Weise wirken diese beiden Formen menschlicher Erkenntnis zusammen?

Die Vereinigung (Synthesis) von den Erscheinungen in der Anschauung mit den Urteilsformen des Verstandes leistet die „Einbildungskraft“. Die Einbildungskraft ordnet jedoch den Urteilsformen bzw. Begriffen nicht bloß an sich bestehende Sachverhalte oder Objekte zu, die in der Anschauung erscheinen. Die Sachverhalte und Objekte werden nach den formalen Regeln des Verstandes erst in der Anschauung konstruiert bzw. rekonstruiert. Wird einem formalen Urteil oder Begriff des Verstandes ein solcher (re-)konstruierter Sachverhalt zugeordnet, so wird er in der Anschauung realisiert (vgl. Ritter/Gründer 1976, 1011).

Demnach werden Objekte oder Sachverhalte als Verbindung der sinnlichen Formen der Anschauung mit den denkenden Urteilsformen des Verstandes in der Anschauung verwirklicht. Beide Quellen menschlicher Erkenntnis fließen unmittelbar zusammen und beide sind gleichermaßen wichtig und unentbehrlich.

Kant bezeichnet das Vermögen, Objekte oder Gegenstände zu empfangen bzw. aufzunehmen, als Sinnlichkeit. Das Vermögen, den Gegenstand sinnlicher Anschauung zu denken, ist der Verstand. Ohne Sinnlichkeit würde dem Menschen kein Gegenstand gegeben sein und ohne Verstand kein Gegenstand gedacht werden. „Gedanken ohne Inhalte sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind“ (ebda. 1787, B 75).

An dieser Stelle sei noch einmal der Begriff der „Einbildungskraft“ aufgegriffen, da dieser als philosophischer Terminus eine zentrale Bedeutung innerhalb der Erkenntnistheorie von Kant einnimmt und wegen seines umgangssprachlichen Gebrauchs zu Missverstehen führen könnte. Der Begriff der „Einbildungskraft“ wird bei Rehfus (2003) ausführlich besprochen:

Bei Kant ist die Einbildungskraft eine vermittelnde Instanz zwischen Verstand und Sinnlichkeit als den beiden Seiten menschlicher Erkenntnis. Dabei werden die in der Sinnlichkeit gegebenen Vorstellungen gemäß den Kategorien des Verstandes als den Grundformen menschlichen Denkens geformt. Das in

sinnlicher Weise Gegebene wird nach bestimmten gedanklichen Formen strukturiert und kann als derart Geformtes erkannt werden. Dem sinnlich Gegebenen wird durch die Einbildungskraft eine gedankliche Form eingeprägt. Kant bezeichnet die Einbildungskraft in dieser Funktion als produktive Einbildungskraft. Durch die reproduktive Einbildungskraft werden Vorstellungen assoziativ reproduziert. Sind in der Vergangenheit zwei bestimmte Vorstellungen aufeinander gefolgt oder zusammen aufgetreten, wie das zum Beispiel bei Blitz und Donner der Fall ist, dann wird beim erneuten Auftreten einer der beiden Vorstellungen die andere assoziativ mit wachgerufen und erwartet. Kant bezeichnet als reproduktive Einbildungskraft das Vermögen, welches diese Verbindung zwischen zwei Vorstellungen herstellt (vgl. Rehfus. 2003, 312f.).

Für den weiteren Verlauf dieser Arbeit ist die Unterscheidung zwischen produktiver und reproduktiver Einbildungskraft wesentlich. Wobei hier der Begriff Einbildungskraft vornehmlich als produktive Einbildungskraft und in diesem Sinne wie oben beschrieben als ein Vorgang menschlichen Erkennens in dem Zusammenfügen von Verstand und Sinnlichkeit begriffen wird.

Zusammenfassend sind für Kant zwei menschliche Prozesse für das Erzeugen von Erkenntnis grundlegend: sinnliche Anschauung und geistige Denkprozesse. Mit anderen Worten: Die gegenständliche Welt ist dem Menschen durch Anschauung als geordnete Erscheinung sinnlich gegeben und wird durch den Verstand gedacht. Sinnliche Anschauungen und verstandesmäßiges Denken geschehen nach menschlichen Formen und sind in dem Sinne Zusammengefügtes bzw. Konstruktionen des Menschen. Folglich ist es der Mensch selbst, der sein Wissen von der Welt erschafft.

„Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, dass wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserem Erkenntnis richten, welches so schon besser mit der verlangten Möglichkeit einer Erkenntnis derselben *a priori* zusammenstimmt, die über Gegenstände, ehe sie uns gegeben werden, etwas festsetzen soll [...]“ (Kant 1787, II: B XVI).

So gesehen schöpft der Verstand seine Gesetze nicht aus der Natur, sondern schreibt sie *a priori* dieser vor. Von den Dingen können Menschen nur das erkennen, was sie selbst in sie hineinlegen.

Geier stellt deutlich heraus, dass Kant einen radikalen Ansatz des psychologischen Immaterialismus ablehnt, welcher zum Beispiel 1710 von George Berkeley in seiner „Abhandlung über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis“ vertreten wurde. Dabei leugnet Berkeley im Sinne des Idealismus die Existenz von „Materie“ oder „körperlichen Substanzen“ und alles von Menschen Wahrgenommene (vgl. ebda. 2011, 41).

Kant selbst bezeichnet das Verleugnen von „Dingen außer uns“ als „Skandal der Philosophie“, wodurch er sich von einem Immaterialismus oder Idealismus der damaligen Zeit vehement abgrenzt:

„[...] so bleibt es immer ein Skandal der Philosophie und allgemeiner Menschenvernunft, das Dasein der Dinge außer uns (von denen wir doch den ganzen Stoff zu Erkenntnissen selbst für unsern inneren Sinn her haben) bloß auf Glauben annehmen zu müssen, und wenn es jemand einfällt es zu bezweifeln, ihm keinen genugtuenden Beweis entgegenstellen zu können“ (Kant 1787, II: B XL)

Kant verweist auf etwas „Beharrliches“ außerhalb der menschlichen Existenz, das nicht eine Anschauung im Menschen sein kann. Menschliche Vorstellungen bedürfen ein von ihnen unterschiedenes „Beharrliches“, worauf sie sich beziehen (vgl. Kant 1787, II: B XL).

Letztendlich geht Kant unabdingbar davon aus, dass menschliches Erkennen sich immer auf ein Ding in der Welt bezieht. Diese Gegenstandsbezogenheit menschlicher Erkenntnis auf ein „Ding an sich“ wird jedoch von Vertretern des radikalen Konstruktivismus grundsätzlich infrage gestellt.

Ein weiterer grundlegender erkenntnistheoretischer Aspekt lässt sich in den Ausführungen von Otfried Höffe (2011) über „Kants Kritik der reinen Vernunft“ finden.

Nach Höffe erklärt zwar Kant die Eigenleistung des Subjekts für konstitutiv und somit für festgelegt und bestimmend, die Vorschriften belaufen sich jedoch nicht auf eine empirische Abhängigkeit der eigenen Person, wie der Erkenntnisbiologe Humberto Maturana annimmt (siehe unten Kapitel 2.5.4). Die Vorschriften sind weder kultur- noch epochenabhängig, sondern gelten streng universal. Sie

entstammen einer „übersubjektiven Subjektivität“ und gelten als vor-empirisch¹⁸ (vgl. ebda. 2011, 45).

In dieser Hinsicht wird die subjektive Erkenntnisleistung nicht als individuell, sondern als universell verstanden. Mit anderen Worten: Jeder Mensch würde immer und überall auf die gleiche Weise Erkenntnis subjektiv konstruieren, und zwar durch die Kategorien des Verstandes und der Formen der Anschauung, die a priori dem Menschen gegeben sind. So wäre nach Kant durch die universelle konstitutive Subjektivität eine gewisse Objektivität von Erkenntnis möglich in dem Sinne, dass menschliches Erkennen zwar das „Ding an sich“ nicht erfasst, jedoch „das Ding“ als Erscheinung in der Anschauung bei allen erkennenden Subjekten auf dieselbe Weise konstruiert wird. Insofern ermöglichen die den Menschen a priori universell gegebenen Kategorien des Verstandes und Formen der Anschauung eine „Objektivität“ im Erkennen. Eine Objektivität, die sich zwar nicht unmittelbar auf das „Ding an sich“ bezieht, sondern auf die durch die menschlichen Formen und Kategorien vermittelten in Erscheinung tretenden Inhalte.

Nach Höffe hängen die von Kant entdeckten subjektiven Eigenleistungen weder von der Struktur des Gehirns (neurowissenschaftlicher Naturalismus), oder von der Stammesgeschichte des Menschen (evolutionstheoretischer Naturalismus), noch von den gesellschaftlichen Erfahrungen (sozialtheoretischer Naturalismus) ab. Bei Kant gehören ontogenetische oder phylogenetische Überlegungen nicht zum Thema der Kritik der reinen Vernunft. Kant thematisiert die Geltungsbedingungen und nicht die Entstehungsbedingungen von Erkenntnis.

¹⁸ Empirisch stammt von griech. *empeiria* und heißt im Deutschen „Erfahrung“, auf die Erfahrung bezogen. Kant stellt das Empirische dem Transzendentalen gegenüber: Empirisch sind alle die Erkenntnisse, die ihre Quellen in der Sinneserfahrung haben. Auf Erfahrung beruhende und somit empirische Erkenntnis kann niemals zu notwendigen und unbedingten Sätzen führen. Die Erfahrung liefert allenfalls Regelmäßigkeiten, jedoch niemals streng notwendige Gesetzmäßigkeiten. Erfahrung hat es stets nur mit dem Zufälligen zu tun. Soll eine Erkenntnis Ausdruck einer strengen Gesetzmäßigkeit sein, so muss ihr eine transzendente Bedingung, d.h. eine der Formen des Verstandes zugrunde liegen. Empirische Erkenntnisse sind Erkenntnisse *a posteriori*, die auf Beobachtung und Verallgemeinerung bestimmter, in der Erfahrung beobachteter Zusammenhänge beruhen. Transzendente Erkenntnisse gelten als Voraussetzungen empirischer Erkenntnisse *a priori*, d.h. (im logischen Sinne) vor aller Erfahrung gegeben (vgl. Rehfus 2003, 319).

Kant fragt nicht nach der Genese, sondern nach den Bedingungen von Objektivität (vgl. ebda. 2011, 46).

Und gerade in diesem Aspekt besteht ein wesentlicher Unterschied zu Vertretern des radikalen Konstruktivismus, die menschliche Erkenntnis als „radikal“ individuell subjektiv verstehen und diese Annahme neurowissenschaftlich, evolutionstheoretisch oder sozialtheoretisch zu begründen versuchen (zum Beispiel Schmidt 1987, Pörksen 2011).

Darüber hinaus unterscheidet sich hier der Ansatz von Kant zur „genetischen Erkenntnistheorie“ von Jean Piaget, der jede Erkenntnis als einen spezifischen Entstehungs- und adaptiven Veränderungsprozess an die Umwelt versteht (siehe unten Kapitel 2.3.5).

Im Folgenden werden der radikal konstruktivistische Ansatz nach Ernst von Glasersfeld und anschließend die genetische Erkenntnistheorie von Jean Piaget erläutert.

2.3.4 Radikale Konstruktion von Wirklichkeit nach Glasersfeld

In der ersten Annäherung kann der sogenannte „radikale Konstruktivismus“ allgemein als ein erkenntnistheoretischer Ansatz beschrieben werden, der davon ausgeht, dass der Mensch nicht in der Lage ist, die ontologische Welt abzubilden oder zu repräsentieren, sondern lediglich ein passendes Modell von der Welt zu konstruieren. Dieses Modell entwickelt sich durch die Interaktion des Menschen mit seiner Umgebung und erfolgt nach evolutionären Selektionskriterien (vgl. Simon et al. 1999, 181).

Folglich gehen Vertreter des radikalen Konstruktivismus davon aus, dass menschliche Konstruktion der Welt kein Abbild von der ontologischen Welt darstellt. Menschen befinden sich in Wechselwirkung mit ihrer jeweiligen Umwelt, woraus sich eine subjektive Konstruktion von Welt als Ergebnis einer Selektion herausbildet.

Dabei lässt der Mensch die Umwelt nicht passiv auf sich einwirken, sondern Erkennen und Wissen entstehen als Ergebnis von „Handlungen eines aktiven Subjekts“ (Glasersfeld 1991, 30), sodass der Mensch selbst sein Modell von Welt

konstruiert. Pointiert mit der Konsequenz, „dass wir die Welt, in der wir zu leben meinen, uns selbst zu verdanken haben“ (Glaserfeld 1991, 17).

In dieser Hinsicht kann das Konstrukt als subjektive Ordnung betrachtet werden, die vom Menschen selbst in die vielschichtige und unüberschaubare Welt bzw. in den ungeordneten Erlebensfluss von Welt hineingelegt wird. Oder mit den Worten von Heinz von Förster: „Die Umwelt, so wie wir sie wahrnehmen, ist unsere Erfindung“ (ebda. 1991, 40).

Genauer genommen thematisieren Vertreter des radikalen Konstruktivismus das Verhältnis zwischen der im Verlauf der Zeit gebildeten kognitiven Konstruktion von Welt bzw. den kognitiven Strukturen eines Menschen, wie zum Beispiel Überzeugungen, Ideen, Wissen oder Theorien, und der Erlebenswelt, die Welt, wie dieser Mensch sie im Moment erlebt.

Diese kognitiven Strukturen haben sich im Laufe der Entwicklung eines Menschen durch wiederholende Erfahrungen oder wahrgenommene Regelmäßigkeiten für die Erklärung, Vorhersage und Kontrolle oder Steuerung von bestimmten Ereignissen herausgeformt. Im Endeffekt dienen die kognitiven Strukturen als Instrument für zielorientiertes Handeln und erweisen sich im Licht weiterer Erfahrungen als verlässlich oder unzulässig (vgl. Glaserfeld 1991, 20f.).

Folglich haben die kognitiven Strukturen einen Zweck und werden danach beurteilt, ob sie diesen gewählten Zweck erfüllen.

„Ganz allgemein betrachtet, ist unser Wissen brauchbar, relevant, lebensfähig [...], wenn es der Erfahrungswelt standhält und uns befähigt, Vorhersagen zu machen und gewisse Phänomene (d.h. Erscheinungen, Erlebnisse) zu bewerkstelligen oder zu verhindern“ (Glaserfeld 1991, 22).

So gesehen beinhaltet „Passung“ das subjektive Erwägen eines Menschen, inwieweit seine kognitiven Strukturen sich in der Erlebenswelt bewähren bzw. wie sie „funktionieren“.

Aus dem bisher Gesagten kann vorläufig folgender Aspekt zum radikalen Konstruktivismus erfasst werden: Die kognitive Struktur ist eine relativ stabile Ordnung von Welt, die sich im Verlauf der Zeit aus dem subjektiven Erleben in der Wechselwirkung des Menschen mit seiner gegebenen Umwelt herausgeformt.

Kognitive Strukturen werden als Instrument für ziel- oder zweckorientiertes Handeln verstanden, die sich durch weitere Erfahrungen in der Erlebenswelt bewähren oder als unpassend erscheinen. Letztendlich kann die kognitive Struktur als das Ergebnis einer ständigen Anpassung an die sich verändernde Erlebenswelt eines Menschen verstanden werden.

An dieser Stelle gilt es folgende Fragen genauer zu klären: Was ist nun an diesem Ansatz „radikal“? Was genau wird in der Konstruktion von Welt selektiert? Was sind die Unterschiede zu den Aussagen von Immanuel Kant zur menschlichen Konstruktion? Hierfür wird insbesondere der Ansatz von dem Kognitionspsychologen Ernst von Glasersfeld herangezogen, ein wesentlicher Mitbegründer und Vertreter des radikalen Konstruktivismus neben dem Physiker und Kybernetiker Heinz von Foerster. Glasersfeld stellt vordringlich den kognitiven Aspekt bei der subjektiven Konstruktion von Wirklichkeit heraus, der für die vorliegende Arbeit ausgesprochen bedeutsam ist. Darüber hinaus weist der Ansatz eine hohe Entsprechung zur genetischen Erkenntnistheorie von Jean Piaget auf, dessen Grundannahmen im anschließenden Kapitel besprochen werden.

Ernst von Glasersfeld vertritt in seinen Ausführungen über den radikalen Konstruktivismus den Ansatz, dass Erkenntnis bzw. Wissen ausschließlich das Ergebnis der subjektiven Ordnung und Organisation der Erfahrungen von der Welt darstellt und keinerlei Anspruch auf eine Übereinstimmung mit einer „ontologischen Wirklichkeit“ bzw. mit dem Seienden erhebt.

"Wissen wird vom lebenden Organismus aufgebaut, um den an für sich formlosen Fluss des Erlebens soweit wie möglich in wiederholbare Erlebnisse und relativ verlässliche Beziehungen zwischen diesen zu ordnen" (ebda. 1991, 37).

Die kognitive Struktur ist eine funktionale Anpassung an die Wirklichkeit, die sich innerhalb der Erlebniswelt bewährt oder gegebenenfalls angepasst werden muss. Dabei wird die kognitive Struktur immer durch vorhergehende Schritte und somit durch bisherige Erfahrungen bestimmt. Eine Veränderung wird notwendig, wenn derzeitige Erfahrungen von der Wirklichkeit im Widerspruch zur kognitiven Struktur stehen und diese folglich keine adäquate Anpassung an die Erlebniswelt mehr darstellt (vgl. ebda. 1991).

„Radikal“ ist die Annahme, dass kein unmittelbarer Zusammenhang bzw. keine Annäherung zwischen der kognitiven Konstruktion des Menschen und einer ontologischen Welt besteht, sondern bloß ein Passen im Sinne des Funktionierens für den handelnden Menschen (vgl. Glasersfeld 1985, 18f., 1991, 23).

So gesehen verwendet Glasersfeld den Begriff „Passung“ bzw. „Anpassung“ nicht unmittelbar bezogen auf die ontologische Welt, sondern bezogen darauf, inwieweit für den jeweiligen Menschen die kognitive Struktur zu den aktuellen Erfahrungen von Wirklichkeit bzw. zu seiner Erfahrungswelt passt. In dem Sinne bezieht sich der Mensch nicht auf die ontologische Welt, sondern immer nur auf sein Erleben bzw. seine Erlebenswelt. Oder als Frage formuliert: Wie passt die kognitive Struktur eines Menschen zu dem, wie er die Wirklichkeit im Moment erfährt oder erlebt?

Dabei ist die Annahme entscheidend, dass die Art und Weise, wie der Mensch die Welt erlebt, nicht dadurch bedingt ist, welche Signale die Sinnesorgane von der Welt aufnehmen, sondern wie diese von einem Menschen selektiert, organisiert und interpretiert werden. Sinnesorgane vermitteln dem Menschen keine Eigenschaften von der Welt, sondern diese Eigenschaften werden durch den Menschen selbst erzeugt (vgl. Glasersfeld 1985, 21f.).

In dieser Hinsicht reagieren Menschen nicht auf die ontologische Welt, nicht auf das Seiende, sondern immer nur auf ihr selbst erzeugtes Erleben dieser Welt und demnach auf ihre eigene Erfahrungswelt bzw. subjektive Wirklichkeit.

Das Phänomen der Unzugänglichkeit menschlicher Erkenntnis für das „Ding an sich“ hat schon Kant, obgleich mit anderen Worten, Ende des 18. Jahrhunderts ausführlich beschrieben (siehe oben Kapitel 2.3.3). Was ist nun der „radikale“ Unterschied zu Kant?

Im Gegensatz zu Kant schließen die Vertreter des radikalen Konstruktivismus die Bezogenheit menschlicher Erkenntnis auf *eine* ontologische Welt grundsätzlich aus. Nach dem radikalen Konstruktivismus existiert nicht die eine Welt, sondern die für den einzelnen Menschen individuell passende jeweilige Welt. Jeweilige subjektive Welten, die für den entsprechenden Menschen „brauchbar bzw. „gangbar“ sind.

„Da Wissen für den Konstruktivisten nie Bild oder Widerspiegelung der ontischen Wirklichkeit darstellt, sondern stets nur einen möglichen Weg, [...] schließt das Finden eines befriedigenden Wegs nie aus, dass da andere befriedigende Wege gefunden werden können“ (Glaserfeld 1985, 32).

Insofern existieren mehrere Möglichkeiten, brauchbare und gangbare Welten bzw. Wege subjektiv aus der Umwelt zu erschließen oder zu „selektieren“, um in der Terminologie von Glaserfeld zu bleiben.

In diesem Zusammenhang führt Glaserfeld den Begriff „Viabilität“ im Sinne von „Brauchbarkeit“ bzw. „Gangbarkeit“ ein und stellt somit den instrumentellen Aspekt von kognitiven Strukturen für den Menschen heraus. Das kognitive Konstrukt von Wirklichkeit wird im Grunde als Instrument für erfolgreiches bzw. zielstrebiges Handeln verstanden. Daher ist es nicht von Bedeutung, ob die Vorstellungen des Handelnden von der Umwelt ein „wahres“ Bild von der ontischen Wirklichkeit darstellen, sondern lediglich, ob das Konstrukt für den Handelnden brauchbar bzw. gangbar ist. Der Handelnde bedarf bloß einer Vorstellung von Welt, die es ihm ermöglicht, Hindernisse zu vermeiden und seine Ziele zu erreichen (vgl. Glaserfeld 1985, 22f.). Oder als Frage formuliert: Wie erlebt der Mensch die Auswirkungen seines Handelns, welches aufgrund seiner Konstruktion von Welt erfolgt? Oder: Ist der aktuelle Erlebensfluss eines Menschen stimmig mit seinen Vorstellungen von Welt

Bei alledem geht es nicht um „Gleichförmigkeit“ (vgl. Glaserfeld 1991, 19) zwischen den subjektiven Vorstellungen oder Ideen von der Welt mit einer „objektiven“ Welt und in dem Sinne um Wahrhaftigkeit, sondern eher um Gleichklang zwischen der Idee und dem Erleben von Welt und in dem Sinne um Stimmigkeit. Insofern wird Passung oder fehlende Passung als Folge eines subjektiven „Vergleichs“ zwischen kognitiver Konstruktion und Erlebenswelt verstanden. Wiederholung, Konstanz und Regelmäßigkeit können nur aufgrund eines Vergleiches erkannt werden (vgl. Glaserfeld 1991, 36).

In dem Verhältnis, dass ein Mensch die Auswirkungen seines Wahrnehmens oder Handelns als stimmig mit seiner Konstruktion und beabsichtigt erlebt, würde von diesem Menschen eine Passung zwischen Konstruktion von Welt und Erleben von Welt wahrgenommen. Das kognitive Konstrukt erscheint als brauchbar und die

Erlebniswelt als gangbar. In einem anderen Verhältnis, sodass ein Mensch die Auswirkungen als unstimmig und unerwünscht erlebt, würde eine Anpassung vom kognitiven Konstrukt erfolgen oder erforderlich sein. Hier erscheint das Konstrukt als unbrauchbar und aufgrund dessen die Erlebniswelt als schwierig begehbar oder lebbar.

An dieser Stelle ist die Aussage von grundlegender Bedeutung, dass der Mensch, wenn auch nicht bewusst, selbst entscheidet, welche Aspekte oder Eigenschaften im Vergleich betrachtet bzw. unterschieden werden (vgl. Glasersfeld 1991, 31ff.). Demnach wird der Vergleich zwischen kognitiver Konstruktion und Erlebniswelt bezogen auf selbstgewählte Eigenschaften und nach eigenen Kriterien der Bewertung als gleich oder ungleich, stimmig oder unstimmig bzw. passend oder unpassend empfunden. Wie lässt sich dieser „Vergleich“ an einem einfachen Beispiel veranschaulichen?

In der zwischenmenschlichen Wahrnehmung könnte sich ein Vorgesetzter von seinem Mitarbeiter das „Bild“ konstruiert haben, dass dieser „unzuverlässig“ sei, weil er häufig verspätet morgens zur Arbeit erscheint. Dieses konstruierte Bild des Vorgesetzten wird im Vergleich mit seiner Erfahrung von der wahrgenommenen Eigenschaft „des Zu-spät-Kommens“ mehrere Male morgens bestätigt. Ein anderer Vorgesetzter, der die Eigenschaft „des Zu-spät-Kommens“ aus welchen Gründen auch immer nicht wahrnimmt, könnte diesen Mitarbeiter als „zuverlässig“ beschreiben, weil aus seiner Sichtweise der Mitarbeiter beim Kunden beständig hohe Anerkennung erlangt. Beide Vorgesetzten würden nach ihren jeweiligen Kriterien und wahrgenommenen Eigenschaften ihr eigenes „Bild“ als „Wissen“ von diesem Mitarbeiter konstruieren und im Vergleich mit ihrer Erfahrungswelt durchaus bestätigt sehen.

In diesem Verständnis würde sich jeder Mensch in seiner jeweiligen brauchbaren Möglichkeit von Welt auf gangbaren Wegen erleben. Eine innere subjektive Erlebniswelt, die für den Menschen individuell zu seinen Vorstellungen passend erscheint, unabhängig von irgendeiner objektiven Welt da draußen. Dieser Aspekt scheint die Radikalität des radikalen Konstruktivismus auszumachen.

In dieser Hinsicht besteht ein essentieller Unterschied zu den Ansichten von Kant. Kant verweist im Gegensatz zu Glasersfeld auf etwas „Beharrliches“ außerhalb der menschlichen Existenz, worauf sich der Mensch bezieht. Menschliches Erkennen oder Wissen bezieht sich immer auf ein „Ding“ in der Welt (siehe oben Kapitel 2.3.3). Glasersfeld geht nicht davon aus, „dass eine dauerhafte, mehr oder weniger fest strukturierte Welt bereits an sich ‚existiert‘, eine Welt, die unsere Erkenntnis bestimmt und darum der eigentliche Gegenstand unserer Erkenntnis sein muss“ (Glasersfeld 1985, 28).

Mit anderen Worten: Die Strukturen und Ordnungen werden vom Menschen erst in die Welt hineingelegt. Erkenntnisse oder Wissen als kognitive Strukturen werden nicht als Aussage über das Seiende verstanden, sondern rein unter dem instrumentellen Aspekt als brauchbar oder unbrauchbar. Demnach sind Wahrnehmung und Erkennen „konstruktive und nicht abbildende Tätigkeiten“ (Glasersfeld 1985, 30) verbunden mit der Annahme, „dass die Struktur der Umwelt, in der wir uns befinden, durch unsere Art und Weise des Erlebens und durch unsere begriffliche Einteilung entsteht“ (Glasersfeld 1985, 33).

Soweit könnte dieser Gedanke auch im Sinne von Kant sein: Durch die Formen der Anschauung und durch die Kategorien des Verstandes wird die Welt in der Erscheinung gebildet. Die Erscheinung ist eine für den Menschen wahrnehmbare Ordnung, die er in die Welt hineinlegt (siehe oben Kapitel 2.3.3). Jedoch scheint in der radikalen Zumutung an Subjektivität ein weiterer wesentlicher Unterschied zu den Aussagen von Kant zu liegen. Nach Glasersfeld „erfindet“ jeder Mensch seinen eigenen gangbaren Weg durch den Erlebensfluss von Welt, wobei Kant die Anschauungsformen des Menschen nicht im Sinne einer privaten individuellen Besonderheit, sondern als eine a priori grundlegende Eigenschaft des menschlichen Subjekts sieht und insofern dem Menschen allgemein und gleich eigen zu sein (er-)scheinen (siehe oben Kapitel 2.3.3).

In einer kritischen Betrachtung des Ansatzes des radikalen Konstruktivismus drängt sich zunächst die Frage auf, auf was sich der Mensch eigentlich in seiner Konstruktion von Wirklichkeit bezieht, wenn nicht auf die äußere Welt. Wenn der Mensch keine „Abbildung“ von der Welt konstruiert, ist die subjektive Erscheinung dann reine „Einbildung“? Wenn subjektive Erlebenswelt und äußere

Welt in keiner Art und Weise „gleichförmig“ sind, gelten dann auch in letzter Konsequenz wirklich alle subjektiven Erlebenswelten als „gleichgültig“? Und worin besteht nun der „radikale“ Unterschied zur skeptischen Tradition, die auch von der Unerschließbarkeit der äußeren Welt ausgeht, mit welcher der radikale Konstruktivismus ja „einiges gemein hat“ (Glaserfeld 1991, 16).

Eine Diskussion dieser Fragen würde den Rahmen der vorliegenden Arbeit weitaus überschreiten. An dieser Stelle sei auf die lesenswerte Dissertation in Philosophie von Ulf Dettmann verwiesen, der aus seinen Ausführungen schlussfolgert, dass die radikale Annahme der Nichtbezogenheit menschlicher Erkenntnis auf eine äußere Welt nicht haltbar ist (ebda. 1999).

Zumindest sei an dieser Stelle noch erwähnt, dass Glaserfeld selbst betont, dass an „den Ideen, die den Radikalen Konstruktivismus ausmachen [...] überhaupt nichts Neues“ sei (Glaserfeld 1997, 56). Er zeichnet in seinen verschiedenen Abhandlungen die philosophischen Ursprünge und historische Entwicklung des radikalen Konstruktivismus detailliert nach (zum Beispiel ebda. 1987, 1991, 1997). Auch die Frage nach der allgemeinen „Geltung“ von Wissen wird von Glaserfeld durch den Begriff der „Viabilität zweiter Ordnung“ aufgegriffen, wobei ein gemeinsames Wissen, bestätigte Tatsachen oder intersubjektive Wirklichkeit gemeint sind (vgl. ebda. 1997, 97f.). Demnach weist intersubjektiv bestätigtes Wissen auf der Basis sozialer Interaktion höhere Zuverlässigkeit auf, als subjektiv *eigen-sinniges* Wissen.

Eine andere und für die vorliegende Arbeit durchaus bedeutsame Frage bezieht sich auf die Einflüsse von Emotionen auf das subjektive Erleben von Welt. Glaserfeld beschäftigt sich mit den Möglichkeiten der Konstruktion von menschlichem Wissen und beschränkt sich demnach vornehmlich auf die Bedingungen und Möglichkeiten kognitiver Strukturen und thematisiert nicht, inwieweit Emotionen die Wahrnehmung prägen und somit wesentlich die Erlebenswelt bzw. Wirklichkeit eines Menschen einfärben könnten. Auch in den Ausführungen von Heinz von Förster wird die „Gefühlswelt“ außen vor gelassen (zum Beispiel ebda. 1991).

Im Grunde sind die Ansätze des radikalen Konstruktivismus über Maß auf die kognitiven und physiologischen Vorgänge des Menschen begrenzt. Das mag sicherlich daher rühren, dass die Begründer des radikalen Konstruktivismus überwiegend vor einem naturwissenschaftlichen Hintergrund Bedingungen und Möglichkeiten menschlicher Erkenntnis untersuchen¹⁹.

Der Schweizer Psychiater Luc Ciompi (2005) hat die Bedeutung von Emotionen bzw. der emotionalen-körperlichen Grundstimmung für die Erlebenswelt eines Menschen mit seinem Ansatz der Affektlogik herausgestellt, der in der aktuellen Literatur von Vertretern verschiedener Ansätze systemischer Beratung viel beachtet und einbezogen wird. Zum Beispiel die Forschungsgruppe um Günter Schiepek (2013, 2014) Jürgen Kriz (2004) oder Kurt Ludewig (2015). Demnach beeinflussen sich kognitive und emotionale Prozesse wechselseitig, fließen ineinander und halten das subjektive Erleben stabil. Wobei der aktuell vorherrschende Affekt bzw. die aktuelle „psycho-physische Befindlichkeit“ das Wahrnehmen und Denken und somit das Verhalten eines Menschen bestimmt (siehe unten Kapitel 2.8.2). In diesem Sinne kann Kognition nicht ohne Emotion *gedacht* werden.

Im Folgenden wird der erkenntnistheoretische Ansatz von Jean Piaget erläutert, der eine breite Entsprechung zu den Annahmen von Glasersfeld aufweist, die zumindest von Glasersfeld selbst mehrfach betont und ausgeführt wird (zum Beispiel ebda. 1994, 1997, 2013).

2.3.5 Kognitive Schemata als Konstruktion von Wirklichkeit nach Piaget

Der Schweizer Biologe und Kognitionspsychologe Jean Piaget hat neben der Entwicklung von Denk- und Erkenntnisprozessen bei Kindern allgemein die Möglichkeiten und Grenzen menschlicher Denkvorgänge und Erkenntnis untersucht. Piaget bewegte sich Zeit seines Lebens zwischen verschiedenen Disziplinen der Geistes- und Naturwissenschaften mit dem Ziel, eine empirisch fundierte Erkenntnistheorie zu schaffen. Piagets Untersuchungen zeigen deutlich,

¹⁹ Auch Ernst von Glasersfeld beschäftigte sich grundlegend mit kybernetischer Modellbildung und der Mathematik (vgl. Köck 2011b).

dass es *die* Erkenntnis nicht gibt. Menschen verfügen über ein ganzes Bündel hierarchisch gegliederter geistiger Fähigkeiten, die uns das Erkennen der Welt ermöglichen. Piaget versteht Erkenntnis als Ergebnis eines handelnden Subjektes, welches nicht passiv die gegenständliche Welt in ihrem Sein abbildet, sondern aktiv die Objekte seiner Umwelt transformiert bzw. konstruiert.

„Um nämlich Objekte zu erkennen, muss das Subjekt auf sie einwirken und sie infolgedessen transformieren: Es muss sie von der Stelle bewegen, verbinden, in Beziehung zueinander setzen, auseinander nehmen und wieder zusammensetzen. Von den elementarsten sensomotorischen Handlungen [...] bis hin zu kompliziertesten intellektuellen Operationen, welches verinnerlichte, gedanklich ausgeführte Handlungen sind [...], ist Erkenntnis ständig verknüpft mit Handlungen oder Operationen, d.h. mit Transformationen“ (Piaget 2014, 43f.).

Dabei entspringt Erkenntnis weder alleinig aus den Objekten der Umwelt noch aus dem Inneren des Subjekts, sondern „erwächst“ aus der Interaktion zwischen dem Subjekt und den wahrgenommenen Objekten (vgl. ebda. 2014, 44).

So gesehen ist Erkenntnis das Ergebnis einer aktiven Konstruktion des Menschen, die sich aus der Wechselwirkung zwischen dem erkennenden Subjekt und der ihm gegebenen Umwelt ergibt. In dieser Hinsicht kann Piagets erkenntnistheoretischer Ansatz als konstruktivistisch verstanden werden, wobei jedes Erkennen unmittelbar mit Handeln oder Operieren verknüpft ist. Oder anders gesagt: Jedes Erkennen ist Handeln und jedes Handeln ist Erkennen.

„Tatsächlich verschmelzen Subjekt und Objekt in jeder Handlung“ (ebda. 2014, 44).

Piaget (2014, 50) bezeichnet seinen Ansatz als „genetische Erkenntnistheorie“. „Genetisch“ meint in diesem Zusammenhang nicht, dass Erkenntnis in den menschlichen Genen begründet und demnach angeboren oder vererbt im Subjekt gegeben ist. Piaget gebraucht „genetisch“ in der ursprünglichen Bedeutung von „Genesis“ und soll ausschließlich zum Ausdruck bringen, dass jede Erkenntnis auf einem spezifischen Entstehungs- und adaptiven Veränderungsprozess an die Umwelt beruht (vgl. Seiler 1994, 46).

Nach Piaget wird Erkenntnis aus den sogenannten Handlungsstrukturen erzeugt, die die Handlungen des Subjekts koordinieren und Objekte der Umwelt zueinander in Beziehung setzen. Dabei sind diese Strukturen weder an sich im

Subjekt noch in den Objekten gegeben, sondern werden vielmehr aus der Erfahrung der wahrgenommenen Welt im Subjekt während seiner Entwicklung zunehmend aufgebaut. Folglich werden die Strukturen aus der Wechselwirkung zwischen dem Subjekt mit seiner Umwelt allmählich erst erschaffen (vgl. ebda. 2014, 45ff.).

Mit anderen Worten: Durch Handlungsstrukturen, die sich während der Entwicklung bzw. Ontogenese eines Menschen mehr und mehr herausformen, wird die Transformation von Objekten aus der Umwelt bedingt, woraus Erkenntnis über die Objekte aktiv vom Subjekt erzeugt wird. Demnach sind die Strukturen nicht wie bei Kant a priori dem Menschen gegeben, die sich im Reifungsprozess einfach entfalten, sondern entwickeln, differenzieren und verändern sich aus den subjektiven Erfahrungen mit der gegebenen Umwelt. In diesem Sinne sind die erkenntniserzeugenden Handlungsstrukturen nicht im Menschen allgemein festgelegt, sondern bilden sich individuell in der Wechselbeziehung mit der jeweiligen Umwelt heraus. Insofern sind die herausgebildeten Handlungsstrukturen das Ergebnis einer ständigen kognitiven Anpassung des Subjektes an die ihm gegebene Umwelt.

Zur Erkenntnistheorie von Piaget ist der Beitrag von Thomas Bernhard Seiler aufschlussreich, der ausgiebig die „strukturgenetische Erklärung“ im Hinblick auf die Frage bespricht, ob diese als konstruktivistischer Ansatz bezeichnet werden kann (ebda. 1994).

Nach Seiler versteht Piaget unter Handeln und hiermit Erkennen zunächst die zielorientierte Betätigung sensomotorischer Strukturen oder Schemata²⁰, die auf die unmittelbare Erfahrung mit der Umwelt im Hier und Jetzt beschränkt sind. Aus den sensomotorischen Handlungsschemata bilden sich mit der Zeit durch die

²⁰ Nach Seiler sind für Piaget die Begriffe „Struktur“ und „Schema“ deckungsgleich, wobei Piaget bevorzugt den Schemabegriff für sensomotorische Handlungs- und Wahrnehmungsstrukturen verwendet. Dabei versteht Piaget Strukturen oder Schemata allgemein als Instrumente der erkenntniserzeugenden Interaktion des Subjekts mit der Wirklichkeit. Demnach können diese als kognitive Strukturen oder Schemata bezeichnet werden (vgl. ebda. 1994, 62ff.).

Prozesse der Verinnerlichung und Optimierung innere Vorstellungs- bzw. Repräsentationsstrukturen heraus, die die wahrgenommenen Objekte und Ereignisse der äußeren Welt subjektiv bildlich und begrifflich repräsentieren, sodass auf dem Hintergrund dieser Repräsentationen die Dinge in der gegenwärtigen Wahrnehmung beschrieben und erklärt werden. Der Handlungscharakter der mentalen Repräsentationsstrukturen bleibt erhalten, da diese vom Subjekt kontinuierlich erzeugt, aktualisiert und situativ auf Objekte oder Ereignisse angewandt werden (vgl. ebda. 1994, 48ff.).

Mit anderen Worten: In der Entwicklung kognitiver Strukturen rekonstruiert das Subjekt zunächst handlungsmäßig die gegebenen Objekte oder Ereignisse der äußeren Welt, die im weiteren Verlauf verinnerlicht und auf diese Weise mental (bildlich und begrifflich) repräsentiert werden. Dabei werden die subjektiven mentalen Repräsentationen der äußeren Welt nicht als statisches unveränderbares Gebilde betrachtet, sondern vielmehr als dynamische und veränderbare kognitive Strukturen bzw. Schemata verstanden. Wie schon oben in diesem Kapitel betont, ist jedes Handeln auch Erkennen, da sich das Subjekt durch Handeln aktiv mit der Umwelt auseinandersetzt und die wahrgenommenen Gegebenheiten und Eigenschaften vor dem Hintergrund vorhandener kognitiver Strukturen oder Schemata erkennend verarbeitet.

Nach Seiler sind die kognitiven Strukturen im Verlauf ihrer Entwicklung immer weniger konkreten Gegenständen oder Situationen verhaftet. Sie werden zunehmend abstrakter und allgemeiner, wobei sie gleichzeitig zueinander in Beziehung treten, sich miteinander verbinden, sich gegenseitig ergänzen und korrigieren (vgl. ebda. 1994, 54). Dabei sind alle kognitiven Handlungen oder Operationen durch ständige und aktive Selbstregulation bedingt (vgl. Piaget 2014, 48).

Demnach werden vom Subjekt zahlreiche innere kognitive Verarbeitungsprozesse bzw. Handlungen selbstregulierend vollzogen, um eine subjektive Orientierung und Ordnung von der Welt zu erzeugen, die sich mehr und mehr von sinnesspezifischen Erfahrungen konkreter Objekte oder Ereignisse entkoppelt. Mit anderen Worten: Der Mensch bildet sich ausgehend von seinen ursprünglichen Erfahrungen von der Welt sinnesbezogene Vorstellungen, die sich im Verlauf der

Zeit in ihrem Gehalt von den tatsächlichen Gegebenheiten der Ereignisse zunehmend entfernen und sich verselbstständigen (siehe oben Kapitel 2.3.1).

In diesem Zusammenhang unterscheidet Piaget zwischen den operativen und figurativen Aspekten kognitiver Funktionen. Als operativ werden die Tätigkeiten des Subjekts verstanden, die die Wirklichkeit zu subjektiver Erkenntnis transformieren und dementsprechend alle erkenntniserzeugenden Handlungen und Operationen umfassen. Hingegen werden als figurativ die Tätigkeiten bezeichnet, die die Wirklichkeit in ihrer Erscheinung repräsentieren, ohne sie zu transformieren. Dazu zählen die Wahrnehmung, Nachahmung und bildhafte Repräsentation in der Vorstellung (vgl. ebda. 2014, 85).

Somit beinhalten kognitive Strukturen neben den erkenntniserzeugenden operativen Funktionen die figurativen Funktionen, die die wahrgenommenen Objekte oder Ereignisse als mentale Repräsentation oder als Vorstellungsbilder innerlich abbilden.

Piaget bezeichnet subjektive Vorstellungsbilder als Schemata, die entweder von reproduktiver oder antizipatorischer Natur sind. Einerseits beinhalten diese Schemata Kenntnisse aus der Vergangenheit und sind in dem Sinne kognitiv. Andererseits sind sie nicht ausschließlich abstrakte Kenntnis, sondern stehen in einer bestimmten und konkreten Beziehung zu den gemeinten Objekten oder Ereignissen. In diesem Zusammenhang versteht Piaget Schema als eine vereinfachte Vorstellung von der äußeren oder inneren Welt wie zum Beispiel bei einer Landkarte²¹ (vgl. ebda. 2014, 91 f.).

²¹ An dieser Stelle sei auf die häufig zitierte Unterscheidung zwischen der „Landkarte“ und dem „Territorium“ von Alfred Korzybski hingewiesen: „Die Landkarte ist nicht die Landschaft, aber wenn die Landkarte brauchbar ist, ist sie der Struktur des Gebietes ähnlich“ (Korzybski 1933). Nach Bateson beinhaltet Korzybskis Annahme, dass eine Transformation zwischen der „Welt an sich“ und der Abbildung dieser Welt durchgeführt wird. „Etwas abstrakter betrachtet, besagt Korzybskis Behauptung, dass in allem Nachdenken, in der Wahrnehmung eine Umwandlung stattfindet, eine Codierung, die zwischen dem Bericht und der berichteten Sache, dem Ding an sich vermittelt“ (ebda. 1993, 41). Hier weist auch Bateson darauf hin, dass Wahrnehmung das Ergebnis einer Umwandlung bzw. „Codierung“ ist und insofern als vom Menschen konstruiert betrachtet werden kann.

Folglich ergibt sich aus der figurativen Funktion der kognitiven Tätigkeit eine subjektive Repräsentation bzw. ein Abbild von Wirklichkeit, welches sowohl erinnerte Kenntnisse über die repräsentierten Objekte oder Ereignissen als auch die subjektive Beziehung zu den Objekten und in dem Sinne deren subjektive Bedeutung beinhaltet. Diese subjektiven mentalen Repräsentationen oder inneren Vorstellungsbilder von der äußeren aber auch inneren Welt sind für die vorliegende Arbeit besonders relevant.

Nun ist die Frage: Wie versteht Piaget die Entstehung, Aufrechterhaltung und Veränderung von kognitiven Strukturen?

Wie schon oben in diesem Kapitel beschrieben, geschieht kognitive Entwicklung aus der Interaktion zwischen dem Subjekt und seiner gegebenen Umwelt. Nach Piaget erfolgt dabei die kognitive Entwicklung durch zwei wesentliche Mechanismen: Assimilation und Akkommodation. Beide Mechanismen werden als Formen der kognitiven Anpassung bzw. der Adaption des Subjekts an seine Umwelt verstanden. Assimilation bedeutet die Integration neuer Informationen aus der Umwelt an vorhandene kognitive Strukturen des Subjekts. Akkommodation meint die Veränderung der kognitiven Strukturen durch neue Informationen. Dabei beruht jede Assimilation auf Akkommodation und jede Akkommodation auf Assimilation: Bei jeder Einpassung von Information geschieht auch eine Veränderung der kognitiven Struktur und bei jeder Veränderung der Struktur geschieht auch ein Einpassen der Information an vorhandene kognitive Strukturen (vgl. ebda. 2014, 53ff.).

Letztendlich geschieht die kognitive Anpassung an die Umwelt durch ein Gleichgewicht zwischen Assimilation und Akkommodation.

„Zwar sind Akkommodation und Assimilation in allen Tätigkeiten gegenwärtig, doch ihr Verhältnis kann variieren, und erst ein mehr oder weniger stabiles (wenn auch stets veränderliches) Gleichgewicht zwischen ihnen charakterisiert einen vollständigen Intelligenzakt“ (ebda. 2014, 57).

Dieses Gleichgewicht bezeichnet Piaget als Äquilibration oder Äquilibrium (von franz. *equilibre*: Gleichgewicht), wodurch das Subjekt auf Störungen der Umwelt reagiert und indessen seine kognitiven Strukturen aufbaut. Dabei wird das Gleichgewicht bzw. die Äquilibration durch Selbstregulation aufrechterhalten.

„[...] , dass der Aufbau der Strukturen vor allem das Werk einer Äquilibration ist, welche [...] durch Selbstregulation definiert ist. Äquilibration besteht also in einer Reihe aktiver Reaktionen des Subjekts auf externe Störungen“ (Piaget 2014, 109).

Aus dem bisher Gesagtem können die Grundmechanismen der Anpassung kognitiver Strukturen an die gegebene Umwelt wie folgt zusammengefasst werden: Bei der Assimilation werden wahrgenommene Objekte oder Ereignisse aus der Umwelt in der Art verarbeitet, dass diese sich in die vorhandenen kognitiven Strukturen einfügen bzw. einpassen. Die wahrgenommene Umwelt wird an die schon bestehenden kognitiven Strukturen assimiliert. Bei der Akkommodation werden die kognitiven Strukturen selbst verändert, um sich den wahrgenommenen Objekten oder Ereignissen aus der Umwelt anzupassen, die unstimmtig bzw. widersprechend mit den vorhandenen kognitiven Strukturen sind. Oder anders gesagt: Akkommodation wird durch Störungen ausgelöst, die sich aus der Interaktion mit der Umwelt ergeben bzw. aus Wahrnehmungen, die nicht zu den bisherigen kognitiven Strukturen passen und auch nicht angepasst werden können. Beide Formen der Anpassung befinden sich in einem selbstregulierenden dynamischen Gleichgewicht, in dem sogenannten Äquilibrium.

„Deshalb besteht kognitive Adaption [...] aus einem Gleichgewicht zwischen Assimilation und Akkommodation. Wie wir gesehen haben, gibt es keine Assimilation ohne Akkommodation. Wir müssen jedoch auch ausdrücklich betonen, dass auch Akkommodation nicht ohne gleichzeitige Assimilation auskommt“ (Piaget 2014, 56).

Dementsprechend kann kognitive Entwicklung als Ergebnis eines andauernden Wechselspiels und dynamischen Gleichgewichts zwischen Assimilation und Akkommodation verstanden werden. Letztendlich entstehen aus diesem Wechselspiel kognitive Strukturen von der Umwelt, die gegenwärtig für das Subjekt angemessen und passend sind und durch weitere Einflüsse der Umwelt sich wieder verändern können. Die kognitiven Strukturen befinden sich in einem „Fließgleichgewicht“ (siehe oben Kapitel 2.2), wobei eine Übereinstimmung mit der Wirklichkeit nicht dauerhaft gegeben, sondern ständig fließend und als „nie voll erreichtes Ziel zu sehen“ ist (Seiler 1994, 58).

Die kognitive Entwicklung eines Menschen kann als fortwährender Prozess von Gleichgewichts- und Ungleichgewichtszuständen der kognitiven Struktur

verstanden werden. In dessen Verlauf zeichnet sich ein neu entstandenes Gleichgewicht durch eine qualitative Veränderung der Struktur aus.

„Immer dann, wenn es zu umfassenden qualitativen Veränderungen an den kognitiven Strukturen kommt, die einem Subjekt zur Verfügung stehen, spricht Piaget davon, dass sich ein neues Gleichgewicht, eine neue Gleichgewichtsform oder auch Gleichgewichtsstufe zwischen ihnen eingestellt habe“ (Seiler 1994, 69).

In der Gesamtbetrachtung kann der erkenntnistheoretische Ansatz von Piaget als konstruktivistisch bezeichnet werden. Der Mensch selbst erzeugt kognitive Strukturen aus der Interaktion mit seiner Umwelt, wobei diese Strukturen als Ergebnis einer Anpassung an die wahrgenommene Umwelt verstanden werden. Diese Anpassung ist durch Assimilation und Akkommodation bedingt, die sich in einem dynamischen Gleichgewicht bzw. Fließgleichgewicht befinden, um Störungen oder Widersprüche in der kognitiven Struktur ausgelöst durch wahrgenommene Informationen aus der Umwelt auszugleichen. Dabei gilt die kognitive Struktur nicht als Abbild der gegenständlichen Welt, sondern wird aktiv vom Menschen konstruiert.

„Der lebende Organismus ist kein bloßes Spiegelbild der Eigenschaften seiner Umgebung. Er entwickelt vielmehr eine *Struktur*, die im Lauf der Epigenese Schritt für Schritt aufgebaut wird und nicht vollständig präformiert ist“ (Piaget 2014, 48).

Piaget beschreibt selbst seinen erkenntnistheoretischen Ansatz als konstruktivistisch.

„[...] dass Quantitäten eine komplexe Konstruktion und nicht bloß eine Wahrnehmung verlangen, bewegen wir uns *de facto* vom Empirismus in Richtung des Konstruktivismus, der eine andere Form von Erkenntnistheorie ist; zudem steht dieser Ansatz gegenwärtigen biologischen Trends sehr viel näher, welche die Notwendigkeit konstruktiver Selbstregulation unterstreichen“ (ebda. 2014, 125).

Seiler (1994) kommt in seinem Vergleich zwischen dem erkenntnistheoretischen Ansatz von Piaget und konstruktivistischen Grundannahmen zu dem Ergebnis, dass der Ansatz von Piaget zwar nicht als radikal konstruktivistisch, jedoch als konstruktivistisch bezeichnet werden kann bzw. konstruktivistischen Prinzipien nicht widerspricht.

„[...] dass der strukturgenetische Erklärungsansatz Jean Piagets nicht nur in seinen verbalen Beteuerungen und in der Beschreibung des Assimilationsvorgangs konstruktivistische Prinzipien impliziert, sondern dass auch die Erklärung und Rechtfertigung der Adaptivität durch den Akkommodationsvorgang konstruktivistischen Grundannahmen nicht widerspricht“ (ebda. 1994, 90).

2.3.6 Wirklichkeit erster und zweiter Ordnung nach Watzlawick

Der Psychotherapeut und Kommunikationspsychologe Paul Watzlawick ist ein Wegbereiter des konstruktivistischen Denkens, vor allem im deutschsprachigen Raum. Durch seine Publikationen „Wie wirklich ist die Wirklichkeit?“ (1992/1976) und „Die erfundene Wirklichkeit“ (1991b/1981) wurden verschiedene Ansätze des Konstruktivismus und dessen Vertreter einem breiten Publikum zugänglich.

Watzlawick unterscheidet in seinem Ansatz zwei Arten von Wirklichkeit (vgl. ebda. 1991c, 36f., 1992, 142ff., 1985, 91ff.). Die erste Wirklichkeit bezieht sich auf die physischen und die „objektiv“ feststellbaren Eigenschaften von Dingen. Diese Wirklichkeit definiert er im Sinne eines naturwissenschaftlichen Verständnisses:

„Wir wollen also jene Wirklichkeitsaspekte, die sich auf den Konsensus der Wahrnehmung und vor allem auf experimentelle, wiederholbare und daher verifizierbare Nachweise beziehen, der Wirklichkeit erster Ordnung zuteilen“ (ebda. 1992, 143).

Die Frage ist: Welche Bedeutung, welchen Wert haben diese Tatsachen subjektiv für den Einzelnen? Watzlawick bezeichnet die subjektive Bedeutung der wahrgenommenen äußeren oder inneren Welt als Wirklichkeit zweiter Ordnung. In diesem Bereich der Wirklichkeit bestehen nicht die Kategorien von „richtig“ oder „falsch“ oder „wahr“ oder „nicht wahr“ (vgl. ebda. 1991b, 218ff.).

Zum Beispiel stellt ein Mitarbeiter während einer Besprechung viele Fragen. Das Verhalten des Mitarbeiters wird von den an der Besprechung beteiligten Personen wahrgenommen. Interessierte Wissenschaftler könnten empirisch mittels Videoanalyse genau untersuchen und quantifizieren, wie viele, wie lange und in welchen zeitlichen Abständen der Mitarbeiter Fragen gestellt hat. Das objektiv nachprüfbare Ergebnis würde zum Bereich der Wirklichkeit erster Ordnung

gehören. Die subjektive Bezeichnung, Bewertung und Erklärung des Verhaltens und dementsprechend die subjektive Bedeutung betrifft die Wirklichkeit zweiter Ordnung. Das Verhalten könnte von verschiedenen Beobachtern als „aufdringlich“, „interessiert“, „engagiert“ oder als „unwissend“ bezeichnet und bewertet werden. Je nach welchen Kriterien die Beobachter das Verhalten im Vergleich mit ihren vorhandenen begrifflichen Konstruktionen von Eigenschaften subjektiv wahrnehmen (siehe oben Kapitel 2.3.4). Auch die Erklärungen für das Verhalten könnten subjektiv sehr unterschiedlich sein: „Der Mitarbeiter braucht Anerkennung!“ oder „Er möchte in Konkurrenz mit seinem Vorgesetzten treten!“

Dabei führen die jeweils subjektiven Bedeutungen entsprechend zu unterschiedlichem Erleben in der Situation, in die das beobachtete Verhalten eingebettet ist.

„Die Wirklichkeit zweiter Ordnung, die unsere Weltschau, Gedanken, Gefühle, Entscheidungen und Handlungen bedingt, ist das Ergebnis einer ganz bestimmten Ordnung, die wir der kaleidoskopischen, phantasmagorischen Vielfalt der Welt aufstülpen und die also nicht das Resultat der Erfassung der ‚wirklichen Welt‘ ist, sondern die im eigentlichsten Sinne eine ganz bestimmte Welt konstruiert“ (ebda. 1985, 94).

Insgesamt kann der Ansatz von Watzlawick in Abgrenzung zum radikalen Konstruktivismus eher als gemäßigt bezeichnet werden, da er von einer gemeinsam geteilten „objektiv feststellbaren“ Wirklichkeit erster Ordnung ausgeht, auf welche sich die subjektive Wirklichkeit zweiter Ordnung, die individuelle Wirklichkeit der Bedeutungen bezieht. Dieser Aspekt ist für die vorliegende Arbeit besonders relevant: Die Veränderung von subjektiven Bedeutungen einer wie auch immer gearteten Welt da draußen, die jedoch zumindest durch gemeinsam abgestimmte Wahrnehmungen und Beschreibungen „objektiv“ zu sein erscheint. In diesem Zusammenhang könnten der Begriff der „Viabilität zweiter Ordnung“ nach Glasersfeld (siehe oben Kapitel 2.3.4) sowie der Begriff der „Wirklichkeit erster Ordnung“ nach Watzlawick zumindest auf eine gemeinsam geteilte Referenz intersubjektiver Wahrnehmung in der äußeren Welt hinweisen. Die Frage, inwieweit diese gemeinsame Referenz den objektiven „Tatsachen“ einer ontologischen Welt entspricht oder bloß eine gemeinsame intersubjektive Übereinkunft darstellt, würde den erkenntnistheoretischen Diskurs

an dieser Stelle zu weit führen, wodurch das eigentliche Thema dieser Arbeit aus dem Blick verloren ginge.

2.3.7 Zusammenfassung und Diskussion

Gegenstand erkenntnistheoretischer Ansätze ist die Beziehung zwischen menschlicher Erkenntnis von der Welt und der ontologischen Welt, der gegenständlichen Welt, so wie sie ist. Diese Beziehung umfasst insbesondere die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen menschlichen Erkennens und insofern die Frage, inwieweit das menschliche Bild bzw. die Vorstellung von der Welt der ontologischen Welt entspricht. Diese originäre Frage der Philosophie wird von verschiedenen Wissenschaftlern aus unterschiedlichen Disziplinen in einem Spektrum zwischen naivem Realismus und Idealismus beantwortet und bis heute kontrovers diskutiert.

Konstruktivistische Ansätze gelten schon seit Mitte der 1970er-Jahre als eine wesentliche theoretische Grundlage systemischer Beratung mit der Konsequenz, dass als Gegenstand der Beratung die Veränderung von problemerzeugenden Wirklichkeitskonstruktionen verstanden wird. In dem vorliegenden Kapitel wurden erkenntnistheoretische Ansätze nachgezeichnet, die in einem erweiterten Verständnis als konstruktivistisch bezeichnet werden können und für das Erfassen des Begriffs Wirklichkeitskonstruktion als relevant erachtet werden.

Nach Immanuel Kant kann Erkennen als Konstruktion des Menschen verstanden werden, die durch sinnliche Formen der Anschauung und durch verstandesmäßige Kategorien erzeugt wird. Das Ergebnis der durch den Menschen bedingten Anschauung ist eine geordnete Erscheinung der gegenständlichen Welt. Diese Erscheinung ist eine für den Menschen wahrnehmbare Ordnung, die er in die Welt selbst hineinlegt. Die ontologische Welt bzw. „das Ding an sich“ bleibt dem Menschen unzugänglich. Dabei sind die sinnlichen Formen der Anschauung und die verstandesmäßigen Kategorien a priori eine grundlegende Eigenschaft aller Menschen und menschliches Erkennen bezieht sich auf die gegenständliche Welt bzw. auf ein „Ding an sich“, auch wenn dieses in seinem Sein nicht erfasst werden kann.

Ernst von Glasersfeld, ein Mitbegründer des radikalen Konstruktivismus, vertritt dagegen die Annahme, dass menschliche Erkenntnis sich nicht auf eine ontologische Welt bezieht. Menschen bilden sich ein „passendes“ Modell bzw. kognitives Konstrukt von der Welt, das kein Abbild der ontologischen Welt darstellt. Die Konstrukte gelten als kognitive Anpassung an die Wirklichkeit für ziel- und zweckorientiertes Handeln, die sich durch weitere Erfahrungen innerhalb der Erlebenswelt bewähren oder als unpassend erscheinen. „Passung“ bezieht sich auf das von dem jeweiligen Menschen subjektiv wahrgenommene Verhältnis zwischen kognitivem Konstrukt und den Erfahrungen von Wirklichkeit bzw. der Erlebniswelt. Demnach wird Passung oder fehlende Passung als Ergebnis eines subjektiven Vergleichs zwischen kognitiver Konstruktion und Erlebniswelt verstanden, der nach selbstgewählten Eigenschaften und eigenen Kriterien erfolgt. Das Ergebnis ist eine innere Erlebenswelt, die für den Menschen subjektiv zu seiner Konstruktion von Wirklichkeit passend bzw. „viabel“ oder unpassend erscheint, unabhängig von einer wie auch immer gearteten äußeren ontologischen Welt. Gemeinsam geteilte Erkenntnisse und Wissen mit einer allgemeinen Geltung bzw. eine intersubjektive Wirklichkeit wird als „Viabilität zweiter Ordnung“ bezeichnet.

Nach Jean Piaget wird Erkenntnis durch subjektive Handlungsstrukturen bzw. kognitive Strukturen erzeugt, die sich während der Entwicklung bzw. Ontogenese eines Menschen mehr und mehr aus der Wechselbeziehung mit der jeweiligen Umwelt einzigartig herausformen. Die Handlungsstrukturen werden als Ergebnis einer ständigen kognitiven Anpassung des Subjektes an die ihm gegebene Umwelt verstanden. In der menschlichen Entwicklung bilden sich innere Vorstellungs- bzw. Repräsentationsstrukturen heraus, die die wahrgenommenen Objekte und Ereignisse der äußeren Welt subjektiv begrifflich und bildlich repräsentieren. Vor dem Hintergrund dieser Repräsentationen werden die Dinge in der gegenwärtigen Wahrnehmung beschrieben und erklärt und erscheinen insofern sinn- und bedeutungsvoll. Kognitive Strukturen beinhalten neben den erkenntniserzeugenden operativen Funktionen die figurativen Funktionen, die die wahrgenommenen Objekte oder Ereignisse als mentale Repräsentation oder als Vorstellungsbilder innerlich abbilden. Die figurativen Aspekte werden als Schema bezeichnet, als eine vereinfachte Vorstellung von der äußeren oder inneren Welt

wie zum Beispiel die die Landkarte eines Gebietes. So gesehen verarbeiten die operativen Funktionen durch Transformation von Objekten und Koordination von Handlungen die gegebene Umwelt zu Erkenntnissen, wobei die figurativen Funktionen diese innerlich abbilden bzw. durch bildhafte Vorstellungen repräsentieren. Oder vereinfacht als Frage formuliert: *Wie* verarbeitet der Mensch seine Umwelt operativ und *was* repräsentiert der Mensch von den wahrgenommenen Objekten und Ereignissen figurativ? Die Anpassung kognitiver Strukturen an die gegebene Umwelt erfolgt durch die zwei Grundmechanismen „Assimilation“ und „Akkommodation“. Bei der Assimilation werden wahrgenommene Objekte oder Ereignisse aus der Umwelt in der Art verarbeitet, dass diese sich in die vorhandenen kognitiven Strukturen einpassen. Bei der Akkommodation werden die kognitiven Strukturen selbst verändert, um sich den wahrgenommen Objekten oder Ereignissen aus der Umwelt anzupassen. Akkommodation wird durch Störungen ausgelöst, die sich aus der Interaktion mit der Umwelt ergeben, bzw. durch Wahrnehmungen, die nicht zu den bisherigen kognitiven Strukturen passen und auch nicht eingepasst werden können. Beide Formen der Anpassung befinden sich in einem selbstregulierenden dynamischen Fließgleichgewicht, in dem sogenannten Äquilibrium.

Paul Watzlawick unterscheidet zwischen „Wirklichkeit erster Ordnung“ und „Wirklichkeit zweiter Ordnung“. Die Wirklichkeit erster Ordnung bezieht sich auf die physischen feststellbaren Eigenschaften der inneren oder äußeren Welt, die über gemeinsam geteilte Wahrnehmung allgemein Geltung erlangen. So gesehen entspricht diese Wirklichkeit der „Viabilität zweiter Ordnung“ nach Glasersfeld. Die subjektive Bedeutung von wahrgenommenen Objekten oder Ereignissen wird als „Wirklichkeit zweiter Ordnung“ bezeichnet, die Wahrnehmungen, Gedanken, Gefühle und Handlungen bedingt und insofern das gegenwärtige kognitiv-emotionale und körperliche Erleben.

Was ist nun mit „Wirklichkeitskonstruktion“ bzw. „Konstruktion von Wirklichkeit“ des Menschen gemeint? Wie lassen sich die einzelnen Begriffe wie „Vorstellung“, „Konstruktion“, „Anschauung“, „Erscheinung“, „kognitives Schema“, „kognitives Konstrukt“, „kognitive Struktur“ oder „Wirklichkeit zweiter Ordnung“ in einer vorläufigen Bestimmung begreifen und ordnen?

Auf der Grundlage des bisher Gesagten wird kognitives Konstrukt oder kognitives Schema als ein inneres Abbild von Objekten oder Ereignissen in Form von Kenntnissen, Begriffen und sinnesbezogenen Vorstellungen verstanden, welches der Mensch aus der Interaktion mit der gegebenen Umwelt selbst herausformt. Mit anderen Worten: Vor dem Hintergrund seiner Erlebnisse und Erfahrungen konstruiert der Mensch ein kognitives Schema als innere subjektive Repräsentation bzw. Abbildung der wahrgenommenen Welt. Oder als Frage formuliert: Welche Kenntnisse, Annahmen, Begriffe und Vorstellungen abstrahiert der Mensch von den in seiner Erlebniswelt wahrgenommenen Objekten und Ereignissen? Hierbei können sich die Kenntnisse, Annahmen, Begriffe und Vorstellungen auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beziehen.

Dem Menschen erscheinen die Objekte und Ereignisse in seiner gegenwärtigen Erlebniswelt durch Formen der sinnesbezogenen Wahrnehmung und Verarbeitung mittels vorhandener kognitiver Strukturen als geordnet, sinn- und bedeutungsvoll. Diese Erscheinung in der Anschauung oder Erlebniswelt ist eine für den Menschen wahrnehmbare Ordnung, die er in die Welt selbst hineinlegt. Dementsprechend stellt die Erlebniswelt seine gegenwärtige geordnete und bedeutungsvolle subjektive Wirklichkeit dar. Dabei ist das kognitive Schema einerseits eine subjektive sinn- und bedeutungsvolle, in sich stimmige Abbildung von Objekten und Ereignissen der erlebten Welt und bedingt andererseits als relativ stabile Ordnung das unmittelbare gegenwärtige Erleben. Das bestehende kognitive Schema erzeugt den Sinn und die Bedeutung der in der Erlebniswelt wahrgenommenen Objekte und Ereignisse und insofern das gegenwärtigen Wahrnehmen, Denken und emotionale Erleben sowie die hiermit unmittelbar verbundenen Körperreaktionen und Handlungen. Indessen erscheinen im Vordergrund der Erlebniswelt entweder Wahrnehmungen geformt aus unmittelbar einwirkenden Sinnesempfindungen der gegenwärtig individuell gegebenen Welt oder sinnesbezogene Vorstellungen über Vergangenes, Gegenwärtiges oder Zukünftiges. Diese sinnesbezogenen Vorstellungen können selbst zum Gegenstand der Wahrnehmung zum Beispiel in Form innerer Bilder oder innerer Dialoge werden und sind so auch durch kognitive Schemata mit Sinn und Bedeutung belegt. Die Unterscheidung zwischen Innen und Außen ist relevant,

wenn nach den Quellen der Wahrnehmung gefragt wird, die das subjektive Erleben auslösen: Entspringen die Wahrnehmungen aus dem gegenwärtigen In-Beziehung-Sein mit Objekten oder Ereignissen im „Hier und Jetzt“ vermittelt durch von außen ausgelöste Sinnesempfindungen oder aus inneren sinnesbezogenen Vorstellungen über Objekte oder Ereignisse der Gegenwart im „Dort und Jetzt“, der Vergangenheit im „Dort und Damals“ oder der Zukunft im „Dort und Dann“?

Die vor dem Hintergrund bestehender kognitiver Schemata erzeugte Bedeutung von wahrgenommenen Inhalten wird als „Wirklichkeit zweiter Ordnung“ verstanden. So gesehen wird das kognitive Schema und die Erlebniswelt als rekursiv bzw. als sich gegenseitig bedingend betrachtet: Einerseits bildet sich das kognitive Schema aus dem Erleben von wahrgenommener Welt heraus, wobei andererseits dieses Schema den Sinn und die Bedeutung wahrgenommener Objekte und Ereignisse bestimmt und insofern das gegenwärtige Erleben von Welt.

Kognitive Strukturen – sowohl operativ als auch figurativ – werden nicht als statisch gesehen, sondern passen sich neue Erfahrungen selbstregulierend fortwährend an. Einerseits werden aktuell wahrgenommenen Informationen von der Umwelt in bestehende Vorstellungen, Sinn- und Bedeutungszusammenhänge assimiliert bzw. eingepasst. Andererseits geschehen Veränderungen bzw. Anpassungen von kognitiven Strukturen, wenn bestehende Kenntnisse, Vorstellungen oder Sinnzusammenhänge zu unerwünschten Ereignissen oder zu widersprechenden Erfahrungen in der Erlebniswelt führen. Oder: Wenn Informationen in der Erlebniswelt nicht in das kognitive Schema eingefügt oder eingepasst werden können. Folglich wird das kognitive Schema als unpassend zur derzeitigen Erlebniswelt erfahren und wahrgenommen. Oder anders gesagt: Kognitive Schemata gelten als unpassend, wenn gegenwärtige Erlebnisse nicht als sinn- bzw. bedeutungsvoll in diese eingeordnet werden können. Die Veränderung oder Anpassung kognitiver Schemata wird als „Akkommodation“ bezeichnet. Kognitive Anpassung an wahrgenommene Sinneseindrücke aus der individuell gegebenen Umwelt, aber auch an sinnesbezogene vorgestellte Objekte oder Ereignisse, erfolgt aus einem ständigen Wechselspiel zwischen Assimilation und

Akkommodation. Kognitive Strukturen sind nicht statisch, sondern befinden sich in einem dynamischen relativ stabilen Fließgleichgewicht (siehe oben Kapitel 2.2).

Das Erleben von Stimmigkeit oder Unstimmigkeit geschieht im Vergleich zwischen kognitivem Schema und unmittelbarer Erlebniswelt nach eigenen Kriterien bzw. Unterschiedsbildung vor dem Hintergrund vorhandener Kenntnisse, Begriffe und Vorstellungen und demnach nach vorhandenen kognitiven Schemata. So gesehen befindet sich der Mensch auf eigenen sich selbst bestätigenden „viablen“ bzw. passenden Wegen in seiner Erlebniswelt, die sich lediglich durch spürbare Hindernisse oder Stolpersteine neu ausformen. Das kognitive Konstrukt bzw. kognitive Schema kann vermittelt über Sprache oder – wie an anderer Stelle noch aufgezeigt wird – über analoge bildhafte Formen zum Ausdruck gebracht werden (siehe unten Kapitel 3.1.2 und 3.1.4).

In Abbildung 2 werden die Zusammenhänge der bisher aufgeführten Begriffe aufgezeigt, die vorläufig als Elemente bei der subjektiven Konstruktion von Wirklichkeit gelten.

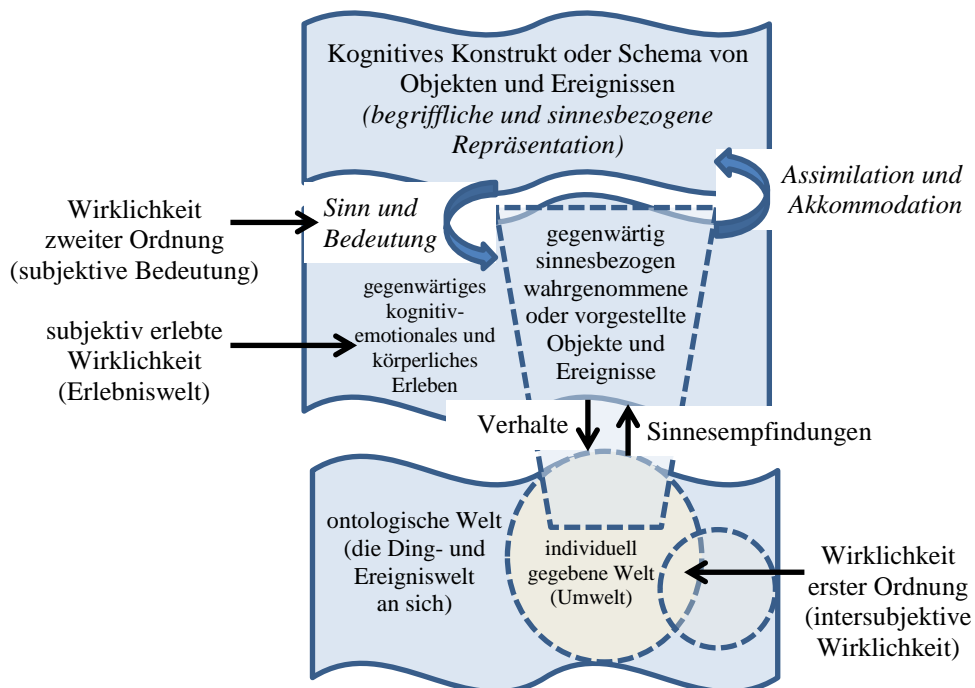


Abbildung 2 Subjektive Konstruktion von Wirklichkeit

Quelle: Eigene Darstellung

An dieser Stelle ergibt sich die Frage, wie kognitive Schemata aus der kognitiven Struktur passend zur Erlebniswelt in diesem gegenwärtigen Moment hervorgerufen bzw. herausgeformt werden. Diese Frage wird unten in Kapitel 2.7 erneut aufgegriffen und durch die Beschreibung von Prinzipien selbstorganisierender Systeme unter Einbeziehung der Synergetik beantwortet. Hier sei schon erwähnt, dass das augenblickliche Hervorbringen kognitiver Schemata, die unmittelbar mit dem gegenwärtigen Erleben sinn- und bedeutungsvoll verknüpft sind, als Ergebnis von Selbstorganisation des psychischen Systems verstanden wird: Angeregt von gegenwärtigen Sinnesempfindungen und aus dem derzeit kognitiv-emotionalen und körperlichen Erleben, formieren sich kognitive Schemata selbstorganisierend als Gestalt und färben als relativ stabiler und dennoch sich stets wandelnder Hintergrund die erlebte Wirklichkeit sinn- und bedeutungsvoll ein. Gegenwärtige sinnesbezogene Wahrnehmungen, emotionales Erleben und körperliche Reaktionen sowie kognitive Vorgänge werden nicht als zeitlich nacheinander, sondern als unmittelbar miteinander verbunden und sich stets überlappend begriffen, wobei sich gleichzeitig ein relativ stabiles kognitives Schema als „Ordnungsparameter“ herausbildet (siehe unten Kapitel 2.8.1). Zum Beispiel werden in jedem Gespräch durch die wahrgenommenen Worte des anderen und aufgrund des eigenen derzeitigen kognitiv-emotionalen Erlebens unwillkürlich innere sinnesbezogene Vorstellungen wie Bilder ausgelöst, um dem Gehörten Sinn und Bedeutung zu verleihen. Diese Bilder fließen und mischen sich in das Gespräch ein, wobei sich der Mensch gewöhnlich nicht über das augenblickliche Erscheinen und Verschwinden dieser Vorstellungen im Hintergrund bewusst ist.

Die Frage der Gegenstandsbezogenheit menschlicher Erkenntnis auf ein „Ding an sich“ bzw. auf eine ontologische Welt ist für die vorliegende Arbeit eher nachrangig zu betrachten. Mit anderen Worten: Es ist hier nicht von entscheidender Bedeutung, ob die subjektiv erlebte Wirklichkeit oder das kognitive Schema bezogen auf eine reale Welt sich bildet oder auf sich selbst bezogen reine Einbildung darstellt. Maßgebend und entscheidend ist das kognitive Schema, das sich der Mensch aus seinen Erfahrungen mit der Welt selbst herausbildet und wie seine Kenntnisse, Annahmen, Begriffe, Vorstellungen und

Bedeutungen sich in seiner Erlebniswelt auswirken bzw. ob diese als passend oder unpassend erlebt werden.

Jedoch wird im Folgenden grundsätzlich davon ausgegangen, dass die Repräsentationen eines Menschen von der Welt sich im Sinne von Kant immer auf ein „Ding an sich“ beziehen und demnach aus wahrgenommenen Empfindungen von einer wie auch immer gearteten ontologischen Welt herausgebildet sind. Auch wenn die neuronale Verarbeitung sinnesbezogener Empfindungen die reale Welt im Grunde unerkennbar erscheinen lässt, bezieht sich diese Verarbeitung immer auf Reize von etwas „Seiendem“. Dabei ebnet die Unterscheidungen, die ein Mensch bewusst oder nicht bewusst bezogen auf seine gegebene Umwelt bildet, seine individuellen mehr oder weniger gangbaren Wege im subjektiven Erleben.

Indessen schließen zumindest radikale Ansätze des Konstruktivismus grundsätzlich die Möglichkeit des Menschen aus, sich dem „Sein“ im „Seienden“ zu nähern und die „Wahrheit“ in der Übereinstimmung zwischen „Geist“ und „Sein“ bzw. zwischen Verstand und Gegenstand zu erfassen, wie von Thomas von Aquin schon im 13. Jahrhundert beschrieben wurde. Dabei bahnt Thomas eine dialektische Vermittlung zwischen den Extremen eines reinen Subjektivismus auf der einen und eines reinen Objektivismus auf der anderen Seite an. Auch bei Thomas hat menschliche Erkenntnis ihre Grundlage in den Sinnen, wobei sie sich weder ausschließlich auf den Verstand noch unvermittelt auf das Objekt bezieht. Die „Wahrheit“ der Erkenntnis besteht nicht in einem einseitigen Abbildungsverhältnis des Subjekts, sondern in einer gegenseitigen Annäherung zwischen Subjekt und Objekt im „intellectus agens“ (vgl. Ritter/Gründer 1972, 650f., Brugger 1976, 93f.).

In Anlehnung an Aristoteles hebt Thomas von Aquin durch den Begriff des „intellectus agens“ den Aspekt der Aktivität bzw. der Tätigkeit beim menschlichen Erkennen hervor. Diese Tätigkeit vollzieht sich im Akt der Abstraktion von allgemeinen Formen bzw. der „Wesensformen“ der einzelnen Objekte bzw. der einzelnen „Wesen“. Aristoteles unterschied zwischen dem eigentlichen Erkenntnisvermögen – dem möglichen Verstand („intellectus possibilis“) – und der aktiven geistigen Kraft, die er als wirkenden Verstand

(„intellectus agens“) beschrieben hat. Der wirkende Verstand „durchleuchtet“ das konkret einmalige Sinnbild („phantasma“), abstrahiert aus diesem Bild die Wesenheit und bestimmt durch dessen Wesensbild („species intelligibilis“) den möglichen Verstand zum begrifflichen Erkennen (vgl. Brugger 1976, 42).

Zusammengefasst ist für Thomas von Aquin der Ausgangspunkt allen Erkennens die Sinnesempfindung, aus welcher sich das innere einmalige Sinnbild von einem Objekt entwickelt. Der aktive Verstand vollzieht Erkenntnis durch Abstraktion der allgemeinen Form im sinnlich gegebenen einzelnen Objekt und ermöglicht in dieser Form Erkenntnis im passiven Verstand. Somit erfolgt eine Annäherung zwischen Subjekt und Objekt durch Abstraktion der erkennbaren allgemeinen Formen im Einzelnen.

Der Ansatz von Thomas von Aquin weist auf den ersten Blick eine hohe Entsprechung zu den in dieser Arbeit entwickelten erkenntnistheoretischen Annahmen auf, ohne diese im weiteren Verlauf genauer zu betrachten und einzubeziehen. Vielmehr gilt es hier zu verdeutlichen, dass Zugänge für das Verstehen menschlichen Erkennens als dialektische Vermittlung zwischen Subjektivismus und Objektivismus beschrieben sind, die als philosophische Anregung dienen könnten, eine zu einseitige bzw. „radikale“ Positionierung infrage zu stellen. Jedoch kann die Diskussion an dieser Stelle nicht weitergeführt werden, ohne das eigentliche Thema aus dem Blick zu verlieren.

Abschließend sei noch auf einen für Beratung bedeutsamen Aspekt hingewiesen: Durch die konstruktivistische Annahme der Subjektivität allen Erkennens und die damit verbundene Unzugänglichkeit des „Seins“ bleibt dem Menschen zumindest theoretisch auch eine unmittelbare „wahrhaftige“ Begegnung verwehrt, die von dem Existenzphilosophen Martin Buber (1962) als Ich-Du-Beziehung dargelegt und für den Menschen als „heilsam“ erachtet wird. Doch gerade die Annahme der Möglichkeit einer existenziellen Ich-Du-Beziehung ist eine wesentliche Basis von Beratungsansätzen der Humanistischen Psychologie: dem Menschen in seinem „Sein“ unmittelbar begegnen und nicht in verzerrter Beziehung vermittelt über Vorstellungen und Bedeutungen als „Objekt“ „vergegen“. Dabei ist das „Sein“ bzw. die „Gestalt“, die im „Du“ für das „Ich“ sichtbar wird, nicht greifbar, beschreibbar oder erfahrbar. Sie ist unmittelbar in den Sinnen gegenwärtig:

„Die Gestalt, die mir entgegentritt, kann ich nicht erfahren und nicht beschreiben; nur verwirklichen kann ich sie. Und doch schaue ich sie, im Glanz des Gegenüber strahlend, klarer als alle Klarheit der erfahrenen Welt. Nicht als ein Ding unter den ‚inneren‘ Dingen, nicht als ein Gebild der ‚Einbildung‘, sondern als das Gegenwärtige. Auf die Gegenständlichkeit geprüft, ist die Gestalt nicht ‚da‘; aber was wäre gegenwärtiger als sie?“ (ebda., 1962, 14).

Abgesehen von den wenigen Momenten einer unmittelbaren gegenwärtigen und durch kognitive Konstrukte oder Begriffe unfassbaren Beziehung zum „Sein“, bestimmen überwiegend subjektive Vorstellungen und Beschreibungen die Bedeutung von den wahrgenommenen „Dingen“ der individuell gegebenen Welt. Die Ich-Du-Beziehung kann nicht absichtsvoll oder gar methodisch erschlossen werden, sondern „das Du begegnet mir von Gnaden – durch Suchen wird es nicht gefunden“ (ebda. 1962, S. 15).

Insofern ergibt sich vornehmlich als Gegenstand systemischer Beratungsansätze die Veränderung bzw. Anpassung subjektiver Vorstellungen von Welt bzw. kognitiver Schemata, wobei in gewissen Momenten eine „wahrhaftige“ Beziehung zwischen Berater und Klienten entstehen kann. Bei alledem bleibt eine Frage nach wie vor unbeantwortet: Wie lassen sich problemerzeugende kognitive Konstrukte bzw. Schemata verändern?

2.4 Veränderung menschlicher Konstruktion von Wirklichkeit

Auf der Grundlage konstruktivistischer Ansätze ist seit Anfang der 1980er-Jahre der Gegenstand systemischer Beratung die Veränderung problemerzeugender Wirklichkeitskonstruktionen (siehe oben Kapitel 2.1 und 2.3). Problemerzeugend in dem Sinne, dass das kognitive Schema eines Menschen nicht mehr zu seinen Erlebnissen von Welt passt bzw. als Orientierungsmodell für das Handeln nicht mehr zu erwünschten Ereignissen oder Ergebnissen führt. Mit anderen Worten: in Situationen, in welchen die kognitiven Konstrukte bzw. Schemata nicht mehr als passender Schlüssel für das Erschließen erwünschter subjektiver Erlebniswelten dient. Auch wenn das Bild des „Schlüssels“ eher mechanisch und weniger organisch anmutet, könnte sich hier folgende Frage ergeben: Wie geht der Mensch mit unpassenden Schlüsseln für das Erschließen annehmbarer bzw. erwünschter Wirklichkeiten um? Oder anders gefragt: Welche grundsätzlichen Möglichkeiten stehen dem Menschen zur Verfügung, wenn ihm ein zu seinem kognitiven

Schema passendes Erleben verwehrt bzw. eine erwünschte Erlebniswelt verschlossen bleibt? In diesem Zusammenhang beschreibt die Forschungsgruppe des Mental Research Institute um Paul Watzlawick zwei grundsätzliche Lösungsmöglichkeiten.

2.4.1 Lösungen erster und zweiter Ordnung

Paul Watzlawick, Janet H. Beavin und Don D. Jackson veröffentlichten Ende der 1960er-Jahre das bahnbrechende und bis heute noch einflussreiche Buch: „Menschliche Kommunikation“ (ebda. 1990/1967). Die Forschungsgruppe geht unter anderem davon aus, dass die Art der Wahrnehmung von Objekten oder Ereignissen durch Annahmen oder Überzeugungen bzw. „Prämissen“ bestimmt wird, die sich der Mensch durch seine Erfahrungen von der Welt mit der Zeit herausbildet. Dabei ist es gleichgültig, wie die Prämissen beschaffen sind, solange diese für den betreffenden Menschen zu einer sinnvoll erlebten Wirklichkeit führen (vgl. ebda. 1990, 243f.). Oder mit Worten von Glasersfeld: Die kognitive Struktur und somit auch Annahmen und Überzeugungen sind eine funktionale Anpassung an die Wirklichkeit, die sich entweder innerhalb der Erlebniswelt bewähren und somit „viabel“ sind oder sich den wahrgenommenen und erlebten Umwelteinflüssen anpassen. Eine Veränderung wird notwendig, wenn Erfahrungen von der Wirklichkeit im Widerspruch zur kognitiven Struktur bzw. zu den Annahmen und Überzeugungen stehen und diese folglich keine adäquate Anpassung an die Erlebniswelt mehr darstellen (siehe oben Kapitel 2.3.4)²².

Dabei werden Probleme als Ergebnis von unpassenden subjektiven Auffassungen über die Wirklichkeit verstanden. Das bedeutet, Probleme ergeben sich aus dem Widerspruch zwischen der Welt, wie sie einerseits aufgrund der Wahrnehmung erfahren wird, und wie sie andererseits aufgrund bestimmter subjektiver Prämissen oder Vorstellungen sein sollte.

„Wer bei uns Hilfe sucht, leidet in irgendeiner Weise an seiner Beziehung zur Welt. Damit sei gemeint [...], dass er an seinem Bilde der Welt leidet, am

²² An dieser Stelle wird beispielhaft deutlich, wie ausgeprägt der gegenseitige theoretische Einfluss zwischen den Kollegen aus Österreich Paul Watzlawick und Ernst von Glasersfeld (sowie Heinz von Foerster) war.

ungelösten Widerspruch dazwischen, wie die Dinge sind und wie sie seinem Weltbild nach sein sollten“ (Watzlawick 1991b, 36).

Mit anderen Worten: eine fehlende „Passung“ zwischen dem kognitiven Konstrukt von der Welt und der Erlebniswelt. Entsprechend Glasersfeld ist in diesem Moment für diesen Menschen das kognitive Konstrukt nicht gangbar bzw. „viabel“ oder nicht zielführend (siehe oben Kapitel 2.3.4).

Probleme verfestigen sich vor allem dann, wenn für den Betreffenden die subjektiven Prämissen, auf denen das Problem der fehlenden Passung beruht, „wirklicher als die Wirklichkeit“ sind. Oder anders gesagt: Das eigentliche Problem entsteht, wenn bei einem subjektiv wahrgenommen Unterschied zwischen Annahmen über die Welt und der Erlebniswelt die Annahmen für die betreffende Person bedeutsamer bzw. „wahrer“ sind. Gewöhnlich wird das Problem entweder der eigenen Unzugänglichkeit oder der Umwelt zugeschrieben, aber nicht bei den unpassenden Annahmen oder Vorstellungen gesucht (vgl. Watzlawick/Weakland/Fisch 1992, 69–83).

So gesehen ist das eigentliche Problem das rigide Festhalten an dem subjektiven Konstrukt von Wirklichkeit, obwohl der betreffende Mensch zu diesem Konstrukt widersprechende Erlebnisse erfährt bzw. das Konstrukt als nicht gangbar oder zielführend in seiner Erlebniswelt erfahren wird.

Als Lösungen erster Ordnung werden Lösungen verstanden, die sich aus der gegebenen Sichtweise bzw. aus dem hervorgebrachten kognitiven Konstrukt herleiten. Diese Lösungen können zu einer Verfestigung der als problematisch erlebten Situation gerade dann führen, wenn die Beteiligten ohne erwünschten Erfolg durch „mehr desselben“ versuchen, die Situation zu lösen (vgl. Watzlawick/Weakland/Fisch 1992, 51ff.).

Hingegen werden Lösungen zweiter Ordnung als Lösungen verstanden, die sich aus der Veränderung der vorhandenen Annahmen oder Vorstellungen von Wirklichkeit ergeben (vgl. Watzlawick/Weakland/Fisch 1992, 51ff.). Diese Lösungen sind überraschend und neuartig, überschreiten die bisherige Sicht- und Denkweise und können dementsprechend als „etwas anderes machen“ bezeichnet werden.

Lösungen erster Ordnung werden dann zum Problem, wenn eine Lösung zweiter Ordnung notwendig ist, die eine Veränderung der bisherigen Sichtweise bzw. des kognitiven Konstrukts voraussetzt.

„Oder anders ausgedrückt: das zu lösende Problem ist die Überzeugung, dass die Dinge so und so sein *sollten*, und nicht der tatsächliche Sachverhalt. Ohne die utopische Prämisse wäre die Aktualität der betreffenden Lebenssituation vielleicht durchaus erträglich. Was in dieser Form der Problembildung also vorliegt, ist eine Fehllösung: eine Veränderung erster Ordnung wird versucht, wo nur eine solche zweiter Ordnung zum Erfolg führen kann“ (Watzlawick/Weakland/Fisch 1992, 83).

Hier dient auch das Bild des „Schlüssels“, um das bisher Gesagte zu veranschaulichen: Eine Lösung erster Ordnung wäre der wiederholte Versuch, mit einem vorhandenen Schlüssel ein Schloss zu öffnen, um die erwünschte Wirklichkeit zu erschließen („mehr desselben“). Je nachdem, wie rigide der Mensch an seinem Schlüssel festhält, könnte er seine Wahrnehmung von dem Schloss in die Form verzerren, sodass dieses zumindest in seiner Vorstellung bzw. Phantasie zu seinem Schlüssel passt. Dabei ist der wiederholte vergebliche Versuch, das Schloss dem Schlüssel anzupassen, durch die Überzeugung geleitet: „Das ist der richtige Schlüssel!“

Eine Lösung zweiter Ordnung würde heißen, den bisherigen Schlüssel auszutauschen oder zumindest in seiner Struktur bzw. Form deutlich zu verändern („etwas anderes machen“), sodass dieser für das wahrgenommene Schloss und das damit verbundene Erlebnis besser passt. Mit anderen Worten: Ein Wechsel oder zumindest eine erhebliche Anpassung des bisherigen Schlüssels an das Schloss mit der Annahme: „Der bisherige Schlüssel passt nicht!“

Lösungen erster und zweiter Ordnung stehen unmittelbar im Zusammenhang mit dem Wandel erster und zweiter Ordnung, die im Folgenden erläutert werden.

2.4.2 Wandel erster und zweiter Ordnung

Eine weitere Grundlage für das systemische Verständnis von Veränderung bildet die von Watzlawick/Weakland/Fisch (1992) getroffene Unterscheidung zwischen

Wandel erster und zweiter Ordnung²³, die auf die Konzeption des Kybernetikers Ross W. Ashby zurückzuführen ist. Die in der Kybernetik erarbeiteten Prinzipien werden von der Forschungsgruppe um Paul Watzlawick und andere Vertreter der systemischen Beratung auf den psychischen und sozialen Phänomenbereich übertragen. Die Kybernetik stellt Prinzipien und Begriffe zur Verfügung, die der Beschreibung von Systemen im Allgemeinen dienen. Diese wurden insbesondere seit Anfang der 1950er- bis Ende der 1970er-Jahre auch auf den psychischen und sozialen Bereich übertragen. Seit den 1980er-Jahren verlor die sogenannte Kybernetik erster Ordnung durch systemtheoretische Ansätze wie die Autopoiese und die Synergetik an Bedeutung und wurde vor allem auf der Grundlage der theoretischen Ansätze von Heinz von Foerster durch eine „Kybernetik zweiter Ordnung“ abgelöst (siehe oben Kapitel 2.1). Die Autopoiese und die Synergetik werden im weiteren Verlauf der Arbeit noch ausführlich dargelegt und besprochen (siehe unten Kapitel 2.5 und 2.7).

Die im Folgenden beschriebenen Prinzipien zum Wandel erster und zweiter Ordnung führen zu einem besseren Verständnis der Veränderung psychischer und sozialer Systeme sowie der im vorangehenden Kapitel erläuterten Lösungen erster und zweiter Ordnung (siehe oben Kapitel 2.4.1).

Nach Watzlawick/Weakland/Fisch findet Wandel erster Ordnung innerhalb eines Systems statt, das in seiner Struktur unverändert bleibt. Es ist eine Veränderung von einem internen Zustand in einen anderen innerhalb eines in seiner Struktur relativ stabil bleibenden Systems (vgl. ebda. 1992, 29).

Simon/Stierlin fassen den Begriff in ihrer „Sprache der Familientherapie“ in den wesentlichen Aspekten zusammen: Der Wandel erster Ordnung ist durch kontinuierliche quantitative Veränderungen der Parameter eines Systems gekennzeichnet, dem weitgehend negative Regelkreise zugrunde liegen, die Abweichungen von einem bestimmten Sollwert ausgleichen (vgl. ebda. 1993, 384). Dieser Prozess wird in der Kybernetik als „negative Rückkopplung“ bezeichnet, der für die Herstellung und Erhaltung der Homöostase in Systemen

²³ Für „Wandel“ verwenden Watzlawick/Weakland/Fisch auch die Begriffe „Veränderung“ und „Wechsel“ (ebda. 1992).

verantwortlich ist. Die negative Rückkopplung ist ein wesentlicher Mechanismus der Morphostase, der Fähigkeit eines Systems, seine Struktur in einer sich verändernden Umwelt zu erhalten (vgl. ebda. 1993, 241).

Übertragen auf soziale und psychische Phänomene lässt sich das Prinzip der Veränderungen erster Ordnung am Beispiel einer einfachen zirkulären Interaktion veranschaulichen: Ein Vorgesetzter hat die „Prämisse“ bzw. Annahme über einen Mitarbeiter, dass dieser an seiner Aufgabe desinteressiert und wenig engagiert sei. In der Konsequenz kontrolliert der Vorgesetzte diesen Mitarbeiter und fragt häufig nach. Der Mitarbeiter zieht sich mehr und mehr zurück, gibt nur kurze und wortkarge Antworten, weil er sich kontrolliert fühlt. Der Vorgesetzte verstärkt sein bisheriges Verhalten („mehr desselben“), während der Mitarbeiter sich umso mehr zurückhält. Die Führungskraft hält an ihrer Annahme fest und sucht eine Lösung innerhalb ihrer Wirklichkeitskonstruktion und folglich eine „Lösung erster Ordnung“. Verhaltensweisen des Mitarbeiters, die von dem Vorgesetzten wahrgenommen und als abweichend von der bestehenden Prämisse gedeutet werden könnten, führen durch negative Rückkopplung in Form von inneren Sätzen wie „der macht das ja nur, weil ich ihn kontrolliere“ erneut zu einer Stabilisierung der bestehenden Prämisse.

Veränderungen erster Ordnung und somit geringe Anpassungen und Schwankungen innerhalb der gegebenen Wirklichkeitskonstruktion können in einem relativ stabilen Umfeld ausreichen, um durch „mehr desselben“ und somit durch Lösungen erster Ordnung eine als problematisch erlebte Situation zu bewältigen oder erwünschte Ergebnisse zu erreichen. Im oben aufgeführten Beispiel würde das bedeuten, dass der Mitarbeiter durch mehr Kontrolle des Vorgesetzten das erwünschte Verhalten zeigt. Dabei ist der Ausdruck „mehr desselben“ bezeichnend für den quantitativen Aspekt, da der Vorgesetzte seine vorhandenen Möglichkeiten verstärkt, um die als problematisch erlebte Situation zu lösen bzw. einen bestimmten „Soll-Wert“ zu erzielen, wobei seine Sichtweise, Annahmen und Vorstellungen und somit seine „Struktur“ von Wirklichkeit relativ stabil bleibt. In diesem Zusammenhang werden „Lösungsversuche“ aus der gegebenen Struktur und „mehr desselben“ als Lösungen erster Ordnung bezeichnet (siehe oben Kapitel 2.4.1). Diese „Spielarten“ finden innerhalb einer

hierarchischen logischen Stufe²⁴ möglicher Veränderung statt (vgl. Watzlawick/Weakland/Fisch 1992, 24–26).

Probleme können sich in den Situationen verfestigen, wenn der Schlüssel nicht mehr zum Öffnen des Schlosses dient. Je öfter dieser Mensch versucht, mit diesem Schlüssel seine erwünschte Welt zu eröffnen („mehr desselben“), desto frustrierter könnte er werden, wenn sich das Schloss zumindest mit diesem Schlüssel nicht erschließen lässt.

Wandel zweiter Ordnung ist eine Veränderung der Struktur, ein „Wechsel, der das System selbst ändert“ (Watzlawick/Weakland/Fisch 1992, 30).

Für Simon/Stierlin bedeutet Wandel zweiter Ordnung eine diskontinuierliche und qualitative Veränderung des Systems, die auf positiven Regelkreisen beruht, die Abweichungen („Fluktuationen“) verstärken und eine Umstrukturierung des Systems ermöglichen (vgl. ebda. 1993, 384). Dieser Prozess wird in der Kybernetik als „positive Rückkopplung“ bezeichnet, der zum Verlust der Stabilität oder des Gleichgewichts in Systemen führt. Die positive Rückkopplung ist der wesentliche Mechanismus der Morphogenese, der Neubildung und Entwicklung von Strukturen in Systemen (vgl. ebda. 1993, 239).

Dieser qualitative Wandel ist durch Diskontinuität gekennzeichnet, ein Sprung in eine höhere hierarchische logische Stufe der möglichen Veränderungen und folglich eine „Metaveränderung“, eine Veränderung der möglichen Veränderungen (vgl. Watzlawick/Weakland/Fisch 1992, 25f.).

Hier sei auch auf Piaget verweisen, der in ähnlicher Weise davon ausgeht, dass eine umfassende Veränderung in der individuellen kognitiven Entwicklung durch eine qualitativ höhere Gleichgewichtsstufe zwischen kognitiver Struktur und Umwelt gekennzeichnet ist (siehe oben Kapitel 2.3.5).

Übertragen auf soziale und psychische Phänomene wird eine umfassende Veränderung der Sichtweise oder der Vorstellungen und Annahmen von

²⁴ Nach der Lehre der logischen Typen von A. N. Whitehead und B. Russell (vgl. Bateson 1992, 362–399, Bateson 1969, 11–16).

Wirklichkeit als ein Wandel zweiter Ordnung bezeichnet. Indessen gelten Lösungen aus dieser veränderten Struktur bzw. Wirklichkeitskonstruktion als „etwas anderes machen“ und dementsprechend als Lösungen zweiter Ordnung (siehe oben Kapitel 2.4.1).

In dem oben aufgeführten Beispiel könnte diese Veränderung durch ein „zufälliges“ Verhalten des Mitarbeiters ausgelöst werden, das von der bestehenden Prämisse maßgeblich abweicht („Fluktuation“) und von dem Vorgesetzten als solches wahrgenommen und gedeutet wird: Der Mitarbeiter stellt zwar wenige Fragen, jedoch Fragen, die zur Klärung der Aufgabe erforderlich sind. Der Vorgesetzte könnte plötzlich „in einem diskontinuierlichen Sprung“ seine Annahme ändern von „der Mitarbeiter ist nicht engagiert“ zu „der Mitarbeiter braucht eine Klärung der Aufgabe“.

Wandel zweiter Ordnung wird notwendig, wenn rigide Strukturen die Flexibilität und Funktionalität des Systems einschränken und den Zusammenhalt bzw. die Kohärenz des Systems gefährden. Systeme, die über die Fähigkeit des Wandels zweiter Ordnung verfügen, über Regeln zur Veränderung der Regeln, können sich leichter an eine sich verändernde Umwelt anpassen (vgl. Watzlawick/Beavin/Jackson 1990, 135).

Übertragen auf die Konstruktion von Wirklichkeit erhalten demnach Menschen durch zwei Mechanismen ein relativ stabiles dynamisches Gleichgewicht zwischen ihrem kognitiven Konstrukt bzw. Schema und ihrer Erlebniswelt: Entweder sie verzerren bestimmt durch ihre aktuelle kognitive Struktur ihre Wahrnehmungen und Erfahrungen von Wirklichkeit, um ihre Konstruktion von Wirklichkeit im Wesentlichen zu stabilisieren und zu erhalten (Morphostase). Oder sie verändern ihr kognitives Konstrukt ausgelöst durch neuartige Sichtweisen oder Erlebnisse einer inneren oder äußeren Wirklichkeit (Morphogenese). Durch beide Mechanismen erhalten Menschen eine gewisse innere Stabilität, erzeugen für sich Ordnung und Orientierung in einer vielschichtigen und vieldeutigen Wirklichkeit. Wie lässt sich dieser Vorgang an einem weiteren einfachen Beispiel veranschaulichen?

In einem organisationalen Veränderungsprozess hat sich ein Vorgesetzter das „Bild“ von einem Mitarbeiter konstruiert, dass dieser nicht offen für anstehende Neuerungen sei und „Widerstand“ zeige. Der Vorgesetzte begegnet dem Mitarbeiter mit dieser Annahme oder Vorstellung und verarbeitet seine Wahrnehmungen auf die Weise, dass diese zu seinem kognitiven Konstrukt passen. Zum Beispiel wird das von ihm wahrgenommene Schweigen des Mitarbeiters als Zeichen für seinen „Widerstand“ gedeutet. Das kognitive Konstrukt bzw. das Schema bleibt in seiner Struktur relativ stabil (Morphostase). Oder in Worten von Piaget: Die wahrgenommenen Ereignisse werden in die bestehende kognitive Struktur überwiegend eingepasst bzw. assimiliert (siehe oben Kapitel 2.3.5). Das gleiche Verhalten des Mitarbeiters könnte jedoch auch als Abweichung („Fluktuation“) von dem bisherigen Konstrukt erkannt werden und infolgedessen zur Veränderung der Annahmen vom Vorgesetzten über den Mitarbeiter führen. Das „Schweigen“ würde in diesem Falle als „Zuhören“, „Offenheit“ oder als „Interesse“ gedeutet. Je nachdem, wie stark sich diese von der bisherigen Annahme abweichende Bedeutung beim Vorgesetzten verstärkt, könnte sich durch positive Rückkopplung das kognitive Konstrukt in seiner Struktur verändern (Morphogenese). Im Verständnis von Piaget würde vielmehr eine Akkommodation, eine Veränderung der kognitiven Struktur geschehen, ausgelöst durch Umwelteinflüsse, die nicht in die bestehende Struktur eingepasst bzw. assimiliert werden können (siehe oben Kapitel 2.3.5).

In Anbetracht der Synergetik werden die Vorgänge des Wandels erster und zweiter Ordnung sowie Veränderungen durch Fluktuation unter weiterführenden Gesichtspunkten genauer beschrieben (siehe unten Kapitel 2.8.3).

Nach dem bisher Gesagten scheint eine deutliche und bedeutsame Abweichung bzw. Fluktuation von den bisherigen subjektiven Annahmen, Überzeugungen oder Vorstellungen ein wesentlicher Auslöser von Wandel zweiter Ordnung zu sein. Diese Abweichung könnte auch als Unterschied zwischen dem kognitiven Konstrukt und der erlebten Wirklichkeit bzw. der Erlebniswelt bezeichnet werden. Im Folgenden wird dieser subjektiv wahrnehmbare Unterschied im Sinne von Gregory Bateson als Information genauer beschrieben.

2.4.3 Veränderung durch Information

Das Wort Information stammt von dem lateinischen „in-formare“ und bedeutet „eine Gestalt geben“, „formen“, „bilden“ (vgl. Duden Herkunftswörterbuch 1997, 305). Wobei das Wort „Form“ dem lateinischen „forma“ entlehnt ist und in dessen Grundbedeutung „äußere Gestalt“, „Umriss“ heißt (vgl. Duden Herkunftswörterbuch 1997, 200).

Im Folgenden wird der Begriff Information nach Gregory Bateson (1992/1972, 1993/1979) als Voraussetzung für Veränderung von Wirklichkeitskonstruktionen beschrieben. Das Veränderungsverständnis der Vertreter systemischer Beratung wurde durch den Begriff der Information nach Bateson grundlegend geprägt. Information ist zu einem Inbegriff von Veränderung geworden: Interventionen werden als Auslöser von Informationen in psychischen Systemen verstanden, die je nach subjektiv wahrgenommenen Unterschieden Veränderungen in der Konstruktion von Wirklichkeit bewirken. Wie ist dieser Zusammenhang zwischen Unterschied, Information und Veränderung zu verstehen?

Nach Bateson arbeitet die Wahrnehmung nur mit Unterschieden, sodass jede Aufnahme von Information notwendigerweise die Aufnahme eines Unterschieds bzw. einer Veränderung ist. Dabei ist die Wahrnehmung von Unterschieden durch Schwellen begrenzt. Unterschiede, die zu klein oder zu langsam dargestellt sind, werden nicht wahrgenommen (vgl. ebda. 1993, 39f.).

Der menschliche Organismus kann mit seinen Sinneskanälen keine Signale wahrnehmen, die unter einem bestimmten Schwellenwert liegen. Die kleinste physikalische Differenz, die als Unterschied zwischen zwei Reizen empfunden wird, ist die sinnesspezifische Unterschiedsschwelle. Die Unterschiedsschwelle bezieht sich nicht nur auf zwei oder mehrere Reize, die gleichzeitig dargeboten werden, sondern auch auf die Veränderung eines Objektes in der Zeit, die unterhalb einer bestimmten Schwelle nicht wahrgenommen werden kann. Folglich reagiert der Empfänger entweder auf einen wahrnehmbaren Unterschied zwischen den Werten oder Eigenschaften zweier Teile oder auf eine Veränderung der Werte oder Eigenschaften von einem Teil zum Zeitpunkt 1 und demselben Teil zum Zeitpunkt 2. Dabei reagiert der Empfänger auf die Beziehung zwischen diesen

zwei Werten oder Eigenschaften, auf den Unterschied bzw. die Veränderung (vgl. Bateson 1993, 118).

Das bisher Gesagte kann wie folgt zusammengefasst werden: Die Aufnahme von Information ist die Reaktion von einem Organismus auf einen Unterschied zwischen mindestens zwei Werten oder Eigenschaften, die über einem bestimmten sinnesspezifischen Schwellenwert der Wahrnehmung liegt, sodass dieser Unterschied von dem wahrnehmenden Organismus erkannt wird. In dem Sinne bestehen Informationen aus „Unterschieden, die einen Unterschied machen“ (Bateson 1993, 123).

Nach Bateson ist die Bildung einer neuen Struktur, einer neuen Ordnung oder eines neuen Musters in den Bereichen von Kommunikation, Organisation, Denken, Lernen und Evolution ohne Information nicht möglich (vgl. ebda. 1993, 61).

Folglich basieren Veränderungen in subjektiven Wirklichkeitskonstruktionen auf Information. So verstanden ist Information eine Intervention, da subjektiv wahrgenommene Unterschiede Veränderungen in der Konstruktion von Wirklichkeit des Klienten bewirken können. Grundsätzlich sind Veränderungen nur durch subjektiv wahrgenommene Unterschiede möglich. Jedes denkbare Beispiel von Veränderung subjektiver Wirklichkeitskonstruktion lässt sich auf die Bildung und Wahrnehmung von einem Unterschied zurückführen. Ein gebildeter und erfahrbarer Unterschied, der aus dem Vergleich zwischen dem kognitiven Konstrukt und der aktuell erlebten Wirklichkeit von dem wahrnehmenden Menschen selbst erzeugt wird.

Nach dem Soziologen Helmut Willke, ein langjähriger Mitarbeiter von Niklas Luhmann, muss jede Intervention als relevante Information in die „operativen Kreisläufe“ des Systems aufgenommen werden, um Veränderungen bewirken zu können. Dabei wird das Veränderungspotenzial der Information nicht von den Intentionen oder Vorstellungen des Beraters bestimmt, sondern von der Struktur des Klienten.

„Wie diese Informationen sich auswirken, hängt demnach in erster Linie nicht von den Absichten der Intervention, sondern von der Operationsweise und den

Regeln der Selbststeuerung des Systems ab, in das interveniert werden soll“ (ebda. 1992, 36–37).

Eine Veränderung des Klienten setzt voraus, dass die Informationen ihm als Differenzen erscheinen, „die auf den Bahnen des Regelwerkes der Selbststeuerung dieses Systems prozessiert werden“ (ebda. 1992, 37).

Willke betont, dass Differenzen bzw. Unterschiede nicht von allen Menschen gleich objektiv wahrgenommen werden. Vielmehr ist die Bildung von Unterschieden Ergebnis subjektiver Wahrnehmung bestimmt durch die eigene kognitive Struktur. Menschen selbst bilden wahrnehmbare Unterschiede in die von ihnen erfasste Welt. Oder in Anlehnung an Glasersfeld: Subjektiv erkennbare Unterschiede sind das Ergebnis eines Vergleichs zwischen kognitiver Struktur und der Erlebniswelt nach selbstgewählten Eigenschaften und nach eigenen Kriterien der Bewertung (siehe oben Kapitel 2.3.4).

Abgesehen von dem mechanistischen und enthumanisierenden Vokabular²⁵, welches Willke gänzlich in seiner Sprache verwendet, beinhalten seine Ausführungen wesentliche Annahmen über die Möglichkeiten und Grenzen der Veränderung psychischer Systeme auf der Grundlage der Theorie autopoietischer Systeme. Insbesondere die hier schon angedeutete Autonomie des Menschen bedingt durch die eigene Struktur bzw. durch das eigene „Regelwerk“ und dessen Implikationen für die Beratungspraxis werden an anderen Stellen ausführlich und weiterführend besprochen (siehe unten Kapitel 2.5.2 und Kapitel 2.6.1)²⁶.

Nach Willke können Veränderungen durch die Erfahrung von Differenzen und differierenden Selbstbeschreibungen des Klienten angestoßen werden, die sich aus dem Wechselspiel zwischen der Perspektive des Beraters und der Sichtweise des

²⁵ Zur Kritik der Verwendung einer mechanistischen Sprache von Vertretern systemischer Ansätze siehe unten Kapitel 2.6.4 und Kapitel 2.7.5.

²⁶ Hier sei zumindest erwähnt, dass der so gemeinte Informationsbegriff eine erheblich andere Bedeutung beinhaltet als in der Technik. Im traditionellen technischen Sender-Empfänger-Modell bestimmt der Sender, welche Informationen er an den Empfänger übermittelt. In der Kommunikation zwischen autonomen Systemen bestimmt der Empfänger, welche Informationen er gewinnt (vgl. Simon/Clemens/Stierlin 1999, 145f.).

Klienten ergeben. Informationen erzeugen Irritationen, wenn sie den Klienten in Distanz zu seiner eigenen Selbstbeschreibung zwingt. „Diese Distanz ist die Grundlage für Verstehen, für die Denkmöglichkeit von Optionen und mithin für Veränderung“ (ebda. 1992, 37).

Auch für Strunk/Schiepek als maßgebende Vertreter der Synergetik ist auf Grundlage der Annahmen von Bateson wesentliches Merkmal von Beratung, Unterschiede zu erzeugen, die einen Unterschied machen. Darüber hinaus betonen sie, dass eine rein intellektuelle Einsicht in die Zusammenhänge einer Problemsituation nicht ausreicht, um Veränderungen zu bewirken. Eine emotionale Verarbeitung der kognitiven Einsicht ist erforderlich, um Veränderungen auszulösen. Interventionen sollten neue, bisher unbekannte Perspektiven eröffnen. Die Perspektivenerweiterung wird als Leitlinie für Interventionen gefordert (vgl. ebda. 2006, 296).

So gesehen können Interventionen als Auslöser von Informationen in psychischen Systemen verstanden werden, die je nach subjektiv gebildeten und wahrgenommenen Unterschieden Veränderungen bewirken. Dabei beziehen sich hier die Unterschiede zwischen der in der Erlebniswelt erkannten Information und dem derzeitigen kognitiven Konstrukt bzw. kognitiven Schema. Je nachdem wie deutlich und bedeutsam diese Unterschiede von dem jeweiligen Menschen wahrgenommen werden, können diese im Sinne von Information Veränderungen der subjektiven Wirklichkeitskonstruktion bewirken. Dabei ist eine grundlegende Annahme, dass rein kognitive Einsicht eines Unterschiedes keine umfassende Veränderung im Sinn von Wandel zweiter Ordnung bewirkt (siehe oben Kapitel 2.4.2). Das emotionale Erleben der Bedeutung eines Unterschiedes aus der subjektiven Sichtweise scheint eine wesentliche Komponente für Veränderung darzustellen. Oder anders gesagt: Die emotionale Reaktion auf den wahrnehmbaren Unterschied ist für Veränderung subjektiver Wirklichkeitskonstruktionen wesentlich.

Nun stellt sich die Frage: Wie werden diese Unterschiede in der subjektiven Sichtweise eines Menschen gebildet? Eine Möglichkeit wird von Vertretern der systemischen Beratung in der Umdeutung als Intervention gesehen: die

Veränderung bzw. Umdeutung der bisherigen subjektiven Bedeutung eines wahrgenommenen Gegenstands oder Sachverhalts.

2.4.4 Veränderung durch Umdeutung

Etlliche Vertreter der systemischen Beratung führen die Umdeutung als mögliche Intervention in ihrem Repertoire auf (zum Beispiel Schlippe/Schweitzer 1996, 2010, König/Vollmer 2008, Schwing/Fryszter 2007, Königswieser/Hillebrand 2007). Auch hier gilt die Forschungsgruppe um Paul Watzlawick als Vorreiter, die schon in den 1970er-Jahren die Umdeutung als Intervention beschrieben hat (zum Beispiel Watzlawick/ Weakland/Fisch 1992/1974, Watzlawick 1991c/1977).

Nach Watzlawick kann zum Beispiel eine neue Beschreibung der Problemsituation den Klienten zu einer anderen Sichtweise auf die gemeinten Objekte oder Ereignisse veranlassen. Durch einen Wechsel der Perspektive bzw. Sichtweise werden die Deutungen von Wirklichkeit verändert und eröffnen somit den Weg für andere Lösungsmöglichkeiten.

„Die Zahl der jeweils möglichen Deutungen ist groß, subjektiv aber durch das Weltbild des Betreffenden meist nur auf eine einzige scheinbar mögliche, vernünftige und erlaubte begrenzt. Auf Grund dieser einen Deutung gibt es meist auch nur eine scheinbar mögliche, vernünftige oder erlaubte Lösung [...]. Hier nun setzt die Umdeutung an und ist dann erfolgreich, wenn es ihr gelingt, einem bestimmten Sachverhalt einen neuen, ebenso zutreffenden oder sogar noch überzeugenderen Sinn zu verleihen, als der Patient ihm selbst bisher gab“ (Watzlawick 1991c, 91).

Die Intervention der Umdeutung beinhaltet einen Wechsel des begrifflichen und gefühlsmäßigen Rahmens, in dem der Klient eine Sachlage erlebt und beurteilt. Der veränderte Rahmen stellt ein neues Deutungsmuster dar, mit dessen Hilfe der Klient die gemeinte Situation aus einer veränderten Sichtweise anders und gegebenenfalls problemfreier erfassen kann. Die Sachlage der Situation bleibt dabei unverändert (vgl. Watzlawick/Weakland/Fisch 1992, 116–134).

Demnach kann Umdeutung als Veränderung der kognitiven Konstrukte bzw. kognitiven Schemata eines Menschen verstanden werden, indem für wahrgenommene Objekte und Ereignisse durch eine neue Sichtweise andere sinnvolle Bedeutungen eröffnet werden. Im Zuge dessen erscheint dem Menschen die gemeinte Situation in einem anderen sinn- und bedeutungsvollen Rahmen,

wodurch – je nach hervorgegangener Bedeutung – die Wirklichkeit kognitiv, emotional und körperlich annehmbarer oder „gangbarer“ erlebt werden kann. Insofern beeinflusst allein schon eine Veränderung der Sichtweise über die gemeinte Situation das subjektive Erleben eines Menschen und kann bereits in dieser Wirkung an für sich als Lösung aufgefasst werden. Zugleich können sich für den wahrnehmenden Menschen aus der veränderten Sichtweise weitere Lösungs- und Handlungsmöglichkeiten in der vorliegenden Situation ergeben. Wie lässt sich dieser Vorgang der Umdeutung weiterführend begründen?

Nach Watzlawick/Weakland/Fisch liegt die Bedeutung, die einem Objekt zugeschrieben wird, auf einer höheren logischen Stufe als das Objekt selbst. Die Bedeutung ist „meta“ zum Objekt, weil sie die subjektive Art der Erfahrung vom Objekt bzw. der Beziehung zum Objekt leitet. Sie stellt eine subjektive Wirklichkeit über Wirklichkeit dar und wird dementsprechend als „Metawirklichkeit“ bezeichnet (vgl. ebda. 1992, S. 119f.).

Eine veränderte Sichtweise auf die gemeinten Objekte oder Ereignisse bewirkt einen Wechsel des Bedeutungsrahmens und somit einen Wandel auf der Ebene der Metawirklichkeit, ohne den konkreten Sachverhalt – die Wirklichkeit erster Ordnung – zu verändern. Diese „Metawirklichkeit“ wird auch als Wirklichkeit zweiter Ordnung bezeichnet (siehe oben Kapitel 2.3.6). Abbildung 3 stellt den Vorgang der Umdeutung dar:

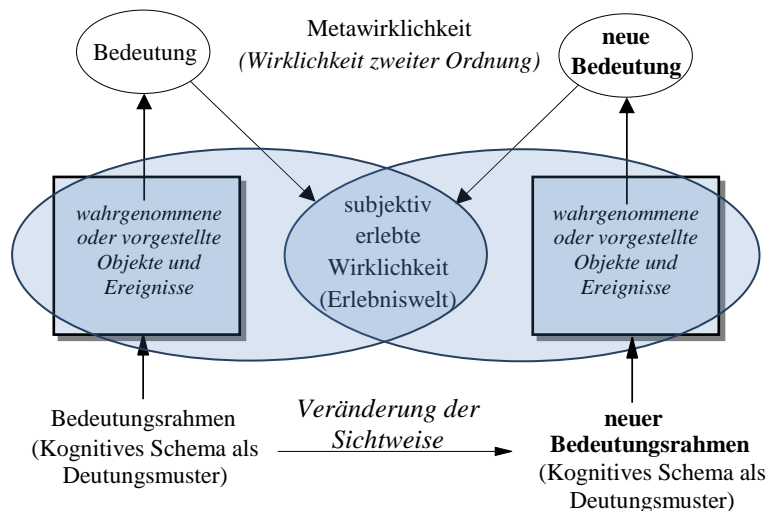


Abbildung 3 Vorgang der Umdeutung

Quelle: Eigene Darstellung

Nach Watzlawick basiert der Vorgang der Umdeutung darauf, dass die Art der Erfahrung von Wirklichkeit durch das Zuordnen wahrgenommener Objekte zu Klassen bestimmt wird. Die Klassen sind kognitive Strukturen, deren Formulierung nicht nur auf den physischen Eigenschaften ihrer Elemente beruht, sondern besonders auf dem Sinn und Wert, der ihnen subjektiv zugeschrieben wird. Die Zuordnung eines Objektes in eine bestimmte Klasse ist eine subjektive Leistung, die keinen Anspruch auf „wirkliche“ Abbildung der Realität hat. Die Zugehörigkeit eines Objektes zu einer bestimmten Klasse bewirkt seine Bedeutung. Infolgedessen weist ein Wechsel der Klassenzugehörigkeit dem Objekt eine andere subjektive Bedeutung zu. Das Objekt erhält für den Betreffenden einen neuen Sinn und Wert, ohne dass das wahrgenommene oder vorgestellte Objekt sich merklich verändert (vgl. ebda. 1992, S. 121f.).

Zum Beispiel sucht ein Mitarbeiter im Vergleich zu anderen Mitarbeitern sehr häufig das Gespräch mit seinem Vorgesetzten. Der Vorgesetzte kann potenziell diesen von ihm wahrgenommenen Sachverhalt verschiedenartigen Begriffen im Rahmen seiner kognitiven Struktur bzw. seiner Deutungsmuster zuordnen wie „unselbstständig“ oder „neugierig“. Je nachdem aus welcher Sichtweise der Vorgesetzte den Sachverhalt einsieht und deutet, erzeugt er eine

Wirklichkeitskonstruktion, die die Bedeutung und dementsprechend die subjektiv erlebte Wirklichkeit bestimmt.

Richard Bandler und John Grinder widmen Anfang der 1980er-Jahre der Intervention der Umdeutung ein eigenes Buch, in welchem sie verschiedene Facetten und Verfahren der Umdeutung detailliert darlegen. Hier meint Umdeuten bzw. „Reframing“ allgemein das Hervorrufen einer anderen Reaktion auf ein bestimmtes Ereignis durch das Verändern der Bedeutungszuschreibung oder durch das Wechseln des Kontextes, in welchem das Ereignis von der betreffenden Person erfahren wird. Das Ereignis an sich bleibt bei dieser Intervention unverändert. Die neue Sichtweise ist eine andere Möglichkeit den Sachverhalt zu bewerten, die weder „wahr“ noch „falsch“ ist, sondern eine denkbare Konstruktion von Wirklichkeit darstellt, auf die der Betreffende eher positiv reagiert (vgl. ebda. 1992b/1982, 17f.).

„Eigentlich sagt das Reframing dies: ‚Sehen Sie, diese äußere Sache ereignet sich und ruft diese Reaktion in Ihnen hervor, so dass Sie annehmen, die Bedeutung zu kennen. Aber wenn Sie in dieser Weise anders darüber nachdenken würden, dann würden Sie auch anders reagieren‘. Durch die Fähigkeit, über Dinge auf ganz unterschiedliche Weise nachzudenken, baut man ein ganzes Spektrum von Einsichten auf. Aber keine ist ‚wirklich‘ wahr. Es sind nur Aussagen über die Verständnisweise eines Menschen“ (ebda. 1992b, 59).

Zusammengefasst können folgenden Aussagen festgehalten werden: Die subjektive Bedeutung einer vorliegenden Situation geht aus den gegenwärtig zur Verfügung stehenden Beschreibungen, Annahmen oder Vorstellungen von den wahrgenommenen Objekte oder Ereignisse hervor. Mit anderen Worten: Die Bedeutung von wahrgenommenen Objekten, Sachverhalten oder Ereignissen wird von dem kognitiven Schema bestimmt, welches in Anbetracht der gemeinten Situation mit dem Wahrgenommenen unmittelbar verbunden wird. Diese Verknüpfung geschieht in der Regel nicht bewusst und wird gewöhnlich für den Wahrnehmenden als einzige Möglichkeit der Betrachtung und Beschreibung gesehen. Zugleich ist die zugeschriebene Bedeutung für das gegenwärtige subjektive Erleben der Wirklichkeit wesentlich. Insofern würde eine Veränderung der Bedeutung eine Veränderung des Erlebens von Wirklichkeit beinhalten. Durch eine Veränderung der Sichtweise wird den gemeinten Objekten oder Ereignissen ein neuer Sinn und Wert ermöglicht, wodurch die gleiche Situation positiver

erlebt werden kann. Die Umdeutung kann als Veränderung zweiter Ordnung verstanden werden, da diese eine Veränderung der Beschreibungen, Annahmen oder Vorstellungen und in dem Sinne der Deutungsmuster bzw. der kognitiven Schemata bewirkt.

2.4.5 Zusammenfassung: Veränderung menschlicher Konstruktion von Wirklichkeit

Gegenstand systemischer Beratung ist die Veränderung problemerzeugender Wirklichkeitskonstruktionen. Das eigentliche Problem entsteht durch ein starres Festhalten an Vorstellungen oder Annahmen von der Welt, obwohl der Mensch zu dem vorhandenen kognitiven Konstrukt widersprechende Erlebnisse erfährt bzw. diese Vorstellungen oder Annahmen nicht zu erwünschten Ergebnissen oder gar zu Problemerkäufen führen. Watzlawick bezeichnet Lösungen erster Ordnung als Lösungen, die aus den bestehenden Prämissen oder Vorstellungen über die Welt gebildet werden („mehr desselben“). Lösungen zweiter Ordnung ergeben sich aus der Veränderung der Prämissen oder Vorstellungen und insoweit aus der Veränderung der kognitiven Konstrukte bzw. Schemata („etwas anderes tun“).

In diesem Zusammenhang ist ein Wandel erster Ordnung ein Wandel innerhalb des bestehenden Systems (Morphogenese), der durch negative Rückkopplung sowie durch kontinuierliche quantitative Veränderungen gekennzeichnet ist. Wandel zweiter Ordnung ist eine Veränderung der Struktur (Morphostase), ein diskontinuierlicher und qualitativer Wechsel, der das System selbst verändert und auf positiver Rückkopplung beruht. Der Wandel zweiter Ordnung wird durch Abweichungen bzw. Fluktuationen ausgelöst. Übertragen auf die Konstruktion von Wirklichkeit erhalten Menschen durch Wandel erster und zweiter Ordnung ein dynamisches Gleichgewicht zwischen ihrer Konstruktion von Wirklichkeit und ihrer Erlebniswelt. Entweder durch Anpassungen oder Veränderungen innerhalb der gegebenen Sichtweisen bzw. kognitiven Konstrukte oder durch Wandel der Sichtweisen bzw. kognitiven Konstrukte. Durch beide Mechanismen erhalten Menschen eine gewisse Stabilität, Ordnung und Orientierung in einer vielschichtigen und vieldeutigen Wirklichkeit. Wandel zweiter Ordnung wird durch wahrgenommene Abweichungen bzw. Fluktuationen zwischen dem kognitiven Konstrukt und der Erlebniswelt ausgelöst. Diese Abweichung kann

auch als Unterschied verstanden werden. Oder nach Glasersfeld: Ein subjektiv erkennbarer Unterschied, der das Ergebnis eines Vergleichs zwischen kognitiver Struktur und der Erlebniswelt nach selbst gewählten Eigenschaften und nach eigenen Kriterien der Bewertung ist.

Nach Bateson ist die Aufnahme von Information die Reaktion auf einen subjektiv wahrgenommenen Unterschied zwischen zwei Werten oder Eigenschaften. Der Empfänger reagiert auf die Beziehung zwischen diesen zwei Werten oder Eigenschaften und in dem Sinne auf den Unterschied. Interventionen werden als Auslöser von Informationen in psychischen Systemen verstanden, die je nach subjektiv gebildeten und wahrgenommenen Unterschieden Veränderungen in der Wirklichkeitskonstruktion bewirken können. Daraus ergibt sich folgende Annahme: Je nachdem wie deutlich und bedeutsam Unterschiede von dem jeweiligen Menschen in seiner Erlebniswelt gebildet und wahrgenommen werden, können diese Unterschiede im Sinne von Information Veränderungen in der subjektiven Konstruktion von Wirklichkeit erzeugen. Eine weitere grundlegende Annahme ist, dass rein kognitive Einsicht eines Unterschiedes keine umfassende Veränderung im Sinne von Lösungen zweiter Ordnung bewirkt. Die emotionale Reaktion auf den wahrgenommenen Unterschied ist für die Veränderung subjektiver Wirklichkeitskonstruktionen wesentlich.

Durch Umdeutung wahrgenommener oder vorgestellter Objekte und Ereignisse können bedeutsame wahrnehmbare Unterschiede in der subjektiven Sichtweise gebildet werden. Dabei werden die Bedeutungen von Wirklichkeit durch einen Wechsel des begrifflichen und gefühlsmäßigen Rahmens des Klienten verändert, wodurch sich eine andere Sichtweise und neue Lösungsmöglichkeiten eröffnen. Der veränderte Rahmen stellt ein anderes Deutungsmuster dar, wodurch Objekte oder Sachverhalte einer Situation anders gesehen, erlebt und beurteilt werden. So gesehen bewirken Umdeutungen eine Veränderung der kognitiven Konstrukte bzw. Schemata und werden in diesem Sinne als ein Wandel zweiter Ordnung verstanden.

Bisher blieben folgende Fragen unbeantwortet, die jedoch für die vorliegende Arbeit von entscheidender Bedeutung sind: Besitzen lebende Systeme besondere Merkmale, die sie kategorisch von nichtlebenden Systemen unterscheiden? Was

zeichnet den Menschen als lebendes System in Abgrenzung zu nichtlebenden Systemen aus? Oder: Durch welche besonderen Merkmale oder charakteristischen Eigenschaften ist der Mensch als lebendes System beschreibbar? Und: Wie lässt sich der Mensch als lebendes System und insbesondere als psychisches System unter Berücksichtigung dieser besonderen Merkmale verändern? Diese Fragen werden im folgenden Kapitel in Anbetracht der Theorie autopoietischer Systeme besprochen und kritisch diskutiert.

2.5 Lebende Systeme in Anbetracht der Autopoiese

Im Folgenden wird der Ansatz der Autopoiese²⁷ aus dem Blickwinkel des Veränderungsverständnisses der systemischen Beratung herausgearbeitet, um im nächsten Schritt die relevanten Mechanismen auf diesen Phänomenbereich zu übertragen. Dabei stehen die Bedingungen und Möglichkeiten der Veränderung psychischer Systeme im Vordergrund. Hierzu werden insbesondere die „Autonomie“ und die „strukturelle Kopplung“ lebender Systeme betrachtet. Zudem stellt das Konzept der Autopoiese den Mechanismus menschlichen Erkennens heraus, der für die Möglichkeiten und Grenzen von Veränderung subjektiver Wirklichkeitskonstruktionen elementar ist. Nicht relevant für die vorliegende Arbeit ist der autopoietische Ansatz für den Phänomenbereich sozialer Systeme, der von Niklas Luhmann entwickelt wurde und von Maturana kritisch in Frage gestellt wird (vgl. Maturana/Pörksen 2002, 112). Das Phänomen sozialer Systeme wird aus der Perspektive der Autopoiese insoweit beschreiben, wie dieses relevant für das Beratungssetting mit Einzelnen oder Gruppen ist.

Die Theorie autopoietischer Systeme wurde von dem chilenischen Biologen Humberto Maturana in den 1970er-Jahren entwickelt und in den folgenden Jahren mit seinem Assistenten und späteren Kollegen Francisco Varela weiter ausgearbeitet (Maturana 1985, Maturana/Varela 1987).

Die Theorie stellt einen Versuch dar, die Organisationsweise lebender Systeme zu beschreiben. Mit lebenden Systemen sind biologische Systeme gemeint, die sich

²⁷ Der Begriff Autopoiese ist aus den griechischen Wörtern *autos* (selbst) und *poiein* (machen) hergeleitet worden und bedeutet wörtlich „Selbstmachung“.

von physikalischen oder chemischen Systemen in der unbelebten Natur sowie von Menschen gemachten technischen Systemen unterscheiden.

Maturanas Forschungsinteresse war von Beginn an, die charakteristischen Eigenschaften lebender Systeme zu benennen und die wesentlichen Unterschiede zu nichtlebenden Systemen herauszustellen. Das Ziel ist, Kriterien herauszuarbeiten, die ausschließlich lebende Systeme charakterisieren²⁸. Dabei hält Maturana die verfügbare Sprache bzw. Begrifflichkeit zur Beschreibung lebender Systeme für ungeeignet, um Antworten auf seine Forschungsfragen zu erhalten, sodass er neue Wortschöpfungen für seine Untersuchung lebender Systeme einführt.

Nach Maturana beinhaltet die etablierte wissenschaftliche Sprache Beschreibungen von lebenden Systemen wie „Funktionen“, „Bedeutungen“ oder „Ziele“, die die eigentlichen strukturellen Mechanismen verdecken, durch welche lebende Systeme im Grunde erzeugt werden. Diese Art von Beschreibungen führen eher zu metaphorischen Vorstellungen und versperren den Blick auf die „eigentlichen Operationen“ lebender Systeme (vgl. ebda. 1985, 14ff.).

Demnach grenzt er sich grundsätzlich von Denkrichtungen ab, bei denen Beobachter von außen dem System nicht fassbare Eigenschaften, Funktionen oder Ziele zuschreiben. Beschreibungen sind immer selbsterzeugte Zuschreibungen von einem Beobachter auf der Grundlage seiner eigenen vorhandenen sprachlichen Kategorien. Zum Beispiel, indem ein Berater eine Person als „intelligent“ oder „ehrgeizig“ bezeichnet oder einem Kind die Funktion im Familiensystem zuschreibt, den unterschweligen Konflikt der Eltern abzulenken. Diese Beschreibungen sind keine Aussagen über die eigentliche Funktionsweise

²⁸ Ulf Dettmann setzt sich in seiner lesenswerten Dissertation mit der Theorie autopoietischer Systeme differenziert auseinander. Nach Dettmann ist die Theorie der Autopoiese eine kriteriologische Theorie des Lebens, die sich um eine Definition lebender Systeme bemüht, die einerseits den Erkenntnissen der neuzeitlichen Biowissenschaften gerecht werden soll und andererseits den kategorialen Unterschied zwischen Belebtem und Unbelebtem aufrechterhält. Hier steht die Autopoiese im Gegensatz zu den reduktionistischen Ansätzen der physikalisch-chemischen Theorien des Lebens, die eine definitorische Abgrenzung zwischen belebten und unbelebten Systemen ausschließen (vgl. ebda. 1999, 99).

lebender Systeme bzw. von Menschen. Sie sind in dem Sinne metaphorisch, da diese Beschreibungen beobachtetes Verhalten auf in Sprache gefasste Kategorien reduzieren, die als reale Eigenschaften im Inneren des Menschen oder im sozialen System nicht an sich existieren. Diese Beschreibungen sind immer ein Konstrukt eines Beobachters, welches er von außen an das System heranträgt und das nicht „das Ding an sich“ abbildet.

Nach Maturana werden durch funktionale Beschreibungen lebende Systeme nur in den Relationen zwischen ihren Elementen und zu ihrem Umfeld betrachtet und dringen nicht zum „innersten Wesen“ vor (vgl. ebda. 1994, 34).

Zum Beispiel sind Beschreibungen wie Macht, Kontrolle, Distanz, Nähe oder Regeln Zuschreibungen eines Beobachters über die sozialen Beziehungen bzw. Funktionen zwischen Personen innerhalb eines definierten Systems oder dessen Beziehungen zu seinem Umfeld. Auch diese Beschreibungen sind immer von einem Beobachter nach seinen verfügbaren sprachlichen Kategorien dem System zuerkannt und keine Aussagen darüber, wie lebende Systeme im Inneren tatsächlich funktionieren.

Maturanas Interesse ist, lebende Systeme „von innen her zu beschreiben“ (ebda. 1994, 34), sie in ihrer Eigenart zu erfassen, „was sie als eigenständige, einzigartige abgrenzbare Entitäten ausmacht“ (ebda. 1994, 35).

Folglich richtet sich sein Forschungsinteresse ausschließlich auf das, was die wesentlichen inneren Mechanismen sind, die lebende Systeme *eigentlich* charakterisieren. Offenbar geht Maturana davon aus, dass dieser einzigartige Mechanismus im Inneren lebender Systeme von Beobachtern unabhängig tatsächlich existiert und natürlich gegeben ist. Diese Annahme würde im Widerspruch zu seiner grundsätzlichen Aussage stehen, dass jede Erkenntnis abhängig von einem Beobachter ist, der diese Erkenntnis bestimmt durch seine innere Struktur erzeugt (vgl. ebda. 2002, 24ff.).

Maturanas Forschungsinteresse ist es, aufzuzeigen, welchen Anteil der Beobachter an seinen Beobachtungen hat. Mit anderen Worten: durch welche Mechanismen der Beobachter seine Beobachtungen erzeugt oder wie Erkennen der äußeren und inneren Welt im Menschen geschieht. Mit dieser Fragenstellung

betrifft Maturana das Feld der Erkenntnistheorie. Seine erkenntnistheoretischen Ansichten werden an anderer Stelle ausgeführt und diskutiert (siehe unten Kapitel 2.5.4 und Kapitel 2.6.3).

Maturana wurde schon in den 1960er-Jahren klar, dass seine eigentliche Arbeit darin besteht „über biologische Phänomene in einer Sprache zu sprechen, die keinerlei funktionale, zweck- oder zielorientierte, teleonome oder intentionale Begriffe enthielt“ (Maturana 1985, 15).

Somit versucht er jeden voreingenommenen Blick zu vermeiden, der durch sprachliche Unterscheidungen dem System bestimmte innewohnende Eigenschaften, Zwecke oder Absichten zuschreibt. Da diese sprachlichen Unterscheidungen durch den Beobachter im Rahmen seines Sprachvermögens erzeugt werden, ist diese Betrachtung auf das System bestimmt durch ihn. So gesehen werden dem System durch den Beobachter von außen bestimmte Merkmale auferlegt. In der Konsequenz strebt Maturana eine rein mechanistische Beschreibung bzw. Erklärung lebender Systeme an und konzentriert sich ausschließlich auf die „strukturellen Mechanismen“ (ebda. 1985, 14), wofür er eine Sprache benötigt, die sich auf die in lebenden Systemen wirkenden Mechanismen beschränkt.

An dieser Stelle wird ein weiterer Widerspruch in den Aussagen von Maturana offensichtlich: Wenn ein Beobachter immer aufgrund seiner zur Verfügung stehenden sprachlichen Unterscheidungen bzw. durch seine Sprache ein subjektives Abbild der Welt erschafft, dann wäre auch eine sogenannte „mechanistische“ Sprache nur eine weitere Möglichkeit der sprachlichen Unterscheidung eines Beobachters, die keinerlei Anspruch auf Allgemeingültigkeit hätte. Der Mensch bleibt immer in der Subjektivität seiner sprachlichen Unterscheidungen befangen, gleichgültig in welcher Sprachform.

Was sind nun die „eigentlichen Operationen“ lebender Systeme? Was ist das „innerste Wesen“, die „Eigenart“ von lebenden Systemen bzw. der „strukturelle Mechanismus“, der angeblich durch die herkömmliche Sprache nicht zugänglich ist? Welcher Mechanismus ist „einzigartig“ für lebende Systeme und charakterisiert diese als solche?

Nach Maturana/Varela ist das definierende Kriterium für lebende Systeme eine Eigenart von Organisation, durch welche sie laufend sich selbst erzeugen. Diese für lebende Systeme charakteristische Organisation bezeichnen sie als autopoietische Organisation.

„Wenn wir von Lebewesen sprechen, haben wir bereits angenommen, dass es etwas Gemeinsames zwischen ihnen gibt, andererseits würden wir sie nicht zu der einen Klasse zählen, die wir das ‚Lebendige‘ bezeichnen. [...]. Unser Vorschlag ist, dass Lebewesen sich dadurch charakterisieren, dass sie sich – buchstäblich – andauernd selbst erzeugen. Darauf beziehen wir uns, wenn wir die sie definierende Organisation *autopoietische Organisation* nennen [...]“ (Maturana/Varela 1987, 50–51).

Demnach lautet die Kernthese der Theorie der Autopoiese, dass Lebewesen autopoietische Systeme bzw. „autopoietische Maschinen“ sind (vgl. Maturana 1985, 184ff.).

Im Folgenden werden der Mechanismus der „Autopoiese“ lebender Systeme und die für das Verständnis von Veränderung relevanten Prinzipien und Begriffe herausgestellt und diskutiert.

2.5.1 Der grundlegende Mechanismus lebender Systeme

Maturana/Varela (1987) bezeichnen lebende Systeme als autopoietisch (griech. autos: „selbst“ und poiein: „gestalten, machen“), weil aus ihrer Sicht lebende Systeme durch den Mechanismus der Selbstreproduktion gekennzeichnet sind.

„Die autopoietische Organisation wird als eine Einheit definiert durch ein Netzwerk der Produktion von Bestandteilen, die 1. rekursiv an demselben Netzwerk der Produktion von Bestandteilen mitwirken, das auch diese Bestandteile produziert, und 2. das Netzwerk der Produktion als eine Einheit in dem Raum verwirklichen, in dem die Bestandteile sich befinden“ (Maturana 1985, 158)

Demnach besteht der autopoietische Mechanismus ausschließlich aus einem Netzwerk und dessen Bestandteilen. Dieses Netzwerk wird auch als Struktur²⁹

²⁹ Struktur kommt vom lat. „structura“ und heißt „ordentliche Zusammenfügung“, „Gefüge“, „Ordnung“, „Aufbau“, „innere Gliederung“ (vgl. Duden Herkunftswörterbuch 1997, 722). Maturana/Varela verstehen unter Struktur die konkreten Bestandteile des Systems und die Relationen zwischen den Bestandteilen, die in konkreter Weise eine bestimmte zusammengesetzte Einheit konstituieren und deren Organisation verwirklichen. Struktur bezeichnet den Aufbau einer konkreten Einheit aus deren

bezeichnet. Diese Struktur bildet sich als eine zeitliche und räumliche Einheit heraus und grenzt sich von ihrer Umwelt ab. Dabei erzeugen die Bestandteile bzw. Einzelemente in einem fortlaufenden Prozess von Wechselwirkungen diese Struktur, die wiederum die Einzelemente hervorbringt. Dieser Mechanismus ist in diesem Sinne dynamisch und rekursiv. Produzent und Produkt sind untrennbar miteinander verknüpft. Diese für lebende Systeme einzigartige und charakteristische Weise der Organisation³⁰ ist die Autopoiese.

"[...] ist den Lebewesen eigentümlich, dass das einzige Produkt ihrer Organisation sie selbst sind, das heißt, es gibt keine Trennung zwischen Erzeuger und Erzeugnis. Das Sein und das Tun einer autopoietischen Einheit sind untrennbar, und dies bildet die spezifische Art von Organisation" (Maturana/Varela 1987, 56).

Folglich wird die Existenz, „das Sein“ eines lebenden Systems durch Aktivität, „das Tun“ der Bestandteile ständig erzeugt. Aktivität ist die Voraussetzung für die Existenz eines lebenden Systems, die wiederum die Aktivität erst ermöglicht. Lebende Systeme sind demnach nicht statisch, sondern dynamisch bzw. fortlaufend in Bewegung. Es lebt.

Das folgende Schema in Abbildung 4 verdeutlicht die autopoietische Organisation lebender Systeme in Wechselbeziehung zu ihrem Umfeld:

Bestandteilen und Relationen und in dem Sinne die spezifische Ausgestaltung und den Raum der Organisation. Die Struktur ist demnach die konkrete Zusammensetzung eines Systems. Systeme sind mehr oder minder in ihrer Struktur veränderbar und können trotz gravierender Veränderungen ihre Organisation und somit ihre Identität zum Beispiel als lebendes System bewahren. Lebende Systeme sind für den Erhalt ihrer Existenz darauf angewiesen, strukturell plastisch zu sein („strukturelle Plastizität“), um sich verändernden Umweltbedingungen anpassen zu können (vgl. Maturana/Varela 1987, 54, Maturana 1985, 140).

³⁰ Maturana/Varela verstehen unter Organisation die Beziehungen zwischen den Bestandteilen eines Systems, durch welche sich ein System als eine zusammengesetzte Einheit definiert und die vorkommen müssen, damit diese Einheit einer Klasse zugeordnet werden kann, zum Beispiel der der lebenden Systeme. In dem Sinne definiert das Vorhandensein einer autopoietischen Organisation eine Einheit als lebendes System. Die Organisation eines Systems macht dementsprechend seine Klassenidentität aus (vgl. Maturana/Varela 1987, 54, Maturana 1985, 139f.).

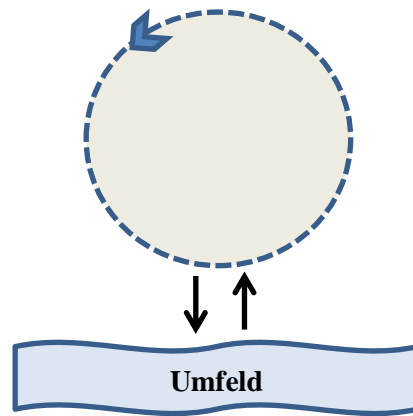


Abbildung 4 Schematische Darstellung der Autopoiese lebender Systeme

Quelle: Eigene Darstellung in Anlehnung an Maturana/Varela 1987, 84

In Abbildung 4 wird deutlich, dass die Struktur und dessen Bestandteile untrennbar miteinander verbunden sind sowie einen Rand bzw. eine zeitliche und räumliche Gestalt in Abgrenzung zur Umwelt bilden. Der Pfeil stellt den autopoietischen Mechanismus bzw. die Organisation lebender Systeme dar: Einerseits werden die Einzelemente durch die Struktur erzeugt. Andererseits wird die Struktur durch die fortlaufende Wechselwirkungen der Einzelemente erschaffen. Der Ablauf ist demnach kreisförmig bzw. zirkulär und dynamisch.

Maturana/Varela (vgl. 1987, 52–53) zeigen am Beispiel der Zelle als biologisch zusammengesetzter Einheit die Funktionsweise autopoietischer Organisation auf: In einer Zelle sind die molekularen Bestandteile in einem kontinuierlichen Netzwerk von Wechselwirkungen dynamisch miteinander verbunden. Dieser Zellstoffwechsel erzeugt Bestandteile, die einen Rand, eine Begrenzung für dieses Netz von Transformationen bilden. Dieser abgrenzende Rand wird als Membran bezeichnet. Diese Membran begrenzt die Ausdehnung des Netzwerkes, wodurch das Netzwerk als Einheit erzeugt wird und aufrecht erhalten bleibt. Gleichzeitig wird die Membran durch dieses Netzwerk erzeugt. Die Organisation ist durch einen zirkulären, sich selbst erzeugenden und aufrechterhaltenden Prozess gekennzeichnet: Auf der einen Seite erzeugt das dynamische Netzwerk von Transformationen seine eigenen Bestandteile und gleichzeitig die Membran. Auf der anderen Seite stellt diese Membran überhaupt erst die Möglichkeiten für die Transformationen des Netzwerkes her.

Für Maturana/Varela (1987) gilt dieser aufgezeigte Mechanismus auf molekularer Ebene als allgemeingültige Organisationsweise lebender Systeme und ist unter der Bezeichnung „Autopoiese“ kennzeichnend für alle lebende Systeme.

An dieser Stelle drängt sich die Frage auf, inwieweit es begründbar ist, ausgehend von dieser Beschreibung auf molekularer Ebene grundsätzliche Rückschlüsse auf die Organisationsweise lebender Systeme und deren Prinzipien zu ziehen und diese als allgemeingültig für alle lebenden Systeme zu bezeichnen. Hier scheint ein methodologischer und wissenschaftlich nicht nachvollziehbarer Bruch vorzuliegen zwischen den Aussagen, die aus empirischen Untersuchungen auf molekularer Ebene gewonnen wurden, und der Verallgemeinerung dieser Aussagen für alle lebenden Systeme. Zumindest können diese allgemeingültigen Aussagen nicht als empirisch gesichert gelten, sondern haben eher eine metaphorische Aussagekraft³¹. Metaphorisch in dem Sinne, dass die Aussagen auf molekularer Ebene auf alle lebende Systeme übertragen werden und die gleiche Bedeutung erhalten, ohne diese Übertragung weiter zu begründen.

Ungeachtet dieser nicht nachvollziehbaren methodologischen und wissenschaftlichen Vorgehensweise werden die Grundprinzipien der Autopoiese im Kontext systemischer Beratung von verschiedenen Autoren auf psychische und soziale Systeme übertragen (siehe unten Kapitel 2.6).

Im Folgenden werden die für das Veränderungsverständnis systemischer Beratung relevanten Mechanismen der Autopoiese nachgezeichnet: die „Autonomie“ und „strukturelle Kopplung“ lebender Systeme sowie die Kognition bzw. das menschliche Erkennen. In dem anschließenden Kapitel werden dessen Bedeutung für das Veränderungsverständnis systemischer Beratung aufgezeigt und diskutiert (siehe unten Kapitel 2.6).

³¹ Choe führt in seiner Dissertation über verschiedene Ansätze des Konstruktivismus aus, dass die Theorie der Autopoiese in der Literatur oft für empirisch und insbesondere biologisch begründet gehalten wird wie zum Beispiel bei Schmidt (1987). Diese Einschätzung wird von Choe bestritten. Er weist auch darauf hin, dass Maturana selbst an manchen Stellen sein vordergründiges Interesse an konzeptionellen anstatt an empirischen Fragen geäußert hat (vgl. ebda. 2005, 107f.).

2.5.2 Autonomie lebender Systeme

Der Begriff „Autonomie“ nimmt in der Theorie autopoietischer Systeme einen zentralen Stellenwert ein. Nach Maturana/Varela ist die Autonomie eines der wesentlichsten und unmittelbarsten Merkmale von Lebewesen. Dabei wird die Autopoiese als der Mechanismus verstanden, der Lebewesen zu autonomen Systemen macht und diese als autonom kennzeichnet (vgl. ebda. 1987, 55).

Der Mechanismus der Autopoiese gilt demnach als Voraussetzung für die Autonomie lebender Systeme. In diesem Sinne ist Autonomie keine feststehende Eigenschaft, welche sich im System oder in einem Einzelelement des Systems verorten lässt, sondern ein Phänomen, welches aus der autopoietischen Organisation fortlaufend entsteht und durch diese aufrechterhalten wird.

In der Gesamtbetrachtung der zur Verfügung stehenden Literatur ist durchgehend die Abgrenzung der Begriffe „Autonomie“ und „Autopoiese“ unklar: Im Grunde ist der Mechanismus der Autopoiese lebender Systeme die Bedingung von dessen Autonomie. Die Frage, ob Autopoiese gleichbedeutend mit Autonomie ist, scheint nicht eindeutig beantwortet zu werden. Die Begriffsverwirrung bleibt in der Literatur ungelöst. Varela bemängelt selbst, dass die Unterscheidung zwischen Autopoiese und Autonomie „ständig vermischt und ungeklärt geblieben“ ist (ebda. 1987, 119).

Da Vertreter der systemischen Beratung insbesondere durch den Begriff der „Autonomie“ wesentlich in ihrem Denken und Handeln geprägt worden sind, ist es für die vorliegende Arbeit erforderlich, diesen genauer zu hinterfragen.

Maturana/Varela beschreiben Autonomie vor dem Hintergrund eines mechanistischen Ansatzes, zum Beispiel im Gegensatz zum philosophischen Ansatz von Kant. Bei Kant gewinnt der Begriff Autonomie eine zentrale und umfassende Bedeutung für die Philosophie. Autonomie steht bei Kant für die Möglichkeit und Bestimmung des Menschen, sich durch sich selbst in seiner Eigenschaft als Vernunftwesen zu bestimmen. Autonomie wird hier als Selbstgesetzgebung durch Vernunft verstanden. Der Autonomiegedanke richtet sich als Aufgabe und Programm sowohl gegen jede Auffassung des Menschen im Sinne einer bloßen Naturtheorie als auch gegen jede Art gesellschaftlicher

Fremdbestimmung durch Unterdrückung. Als Vernunftwesen habe der Mensch die Möglichkeit, seine Handlungen unabhängig von dem Mechanismus der Naturkausalität frei auszuüben. Durch Vernunft erhält der Mensch auch seine Autonomie gegen eine Fremdbestimmung durch Momente der Sinneswelt. Autonomie als Selbstgesetzgebung durch Vernunft kann als Strukturprinzip der gesamten Kantischen Philosophie verstanden werden (vgl. Ritter 1971, Bd. 1, 707f.).

Demnach geht Kant von der Vernunft als steuernder und selbstregulierender Instanz aus als Gegenentwurf zu ausschließlich mechanistisch-naturwissenschaftlichen Beschreibungen des Menschen. Dies steht im Gegensatz zu Maturana/Varela, nach denen die Autonomie lebender Systeme ausschließlich aus dem Mechanismus der Autopoiese hervorgeht und aufrechterhalten wird. In dem Sinne ist Autonomie durch keine „Instanz“ bzw. durch keine Eigenschaft im System bedingt, sondern ein Zustand, der kontinuierlich durch die autopoietische Organisation erzeugt wird. „Sein“ und „Tun“ sind unmittelbar miteinander verbunden.

Abgeleitet von dem üblichen Verständnis³² ist für Maturana/Varela ein System autonom, „wenn es dazu fähig ist, seine eigene Gesetzlichkeit bzw. das ihm Eigene zu spezifizieren“ (ebda. 1987, 55). An dieser Stelle wird nicht genauer bestimmt, was unter „eigene Gesetzlichkeit“ oder „das ihm Eigene“ im Rahmen der Autopoiesetheorie zu verstehen ist. Jedoch ist gerade dieser Aspekt für das Veränderungsverständnis systemischer Beratung relevant, so dass dieser im Folgenden präziser in den Blick genommen wird.

Bei genauer Betrachtung bildet sich das Merkmal der Autonomie aus dem Mechanismus der Autopoiese heraus: Einerseits sind sämtliche Operationen des Systems durch die eigene Struktur bestimmt. Andererseits erzeugen die Operationen die Struktur selbst und stellen somit den Ausgangspunkt für weitere Operationen dar. Nach diesem Mechanismus sind autopoietische Systeme durch Zirkularität, Struktur determiniertheit, Selbstreferenzialität und operationale

³² Autonomie von griechisch *autos*, „selbst“ und *nomos*, „Gesetz“ heißt im philosophischen Sinn Eigenständigkeit oder Eigengesetzlichkeit (vgl. Rehfus 2003, 265).

Geschlossenheit gekennzeichnet. Eigenschaften lebender Systeme aus denen dessen Autonomie hervorgeht. Der Mechanismus der Autopoiese erzeugt und erhält die Autonomie lebender Systeme, wobei nach Maturana die operationale Geschlossenheit die allgemeine Bedingung für dessen Autonomie ist (vgl. ebda. 1985, 245).

„Zirkularität“, „Strukturdeterminiertheit“, „Selbstreferenzialität“ und „operationale Geschlossenheit“ sind Begriffe, die auf der Grundlage der Autopoiesetheorie in der systemischen Beratungsliteratur häufig als sich selbst verstehend verwendet werden. Diese Begriffe bedürfen jedoch einer Klärung³³. Im Folgenden werden diese Begriffe im Zusammenhang mit dem Verständnis von „operationaler Geschlossenheit“ lebender Systeme entflochten, dargelegt und wieder in Beziehung gebracht.

Was ist nun mit „operationaler Geschlossenheit“ lebender Systeme gemeint³⁴? Allgemein kann mit „operationaler Geschlossenheit“ die Fähigkeit lebender Systeme bezeichnet werden, in abgeschlossener Weise gegenüber ihrer Umwelt zu operieren. Nach der Autopoiesetheorie ergibt sich diese Fähigkeit daraus, dass lebende Systeme sich in ihrem Verhalten nur auf sich selbst beziehen, das heißt, auf ihre aktuelle innere Struktur. In dem Sinne sind lebende Systeme strukturdeterminiert bzw. zustandsdeterminiert. Oder mit anderen Worten: bestimmt durch ihren eigenen derzeitigen inneren Zustand. Das bedeutet zum Beispiel, dass alle Wahrnehmungen, Kognitionen und Emotionen des Menschen durch seine eigene Struktur bzw. durch seinen Zustand bestimmt sind, durch seine aktuellen physischen und psychischen Voraussetzungen. Da jede Operation des

³³ Dettmann weist in seiner Dissertation kritisch darauf hin, dass die Begriffe wie „Zirkularität“ und „Selbstreferenzialität“ oder auch „Rekursivität“ in der Theorie der Autopoiese und im radikalen Konstruktivismus eine von der üblichen Verwendung häufig abweichende Bedeutung haben. Darüber hinaus werden die Begriffe auch von Vertretern der Autopoiese und des radikalen Konstruktivismus nicht immer einheitlich verwendet (vgl. ebda. 1999, 71).

³⁴ Der Begriff „operationale Geschlossenheit“ wird in der Literatur nicht eindeutig und klar beschrieben und verwendet. Zum Beispiel konnten Nüsse et al. in der Literatur sechs verschiedene Bedingungen ausfindig machen, mit denen Vertreter des radikalen Konstruktivismus die „operationalen Geschlossenheit“ von Systemen betrachten (vgl. ebda. 1991, 36f.).

Systems die eigene Struktur aufrechterhält, ist jede Operation durch einen zirkulären Prozess Ausgangsbasis für jede weitere Operation und infolgedessen selbstreferenziell. In diesem Verständnis können lebende Systeme als operational geschlossen bezeichnet werden. So gesehen würden beim Menschen die Wahrnehmungen, Kognitionen und Emotionen seine subjektive psychische Wirklichkeit erzeugen, die wiederum die Wahrnehmungen, Kognitionen und Emotionen bestimmt. Dabei können Strukturdeterminiertheit, Zirkularität, Selbstreferenz und operationale Geschlossenheit nicht als isolierte Mechanismen betrachtet werden, sondern sind eng miteinander verbunden und bedingen sich gegenseitig.

Insgesamt ergibt sich die Autonomie lebender Systeme vor allem daraus, dass sie sich aufgrund ihrer operationalen Geschlossenheit selbst regulieren und infolgedessen von außen nicht direkt beeinflussbar, sondern durch ihren eigenen aktuellen strukturellen Zustand bestimmt sind. Die Umwelt löst zwar durch äußere Impulse Effekte im lebenden System aus. Die Verarbeitung und Wirkung dieser Impulse wird jedoch durch die Struktur des Systems bestimmt.

„Allgemeiner formuliert bedeutet dies, dass das externe Agens, das auf ein beliebiges molekulares System einwirkt, die Effekte zwar auslöst, aber nicht in der Lage ist, sie zu determinieren. Es wird durch die äußere Einwirkung lediglich eine strukturelle Dynamik ausgelöst, deren Folgen aber durch die Struktur des Systems selbst spezifiziert und bestimmt werden“ (Maturana/Pörksen 2002, 71).

Nach Maturana/Varela meint operationale Geschlossenheit lebender Systemen nicht Isolation oder Abgeschlossenheit von der Systemumwelt („Milieu“). Autopoietische Systeme sind für die Aufnahme von Impulsen aus der Umwelt offen. Allerdings wird die Art und Weise der Verarbeitung dieser Impulse von der Struktur des Systems bestimmt (vgl. ebda. 1987, 105f.).

Maturana/Varela (1987) führen für das Anregen von Veränderungen in lebenden Systemen durch die äußere Umwelt den Begriff „Perturbationen“³⁵ ein. Perturbationen bestimmen nicht, was dem Lebewesen geschieht, sondern die

³⁵ Das Wort „Perturbation“ stammt von dem lateinischen Verb „perturbare“ und heißt „durcheinander wirbeln“, „beunruhigen“, „verwirren“. Perturbation kann demnach mit den Begriffen „Störung“ oder „Verstören“ übersetzt werden.

Struktur des Lebewesens determiniert, zu welchem Wandel es infolge der Perturbation in ihm kommt. Eine solche Interaktion schreibt deshalb ihre Effekte nicht vor. Sie determiniert sie nicht und ist daher nicht „instruierend“. Durch Interaktionen wird gegebenenfalls eine Wirkung im lebenden System „ausgelöst“ (vgl. ebda. 1987, 105f.).

Zusammengefasst hat die Autonomie lebender Systeme hier zwei wesentliche Bedeutungen: Einerseits wird Autonomie als Fähigkeit lebender Systeme verstanden, ihren komplexen Ordnungszustand auch gegen äußere Störeinflüsse determiniert durch die aktuelle strukturelle Funktionsweise aufrechtzuerhalten, um ihre Existenz zu gewährleisten bzw. ihre Identität zu sichern. Andererseits sind lebende Systeme durch ihre Autonomie in der Interaktion mit ihrer Umwelt nicht offen zugänglich, da als wesentliche Bedingung für Autonomie lebende Systeme operational geschlossen sind. Autopoietische Systeme nehmen zwar Impulse aus der Umwelt auf, jedoch nicht unmittelbar, sondern mittelbar als Ergebnis ihrer aktuell operational geschlossenen strukturbedingten Verarbeitung. Die Verarbeitung ist bestimmt durch die „Eigengesetzlichkeit“ des Systems und das Ergebnis des Verarbeitungsprozesses kann als Spezifikation des „Eigenen“ verstanden werden. In diesem zweifachen Sinne wäre das entsprechend der Definition von Autonomie nach Maturana/Varela (siehe oben in diesem Kapitel 2.5.2).

An dieser Stelle ergibt sich die Frage: Wie werden Veränderungen durch „Perturbationen“ aus der Umwelt in lebenden Systemen angeregt? Oder: Wie geschehen durch „Irritationen“ Veränderungen in lebenden Systemen „eigengesetzlich“ bzw. autonom? Für eine Annäherung an diese Fragestellungen ist es zunächst erforderlich, das in der Autopoiese beschriebene Phänomen der „strukturellen Kopplung“ in den Blick zu nehmen.

2.5.3 Strukturelle Kopplung lebender Systeme

Maturana beschreibt mit dem Begriff „strukturelle Kopplung“ die Fähigkeit lebender Systeme, sich strukturell an veränderte Umweltbedingungen anzupassen. Lebende Systeme gleichen ihre Struktur an das gegebene Umfeld an, um ihre Organisation bzw. ihre Autopoiese zu bewahren (vgl. Maturana 1985, 143f.)

Demnach geht Maturana von dem Verständnis der allgemeinen Systemtheorie aus, dass lebende Systeme durch Interaktion in wechselseitiger Beziehung mit ihrem Umfeld („Milieu“ oder „Medium“) stehen und Einflüssen ausgesetzt sind, die das innere Gleichgewicht stören. Diese Störungen bzw. „Perturbationen“ werden vom System durch strukturelle Anpassungen ausgeglichen, ohne jedoch ihre Organisation und in dem Sinne ihre Autopoiese zu verlieren.

„Im Wechselspiel mit ihrer Nische oder, allgemeiner, mit ihrem Medium durchlaufen Lebewesen eine Geschichte struktureller Veränderungen, die schließlich der Tod beendet. Da Leben bedeutet, die Autopoiese zu wahren, dürfen verkraftbare ‚Störungen‘ nur die Struktur, nicht jedoch die Organisation betreffen“ (Maturana 1994, 80).

Nach Maturana reagieren lebende Systeme auf Störungen aus dem Umfeld mit strukturellen Veränderungen, um ihre Organisationsweise bzw. Identität zu erhalten. Die Fähigkeit lebender Systeme, auf Umwelteinflüsse mit strukturellen Anpassungen bzw. Veränderungen zu reagieren, bezeichnet er als die „strukturelle Plastizität“ eines autopoietischen Systems (vgl. ebda. 1985, 143f.).

Maturana spricht auch von „struktureller Kopplung“, wenn zwei oder mehrere lebende Systeme („strukturell plastische Systeme“) durch Interaktionen gegenseitig strukturelle Veränderungen auslösen, ohne die jeweilige Organisation bzw. Identität als autopoietisches System zu zerstören. Strukturelle Kopplung beinhaltet die zeitliche Dimension und bezeichnet hier die „Geschichte“ wechselseitiger Strukturveränderungen zwischen lebenden Systemen mit dem Ergebnis einer gegenseitigen Angleichung. Im Fluss der strukturellen Kopplung bildet sich ein gemeinsamer Bereich heraus, in welchem die Verhaltensweisen der beteiligten lebenden Systeme wechselseitig aufeinander abgestimmt sind, der sogenannte „konsensuelle Bereich“ (vgl. Maturana/Pörksen 2002, 89).

Mit anderen Worten: Durch aufeinander bezogene Interaktionen gleichen sich die Strukturen lebender Systeme fortwährend und wechselseitig an, wodurch sie mit der Zeit einen Bereich struktureller Übereinstimmung herstellen. Diese Sphäre struktureller Übereinstimmung gilt als gemeinsam erschaffener bzw. als „konsensueller“ Bereich. In diesem Bereich haben die beteiligten Systeme identische strukturelle Zustände und „interagieren in strenger, eindeutiger Übereinstimmung“ (Maturana 1985, 290). Wesentlich dabei ist, dass die

Organisation bzw. die Autopoiese der jeweiligen lebenden Systeme Bestand hat und folglich in dem oben ausgeführten Sinn „das ihm Eigene“, die „Eigengesetzlichkeit“ bzw. die Autonomie erhalten bleibt (siehe oben Kapitel 2.5.2).

Daraus folgt, dass im Geschehen der strukturellen Kopplung die wechselseitigen Interaktionen immer nur bestimmt durch die jeweils eigene Struktur der beteiligten Systeme verarbeitet werden. Direkte gegenseitige Beeinflussung der beteiligten Systeme bleibt auch bei struktureller Kopplung unmöglich. Demnach ist es auch nicht vorhersehbar oder voraussagbar, wie der „konsensuelle Bereich“ als Phänomen strukturgekoppelter Systeme sich konkret ausgestalten wird.

Abbildung 5 verdeutlicht den Vorgang der strukturellen Kopplung von zwei lebenden Systemen in ihrem Umfeld mit dem Ergebnis der gegenseitigen strukturellen Anpassung bzw. Angleichung. Gleichzeitig interagieren die beteiligten Systeme fortwährend mit ihrem jeweiligen Umfeld und werden durch dieses beeinflusst.

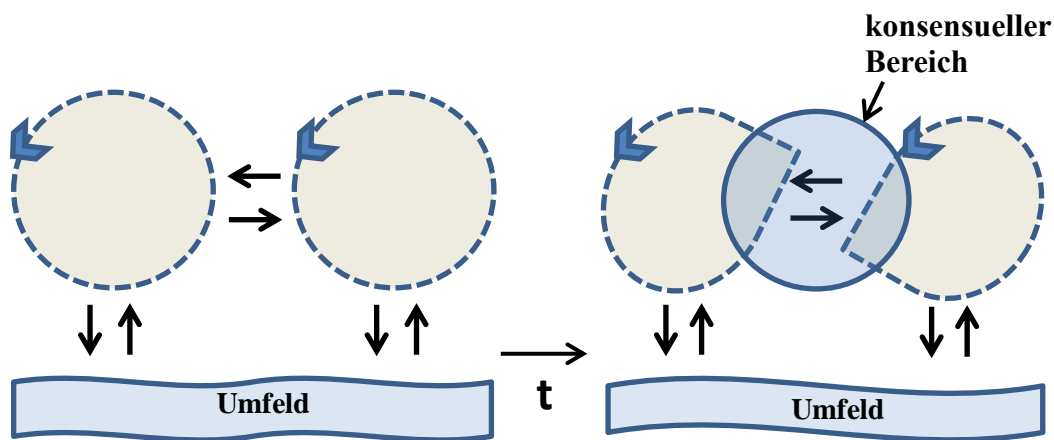


Abbildung 5 Vorgang der strukturellen Kopplung

Quelle: Eigene Darstellung in Anlehnung an Maturana/Pörksen 2002, 90

Durch Abbildung 5 wird deutlich, dass die beiden dargestellten autopoietischen Systeme sich in ihrer Struktur durch aufeinander bezogene Interaktionen mit der Zeit angleichen bzw. anpassen. Wesentlich dabei ist, dass beide Systeme ihre autopoietische Organisation erhalten (dargestellt durch die kreisförmigen Pfeile) und damit ihre Autonomie bzw. ihre Eigengesetzlichkeit. Durch die aufeinander

bezogenen Interaktionen entsteht mit der strukturellen Angleichung ein „konsensueller Bereich“. In diesem Bereich stimmt das gegenseitige Verhalten überein. Gleichzeitig werden beide Systeme auch durch ihr jeweiliges Umfeld beeinflusst.

Nach Maturana/Varela entstehen im zwischenmenschlichen Bereich aus der strukturellen Kopplung von Individuen soziale Systeme. Soziale Systeme sind Einheiten höherer Ordnung, die ihren eigenen Existenzbereich haben. Die strukturelle Kopplung basiert hier auf Kommunikationen zwischen Individuen, deren Ergebnis ein neuer Bereich von Phänomenen ist, die von isolierten Individuen nicht hätte erzeugt werden können. Das System weist eine soziale Phänomenologie auf, die darauf beruht, dass individuelle Erhaltung durch die kollektive Einheit, die das Ergebnis der strukturellen Kopplung von Individuen ist, verwirklicht werden kann. Es entsteht ein Gleichgewicht zwischen individueller Erhaltung und der Erhaltung der Gruppe als erweiterter Einheit. Das Gleichgewicht bleibt so lange aufrecht, wie die Dynamik der Erhaltung der kollektiven Einheit die individuelle Erhaltung einschließt (vgl. ebda. 1987, 207–213).

Die zentralen Momente bei sozialen Systemen sind, dass aus der strukturellen Kopplung von Individuen ein sprachlicher Bereich hervorgeht, der den Existenzbereich des Systems darstellt, und dass menschliche soziale Systeme nicht nur die Erhaltung der Mitglieder, sondern auch deren Entwicklung ermöglichen (vgl. ebda. 1987, 216f.).

Nach Maturana wird durch „Sprachlichkeit“ das Verhalten der an der Interaktion beteiligten Menschen koordiniert, worunter er sowohl die Sprache durch Worte als auch nonverbale Ausdrucksweisen versteht³⁶.

„Sprache ist eine Form, Verhalten zu koordinieren. Weitere Formen sind Gestik, Mimik und Schweigen. Doch sie alle gehören der Sprachlichkeit an“ (ebda. 1994, 209).

³⁶ So gesehen kann Maturanas Ausdrucksform menschlicher „Sprachlichkeit“ auch als „Kommunikation“ im Sinne von Watzlawick et al. bezeichnet werden. Für Watzlawick/Beavin/Jackson (1990/1967) ist jedes Verhalten Kommunikation, welches verbal oder nonverbal zum Ausdruck gebracht wird.

Dabei ist der durch strukturelle Kopplung zwischen Menschen erzeugte konsensuelle Bereich der zeitliche und räumliche Rahmen, in welchem zwischenmenschliche Kommunikation entsteht.

„Was für kommunikatives Verhalten eigentümlich ist, ist sein Auftreten in einem konsensuellen Bereich, d.h. seine historische Bedeutung, die Tatsache, dass ein besonderes kommunikatives Verhalten als Verhalten in einem bestimmten Moment und in einem bestimmten Kontext erfolgt“ (ebda. 1985, 291).

So gesehen ereignet sich Kommunikation in dem zwischen Menschen gemeinsam erschaffenen Bereich. In diesem Bereich besitzt die gezeigte und wahrgenommene Kommunikation eine gemeinsame Bedeutung, welche aus der gemeinsamen Geschichte der wechselseitigen Angleichung von Bedeutungen entstanden ist. Kommunikation hat immer nur kontextbezogene Bedeutung, die durch die an diesem Kontext Beteiligten mit der Zeit erschaffen und weiter angepasst wird. In dem Sinne wird auch immer nur bestimmte Kommunikation in einem bestimmten Kontext erfolgen.

Zusammenfassend stellt sich die Frage, welche neuen Aspekte die Autopoiesetheorie zum Phänomen der Anpassungsfähigkeit lebender Systeme an verändernde Umweltbedingungen beiträgt. Ohne ausführlich in die Diskussion einzusteigen, scheint das Konzept der „strukturellen Kopplung“ sich nicht grundsätzlich von evolutionstheoretischen Ansätzen zu unterscheiden. Zumindest weisen herkömmliche Konzepte im Prinzip weitreichende Übereinstimmungen mit der Autopoiesetheorie auf³⁷.

Wesentlicher Unterschied ist jedoch die Aussage, dass lebende Systeme auch durch strukturelle Kopplung in ihrem Verhalten in keiner Weise durch ihr Umfeld bestimmbar und daher nicht steuerbar oder kontrollierbar sind. Eine Aussage, die

³⁷ Dettmann merkt kritisch in seiner Dissertation an, dass das in der Autopoiesetheorie beschriebene Phänomen der strukturellen Kopplung im Prinzip solche wechselseitigen Beziehungen zwischen Individuum und Umwelt darstellt, wie sie durch verschiedene Teildisziplinen der Ökologie erfasst werden. Und in der Evolutionstheorie ist „strukturelle Kopplung“ im weitesten Sinne das, was man unter „Adap(ta)tion“ versteht (vgl. ebda. 1999, 77ff.).

von Kritikern der Autopoiesetheorie jedoch angezweifelt wird³⁸. Ungeachtet dessen hat diese Grundannahme Vertreter der systemischen Beratung in ihrem Verständnis von Menschen bis heute wesentlich geprägt (siehe oben Kapitel 2.6.2).

2.5.4 Menschliches Erkennen als Ergebnis autopoietischer Organisation

Die erkenntnistheoretischen Aussagen der Theorie autopoietischer Systeme sind grundlegend für eine konstruktivistische Position, obwohl Maturana sich selbst nicht als Konstruktivist bezeichnet und den Begriff „Konstruktivismus“ auch nicht in seiner Konzeption verwendet (vgl. Maturana/Pörksen 2002, 32f.).

Nach Maturana/Varela spiegelt die Erfahrung von der Welt nicht die Welt wider, wie sie ist, sondern wird durch die Struktur des Menschen determiniert.

„Die Erfahrung von jedem Ding ‚da draußen‘ wird auf eine spezifische Weise durch die menschliche Struktur konfiguriert, welche ‚das Ding‘, das in der Beschreibung entsteht erst möglich macht“ (ebda. 1987, 31).

Erkennen wird als Handlung verstanden, dessen Ergebnis von der Struktur des Erkennenden bestimmt wird. Der Ausgangspunkt für das menschliche Erkennen stellt die Sprache dar, die aber nicht die Welt in ihrem Sein abbildet. Sprache kann deshalb nicht als Mittel verwendet werden, um die ontologische Wirklichkeit zu offenbaren³⁹. „Es ist vielmehr so, dass der Akt des Erkennens in der Koordination des Verhaltens, welche die Sprache konstituiert, eine Welt durch das In-der-Sprache-Sein hervorbringt“ (ebda. 1987, 253).

³⁸ Für Dettmann wird das Konzept der Autopoiese deswegen problematisch, weil es davon ausgeht, dass Reize der Außenwelt bzw. Umwelteinflüsse in keiner Weise bestimmen, ob und wie ein lebendes System reagiert, und daher lebende Systeme als nicht steuerbar gelten. Die Behauptung der Nichtsteuerbarkeit wird von Dettmann detailliert in Frage gestellt und in seiner theoretischen Analyse als unzutreffend beantwortet (vgl. ebda. 1999, 81ff.).

³⁹ Schon in den 1960er-Jahren hat Benjamin Lee Whorf Sprache als ein Struktursystem verstanden, das die Art des Denkens und der Wahrnehmung eines Menschen bestimmt. Whorf geht davon aus, dass ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen der Ausprägung und Differenzierung einer Sprache und der Genauigkeit des Denkens und der Wahrnehmung besteht. Je ausgeprägter und differenzierter die Sprache einer Kultur ist, desto genauer sind das Denken und die Wahrnehmung der Individuen dieser Kultur (vgl. Whorf 1963).

Maturana versteht Erkennen auf Grundlage biologischer Mechanismen als Ergebnis der Aktivität des Nervensystems. Dabei gilt das Nervensystem als ein operational geschlossenes dynamisches Netzwerk, sodass Erkennen durch die Struktur dieses Netzwerkes bestimmt ist.

„[...] das Nervensystem erscheint als ein strukturdeterminiertes Netzwerk mit seiner eigenen Operationsweise. In ihm wird eine Veränderung lediglich ausgelöst, nicht jedoch durch die Merkmale und Eigenschaften der äußeren Welt determiniert und bestimmt“ (Maturana/Pörksen 2002, 62).

Folglich ist Erkennen als Ergebnis der Funktionsweise des Nervensystems nicht eine Repräsentation⁴⁰ der „Welt da draußen“, sondern wird verstanden als „ein andauerndes Hervorbringen einer Welt durch den Prozess des Lebens selbst“ (Maturana/Varela 1987, 7).

Dabei liegt die Betonung auf „das andauernde Hervorbringen“ einer Welt durch das Nervensystem. Maturana verneint die Möglichkeit einer dauerhaften Speicherung der Welt im lebenden Organismus in Form von Ideen, Vorstellungen oder mentalen Repräsentationen. Der lebende Organismus erzeugt immer nur in

⁴⁰ Das vom lateinischen Verb „repraesentare“ abgeleitete Wortfeld „Repräsentation“ hat im mittelalterlichen Latein und in den modernen Sprachen, in denen es als Fremdwort wirkt, eine weitere Bedeutung als im Deutschen, wo es je nach Kontext mit „Vorstellung“, „Darstellung“, „Abbild“, „Bild“ oder „Stellvertretung“ wiedergegeben werden kann. Im engeren philosophischen Kontext ist „Repräsentation“ ein klassischer Terminus der Erkenntnistheorie, der dann im 19. und 20. Jahrhundert vor allem im Neukantianismus, in der Phänomenologie und in der Sprachphilosophie in Gebrauch bleibt. Auch in die Einzeldisziplinen der Psychologie und Kognitionswissenschaften hat der Begriff „Repräsentation“ Eingang gefunden (vgl. Ritter/Gründer 1992 Bd. 8, 790).

Erwähnt sei hier auch die Unterscheidung zwischen „Präsentation“ und „Repräsentation“ durch den Gestaltpsychologen Wolfgang Metzger. Metzger bezeichnet allerdings in verdeutschter Form „Präsentation“ als das, was von uns „leibhaft“ begegnet und „Repräsentation“ als das „Vergegenwärtigte“ bzw. das „bloß Gedachte“ (vgl. Ritter/Gründer 1992 Bd. 8, 838).

Erkenntnistheoretisch stellt sich die Frage, inwieweit die innere Vorstellung, das innere Bild oder Abbild eines Menschen von der Welt der ontologischen Welt bzw. der „Seinswelt“ entspricht. Maturana geht zwar davon aus, dass Menschen sich Repräsentationen von der Welt bilden, die durch Perturbationen aus der Interaktion mit der Umwelt ausgelöst werden und sich insofern auf die gegenständliche Welt beziehen. Jedoch sind diese Repräsentationen autonom bzw. „eigengesetzlich“ durch die jeweils gegenwärtige Struktur des Menschen erzeugt und in dieser augenblicklichen Form individuell einzigartig und immer nur in diesem Moment existent (siehe unten in diesem Kapitel 2.5.4).

der Gegenwart „sinnvolle sensomotorischen Korrelationen“, aus denen Sprache und Verhalten hervorgehen (vgl. ebda. 1994, 207).

Von daher können kognitive Schemata nicht als zeitlich überdauernde gespeicherte Repräsentationen von der Welt verstanden werden. Laut Maturana würden kognitive Schemata als Kenntnisse, Annahmen, Begriffe oder Vorstellungen von wahrgenommenen Objekten oder Ereignissen stets bestimmt durch den gegenwärtigen Zustand des Systems augenblicklich erzeugt. Dabei ergibt sich die Frage: Wie sind unter diesen Voraussetzungen Lernen und kognitive Entwicklung überhaupt möglich?

Maturana begreift Lernen als einen ständigen Prozess von Zustandsveränderungen des lebenden Organismus, der durch die Interaktion mit seiner gegebenen Umwelt immer in der Gegenwart ausgelöst wird. Lernen wird zwar insofern als ein zeitlicher Prozess verstanden, da jedes vergangene Verhalten als Auslöser einer Zustandsveränderung die Grundlage für kommendes Verhalten bildet. Dennoch funktioniert der lebende Organismus immer nur in seiner „strukturellen Gegenwart“, währenddessen Lernen sich im Sinne von Zustandsveränderungen vollzieht (vgl. ebda. 1985, 60ff.).

Grundsätzlich schließt Maturana aus seiner neurophysiologischen Sicht das Vorhandensein von einem Gedächtnis als Speicher von Repräsentationen aus, die die Umwelt in ihrer ontologischen Beschaffenheit abbilden.

„Ein Gedächtnis als einen Speicher von Repräsentationen der Umwelt, die für verschiedene Gelegenheiten abgerufen werden können, gibt es als neurophysiologische Funktion nicht“ (ebda. 1985, 63).

In diesen Ausführungen wird wiederholt das mechanistische Denken von Maturana deutlich, der jede bloß in der Vorstellung eines Beobachters vorhandene und dem lebenden System von außen zugeschriebene Eigenschaft oder Instanz so wie auch „Lernen“ und „Gedächtnis“ verneint. Sprache und Verhalten werden stets aus dem gegenwärtigen Zustand des lebenden Systems in diesem Moment strukturdeterminiert erzeugt, wobei unmittelbare Anpassungen an veränderte Umweltbedingungen entsprechend der „strukturellen Plastizität“ als Lernen und Entwicklung verstanden werden. Mit anderen Worten: Der Zustand eines lebenden Systems geht immer aus seiner gegenwärtigen Struktur hervor, die sich

aus der Interaktion mit der Umwelt und in dem Sinne durch strukturelle Kopplung im Verlauf der Zeit verändert. Vom derzeitigen Zustand unabhängig überdauernde Eigenschaften oder Instanzen gelten als reine Vermutung eines Beobachters und sind im Rahmen der Autopoiese nicht existent.

Genau genommen vertritt Maturana erkenntnistheoretisch weder die Position des Solipsismus⁴¹, noch betrachtet er die Arbeitsweise des Nervensystems als „repräsentationistisch“ (vgl. Maturana/Varela 1987, 185). Einerseits steht das Nervensystem des lebenden Organismus in Interaktion mit seiner Umwelt, durch welche andauernd strukturelle Veränderungen im Inneren des Organismus ausgelöst werden. Insoweit bezieht sich Erkennen auch immer auf die gegenständliche Welt. Andererseits bestimmt der gegenwärtige strukturelle Zustand des Nervensystems, welche Perturbationen aus der Umwelt überhaupt möglich sind und welche Veränderungen diese in ihrer Dynamik von Zuständen auslösen. Somit ist die erzeugte Repräsentation stets durch die Struktur des lebenden Organismus bestimmt und kein getreues Abbild der Umwelt (vgl. ebda. 1987, 185).

Maturana stellt nicht infrage, dass lebende Systeme in Beziehung zu einer äußeren gegenständlichen Welt stehen und diese erfahren. Jedoch lässt sich die Frage, inwieweit diese Erfahrung eine getreue Abbildung einer vom Erkennenden unabhängigen Realität oder beliebige Konstruktion darstellt, nicht beantworten. Keine Aussage kann unabhängig von einem Erkennenden über die Beschaffenheit der äußeren Welt gemacht werden (vgl. Maturana/Pörksen 2002, 63).

Das bedeutet, dass Aussagen oder Beschreibungen sich zwar auf eine äußere Welt beziehen, jedoch immer von einem Menschen bzw. Beobachter geäußert werden, sodass die äußere Welt nie unabhängig von einem Beobachter erfasst werden kann.

⁴¹ Der Terminus Solipsismus ist gebildet aus lat. „solus“ (allein) und „ipse“ (selbst). Unter Solipsismus wird meist ein radikaler erkenntnistheoretischer Idealismus verstanden, der unter anderem die Existenz einer vom Bewusstsein unabhängigen Außenwelt leugnet (vgl. Ritter/Gründer 1995, Bd.9, 1018ff.).

„Der Beobachter ist die Quelle von allem. Ohne ihn gibt es nichts“ (ebda. 2002, 27).

Alle Aussagen oder Beschreibungen basieren auf Erkennen, das durch die individuelle Struktur eines Menschen determiniert und dementsprechend immer das Ergebnis eines subjektiven Verarbeitungsprozesses von äußeren oder inneren Impulsen ist. Dieser Verarbeitungsprozess geschieht nach der einzigartigen Weise der Struktur des Menschen, nach seiner Eigengesetzlichkeit und erfolgt in diesem Sinne autonom (siehe oben Kapitel 2.5.2).

Mit anderen Worten: Alles Wahrnehmbare der gegebenen Welt wird von einem Beobachter durch Erkennen erst erschaffen und dieser Erkenntnisvorgang ist bestimmt durch den Beobachter selbst. Dinge, welche nicht von irgendeinem Beobachter sinnlich wahrgenommen werden, existieren im *eigentlichen Sinne* nicht. Auch Annahmen oder Aussagen über nichtwahrnehmbare Dinge werden immer von einem Beobachter erschaffen und würden ohne ihn nicht existieren.

Im Rahmen der Autopoiesetheorie hat der Begriff des „Beobachters“ eine besondere Bedeutung. Nach Maturana besteht kein von einem Beobachter unabhängiger Zugang zur äußeren oder inneren Welt. Alles was über die äußere oder innere Welt gesagt wird, wird von einem Beobachter der äußeren oder inneren Welt gesagt. Der Beobachter verwendet Sprache und trifft Unterscheidungen in Sprache für seine erfahrbaren Beobachtungen (vgl. Maturana/Pörksen 2002, 24ff.).

„Alle konkreten oder begrifflichen Unterscheidungen, mit denen wir umgehen, sind von uns als Beobachtern getroffen worden: alles, was gesagt wird, wird von einem Beobachter zu einem anderen Beobachter gesagt“ (Maturana 1985, 139).

Folglich erzeugt der Beobachter „seine“ Welt durch seine sprachlichen Unterscheidungen. Der Mensch erschafft sich seine Wirklichkeit durch Sprache. Das bedeutet auch, dass der Mensch in der (Re-)Konstruktion von Welt durch seine sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten beschränkt ist. Daher liegt die für die vorliegende Arbeit grundlegende Annahme nahe, dass analoge Ausdruckformen wie Bilder oder Zeichnungen die Möglichkeiten der (Re-)Konstruktion bzw. Abbildung von Wirklichkeit per se erweitern.

2.5.5 Zusammenfassung: Mechanismen lebender Systeme

Zusammenfassend hat die Autopoiesekonzeption folgende Implikationen für das Verständnis lebender Systeme:

- Lebende Systeme sind autonom und operieren nur mit ihren Eigenzuständen und nicht mit äußeren Komponenten („Strukturdeterminiertheit“ und „operationale Geschlossenheit“). Die Außenwelt wird nur insoweit zur relevanten Umwelt, wie sie durch Impulse systemeigene Zustände anzustoßen bzw. zu „verstören“ vermag.
- Veränderungen können nicht von der äußeren Umwelt im lebenden System instruiert werden. Veränderungen werden durch „Verstörungen“ bzw. „Perturbationen“ aus der Systemumwelt angeregt.
- Die Struktur des lebenden Systems bestimmt, wie die äußeren oder inneren Reize verarbeitet werden und zu welcher Veränderung es infolge der Perturbation im System kommt („Strukturdeterminiertheit“).
- Lebende Systeme können sich gegenseitig durch Interaktion zu Veränderungen anregen, die wiederum rekursiv auf sie zurückwirken („strukturelle Kopplung“).
- Aus der strukturellen Kopplung von Individuen konstituiert sich ein soziales System mit einem eigenen sprachlichen Existenzbereich, der aus gemeinsam gültigen Beschreibungen hervorgeht. Innerhalb von sozialen Systemen ermöglicht die wechselseitige Beeinflussung die Entwicklung der Individuen.
- Der Beobachter erzeugt „seine“ Welt durch seine sprachlichen Unterscheidungen. Der Mensch erschafft sich seine Wirklichkeit durch Sprache.

2.5.6 Kritische Betrachtung

Die Theorie autopoietischer Systeme wird bis heute von verschiedenen Autoren sehr kritisch betrachtet, sodass auch in dieser Arbeit auf wesentliche Aspekte im Folgenden eingegangen wird. Dennoch wird auf eine ausführliche kritische Auseinandersetzung verzichtet, da dies nicht der hauptsächliche Gegenstand der

vorliegenden Arbeit ist. Für eine detaillierte kritische Betrachtung kann auf die Dissertationen von Dettmann (1999) und Choe (2005) sowie auf die Veröffentlichungen von Nüse (et al. 1991, 1994) verwiesen werden, auf die auch in dieser Arbeit Bezug genommen wird.

Insgesamt ist die Autopoiesekonzeption vielfach und teilweise in hitziger Auseinandersetzung kritisiert worden. Die Konzeption wird zum Beispiel als ungenau bzw. begrifflich verschwommen, in sich widersprüchlich, nicht stringent und zu metaphorisch beschrieben⁴². Choe merkt auch kritisch an, dass einige Befürworter die Konzeption für empirisch und biologisch begründet halten, obwohl Maturana selbst diese nicht als empirische Theorie im traditionellen Sinn versteht (vgl. ebda. 2005, 107f.).

Die Belege für die Theorie autopoietischer Systeme wurden überwiegend empirischen Untersuchungen auf molekularer Ebene entnommen. Ausgehend von dieser Ebene werden die charakteristischen Eigenschaften von allen lebenden Systemen abgeleitet und verallgemeinert. Diese Verallgemeinerung ist empirisch nicht nachvollziehbar, wobei Maturana diesen Anspruch auch nicht verfolgt. Ausgehend von den empirischen Wurzeln auf molekularer Ebene bildet sich als Ergebnis eine Theorie lebender Systeme heraus, die eher einen metaphorischen Gehalt aufweist als auf empirischer Begründung fußt.

Dabei ist auch anzumerken, dass Maturana Begriffe der allgemeinen Systemtheorie und Kybernetik wie „Anpassung“ oder „Homöostase“⁴³ zwar verwendet, sich jedoch nicht direkt auf systemtheoretische Grundlagen bezieht. Er selbst bezeichnet sich auch nicht als Systemtheoretiker, sondern als Biologe.

„Doch irgendwie bin ich mit der Systemtheorie verbunden, ohne sie je studiert zu haben oder ‚Systemtheoretiker‘ zu sein. Auch wenn manche mich so nennen,

⁴² Für eine Zusammenfassung der Rezeption und Wirkung der Autopoiesekonzeption siehe Köck (2011, 220ff.). Kritisch analysiert wird die Autopoiesekonzeption zum Beispiel bei Nüse et al. (1991) und bei Dettmann (1999) und Choe (2005), auf die schon an mehreren Stelle in dieser Arbeit verwiesen wurde.

⁴³ Maturana definiert an verschiedenen Stellen autopoietische Systeme als homöostatische Systeme. Zum Beispiel durch die Äußerung: „Autopoietische Maschinen sind homöostatische Maschinen“ (vgl. ebda. 1985, 184).

bin ich nur Biologe, was mir sicher ein gewisses Verständnis der Systemtheorie vermittelte“ (Maturana 1994, 239).

Maturana beabsichtigt den Mechanismus lebender Systeme zu beschreiben, wobei sein Denken ausdrücklich auf einem mechanistischen Erklärungsprinzip beruht. Maturana unterscheidet im Rahmen seiner Erläuterungen zur wissenschaftlichen Erklärung zwischen dem mechanistischen und dem vitalistischen Ansatz⁴⁴.

Nach Maturana stellt eine mechanistische Erklärung den Versuch dar, die Eigenschaften eines zu erklärenden Systems durch die Relationen zwischen den Bestandteilen des Systems zu beschreiben. Eine vitalistische Erklärung ist ihm zufolge darauf ausgerichtet, die Eigenschaften des Systems in zumindest einem seiner Bestandteile wiederzufinden. Maturana entscheidet sich für den mechanistischen Ansatz der Erklärung und bezeichnet den vitalistischen Ansatz als reduktionistisch (vgl. Maturana 1985, 238f. und 276).

Die in seiner Konzeption verwendeten Begriffe wie „Mechanismus“, „Produzent“, „Produkt“, „autopoietische Maschine“ oder „strukturelle Kopplung“ bringen sein mechanistisches Denken zum Ausdruck.

Maturana vertritt explizit einen nichtreduktionistischen mechanistischen Beschreibungs- und Erklärungsansatz lebender Systeme. Dabei erscheint lediglich

⁴⁴ Choe setzt sich in seiner Dissertation detailliert mit dem mechanistischen Erklärungsansatz von Maturana und dessen Kritik an dem vitalistischen Ansatz auseinander (vgl. 2005, 121ff.). Nach Choe steht hier Maturana der weitverbreiteten Meinung entgegen, nach der eher der Mechanismus als der Vitalismus als reduktionistisch bezeichnet wird. Der Mechanismus gilt im allgemeinen Verständnis als reduktionistisch, weil er auf rein mechanischer, d.h. physikalisch-chemischer Erklärung von organischen Prozessen besteht (vgl. ebda. 2005, 122).

Für eine detaillierte Gegenüberstellung mechanistischer und vitalistischer Erklärung als Grundvoraussetzung zum Verständnis der Autopoiesekonzeption siehe auch Dettmann (vgl. 1999, 21ff.). Nach Dettmann ging der wissenschaftliche Neo-Vitalismus in den 1920er-Jahren nach Jakob von Uexküll und Hans Driesch von der Annahme aus, dass in lebenden Systemen eine immaterielle Kraft bzw. ein „außerräumlicher Faktor“ (Entelechie) wirke, welcher die Lebensvorgänge in systemerhaltender Weise zweckmäßig und zielgerichtet lenke. Die Vitalisten schlossen eine kausal-mechanistische Erklärung aller Lebensvorgänge aus. Der Vitalismus verlor in den kommenden Dekaden an Bedeutung, da er einerseits keine Möglichkeit bot, die von ihm postulierten Kräfte oder Entelechien nachzuweisen, und andererseits mit der Zeit immer mehr Eigenschaften und Prozesse lebender Systeme einer physikalischen-chemischen Analyse zugänglich wurden (vgl. ebda. 1999, 23ff.).

die Forderung nach einer ausschließlichen mechanistischen Beschreibungs- und Erklärungsweise lebender Systeme und insbesondere von Menschen als reduktionistisch. Dazu zählt vor allem der Versuch, lebende Systeme in ihrer Vielfalt auf ein sie definierendes Kriterium zu reduzieren und durch ein begrenztes Vokabular zu beschreiben und zu definieren.

Grundsätzlich kritisch zu betrachten ist, dass Maturana offenbar davon ausgeht, dass die Autopoiese im Inneren lebender Systeme unabhängig von Beobachtern tatsächlich existent ist. Diese Annahme steht im eklatanten Widerspruch zu seiner grundsätzlichen Aussage, dass jede Erkenntnis abhängig von einem Beobachter erzeugt wird. Folglich wäre auch seine Erkenntnis der Autopoiese von ihm als Beobachter durch seine Struktur subjektiv erschaffen und in dem Sinne keine von ihm unabhängige natürlich gegebene Tatsache. Offensichtlich ist auch der Versuch widersprüchlich, als Beobachter eine Sprache zu entwickeln, die unabhängig von einem Beobachter die Merkmale lebender Systeme „von innen her beschreibt“. Prinzipiell ist in seinem Ansatz eine Problematik dadurch gegeben, dass er Aussagen auf der Metaebene über die Erkenntnismöglichkeiten eines Beobachters trifft, die zugleich auf der Objektebene ihn selbst als Beobachter betreffen und folglich zu unauflösbaren Widersprüchen zwischen den beiden Ebenen führen. Oder anders gesagt: Maturana behauptet, dass Menschen als Beobachter immer nur subjektiv ihre Welt durch Sprache erschaffen (Metaebene), wobei gleichzeitig diese Behauptung auf ihn selbst als Beobachter gelten müsste (Objektebene), sodass die Aussage auf der Metaebene ausschließlich als subjektiv und nicht als allgemeine Aussage gelten kann. Letztendlich führt die erkenntnistheoretische Aussage, dass alles Erkennen von einem Beobachter bestimmt durch seine Struktur erschaffen wird, zu dem Paradoxon, dass auch diese Erkenntnis von einem Beobachter subjektiv erzeugt wurde und in dem Sinne keine objektive Erkenntnis darstellen kann. Jedoch scheinen Maturana logische Widersprüche nicht zu interessieren, womit alles von einem Beobachter gesagt (worden) ist:

„Denken Sie darüber nach, drehen und wenden Sie meine Aussagen, träumen Sie davon, haben Sie notfalls Alpträume – alles schön und gut. Aber verplempern Sie Ihre Zeit bloß nicht damit, mir logische Fehler nachweisen zu wollen“ (Maturana 1994, 52).

2.6 Die Bedeutung der Autopoiese für das Veränderungsverständnis systemischer Beratung

Maturanas Konzeption lebender Systeme hat seit den 1980er-Jahren erheblichen Einfluss auf Vertreter der systemischen Beratung und deren Betrachtungsweise psychischer und sozialer Systeme. Allgemein wird diese Zeit in Anlehnung an Heinz von Foerster als Wende von der Kybernetik erster Ordnung zur Kybernetik zweiter Ordnung bezeichnet (siehe oben Kapitel 2.1).

Das Veränderungsverständnis von psychischen und sozialen Systemen wurde durch die Theorie autopoietischer Systeme weitreichend beeinflusst. Einerseits bietet die Theorie ein inzwischen in der systemischen Landschaft etabliertes Vokabular, um Mechanismen lebender Systeme zu beschreiben und andererseits lassen sich aus diesen Mechanismen Bedingungen und Möglichkeiten der Veränderung von psychischen und sozialen Systemen herleiten. Der Ansatz der Autopoiese wird von verschiedenen Autoren der systemischen Beratung zur Beschreibung der Bedingungen und Möglichkeiten von Veränderungen sowie als Orientierung für ethisches Handeln verwendet (zum Beispiel Schlippe/Schweitzer 1996, 2013, Ludewig 1992, 2009, 2010, 2013, 2015).

Im Folgenden wird die Frage besprochen, welches Verständnis von Veränderung – insbesondere psychischer Systeme – in Anbetracht der Autopoiese zu begreifen ist.

2.6.1 Die Bedeutung von Autonomie

Ungeachtet der unklaren Definition und unpräzisen Abgrenzung der Begriffe hat die Übertragung von Kernaussagen zur Autonomie lebender Systeme auf den Phänomenbereich psychischer und sozialer Systeme die Beratungspraxis wesentlich beeinflusst. Unter Autonomie verstehen Vertreter der systemischen Beratung im Hinblick auf die Autopoiesetheorie vor allem die Selbstregulierung psychischer und sozialer Systeme (vgl. Schlippe/Schweitzer 1996, 69, Ludewig 1992, 69f.).

In Anbetracht der Autonomie wird insbesondere der Mechanismus der „operationalen Geschlossenheit“ von lebenden Systemen für das Veränderungsverständnis der systemischen Beratung hervorgehoben. Bezogen auf

systemische Beratung unterscheiden Schlippe/Schweitzer zwischen operationaler Geschlossenheit und informationeller Geschlossenheit.

„Geschlossenheit meint etwas ganz anderes als informationelle Geschlossenheit. Lebende Systeme können sehr wohl Umweltinformationen aufnehmen (,hören‘, verarbeiten). Aber sie sind nicht unbegrenzt beeinflussbar, formbar, instruierbar durch diese. Die Außenwelt wird nur soweit zur relevanten Umwelt (und von dort kommende Informationen werden nur soweit zu relevanten Informationen), wie sie im System Eigenzustände anzustoßen, zu ,verstören‘ vermag“ (ebda. 1996, 68).

Demnach wirken Impulse aus der Systemumwelt nur dann, wenn diese im Menschen zu Information generieren, indem sie erfahrbare Unterschiede im Nervensystem anregen zum Beispiel durch auditive Impulse wie Worte oder durch visuelle Eindrücke wie Bilder (siehe oben Kapitel 2.4.3). Dabei entstehen Worte oder Bilder als sinnhafte Erlebnisse strukturdeterminiert durch die Nerventätigkeit im Inneren des System, die durch äußere Reize wie Schallwellen oder elektromagnetische Wellen ausgelöst werden (zum Beispiel Foerster 1991, Foerster/Pörksen 2011, 16ff., Maturana/Pörksen 2002, 60ff.).

Das gehörte Wort oder das gesehene Bild wird im Menschen durch seine physiologische Struktur erzeugt und als Erfahrung durch Beschreibung mit Bedeutung versehen und in dem Sinne erst zu Information. Dabei ist die Art und Weise der Beschreibung und der Bedeutungsgebung bestimmt durch die sprachlichen Möglichkeiten und Unterscheidungen des Beobachters und in dem Sinne durch seine kognitive Struktur bzw. kognitiven Schemata (siehe oben Kapitel 2.5.4).

Die Wirkung von Impulsen bzw. Interventionen im Menschen ist nicht vorhersagbar oder vorhersehbar, sodass Veränderungen nicht von außen verordnet oder bestimmt werden können. Der Begriff „Information“ ist in diesem Verständnis für den Beratungskontext und das Ermöglichen von Veränderungen besonders relevant (siehe oben Kapitel 2.4.3).

Nach Ludewig hat das Konzept der Autonomie zu einer „revolutionären Kehrtwendung“ im Interventionsverständnis geführt: Von Interventionen, die einseitig vom Berater kausal intendiert sind, zu Interventionen, die gemeinsam mit dem Klienten „passend“ erdacht werden (vgl. Ludewig 2013, S. 14ff.).

Das Konzept der Autonomie hat weitreichende Konsequenzen für das Veränderungsverständnis im systemischen Beratungskontext. Demnach ist die Wirkung einer Intervention nicht vorhersehbar oder voraussagbar, sondern geschieht im Beratungsprozess determiniert durch die Struktur des Klienten. Demnach greifen einfache Ursache-Wirkung- bzw. Input-Output-Beziehungen nicht. Der Beratungsprozess erscheint erheblich vielschichtiger und ist aufgrund der unzähligen individuellen Möglichkeiten autonomer Verarbeitung nicht direkt steuerbar. In der Konsequenz müssen seitens des Beraters Machbarkeitsansprüche und überhöhte Steuerungs- bzw. Kontrollbedürfnisse beiseitegelegt werden. Stattdessen sind Haltungen erforderlich wie Aufmerksamkeit, Offenheit für das Offensichtliche bzw. eine ausgeprägte sinnesbewusste Wahrnehmungsfähigkeit für das, was im Prozess geschieht, Anpassungsfähigkeit an das Wahrgenommene, Neugierde im Sinne von Interesse an der „Eigengesetzlichkeit“ und „das ihm Eigene“ des Klienten, oder Bescheidenheit bezogen auf das eigenen Steuerungsvermögen. Hier liegt die Gefahr sichtbar nah, dass die Verantwortung für die Wirkung des Beratungsprozesses nun aufseiten des Klienten verschoben wird und auf der anderen Seite der Berater in falschverstandener Verantwortungslosigkeit ausartet. Berater sind sehr wohl verantwortlich zum Beispiel für die Gestaltung der Rahmenbedingungen, in welchen förderliche Entwicklungsprozesse eher wahrscheinlich möglich sind. Dazu gehört vor allem auch die Gestaltung von Beziehungen⁴⁵ und das Schaffen einer entwicklungsfördernden Atmosphäre (siehe unten Kapitel 2.6.2).

Die Frage ist, ob für die Legitimierung einer durch humanistische Werte geprägte Haltung in der zwischenmenschlichen Beratungsbeziehung unverzichtbar auf

⁴⁵ In der Beziehungsgestaltung zu ihren Klienten haben Vertreter der systemischen Beratung seit den 1980er-Jahren eine bemerkenswerte Entwicklung vollzogen. Von „Neutralität“ über „Neugier“ bis hin zu einer „warmen, empathischen Beziehung“ (vgl. Schlippe/Schweitzer 1997, 119). Ludewig spricht sogar als ethische Folgerung systemischer Prinzipien von dem Aufbau einer Ich–und-Du-Beziehung als „Grundmatrix menschlicher Existenz“ (vgl. ebda. 2013, 45). Erstaunlich ist, dass an diesen Stellen weder Schlippe/Schweitzer noch Ludewig auf Haltungen der Humanistischen Psychologie und dessen Grundlagen wie zum Beispiel auf die Existenzphilosophie von Martin Buber verweisen. Buber (1962) hat die Gestaltung einer Ich-Du-Beziehung eindrucksvoll formuliert, deren Qualität eine wesentliche Grundlage der Gestaltberatung ist.

Grundlagen der Biologie und hier im Schwerpunkt auf molekulare Forschungen basierend auf einem mechanistischen Erklärungsansatz zurückgegriffen werden musste. Die Beantwortung dieser Frage würde das Feld der Humanistischen Psychologie mit deren philosophischen Grundlagen weiter öffnen und sich folglich vom Gegenstand dieser Arbeit zu weit entfernen.

2.6.2 Die Bedeutung von struktureller Kopplung

Das Prinzip der strukturellen Kopplung ist insbesondere für die Annahme bedeutsam, dass Berater und Klient eine gemeinsame Sichtweise von Wirklichkeit in einem „koevolutionären“ Prozess erzeugen. Das gegenseitige Annähern und Anpassen der individuellen Sichtweisen über die äußere oder innere Welt durch aufeinander bezogene Interaktion mit dem Ergebnis eines „konsensuellen Bereiches“ bzw. einer gemeinsamen Sichtweise. Dieses Annähern, Anpassen und Erzeugen erfolgt durch „Sprachlichkeit“ und in diesem Sinne sowohl durch Sprache über Worte als auch über analoge Ausdrucksweisen.

Für ein weiteres Verständnis ist es erforderlich, zunächst die Begriffe „Kommunikation“, „Interaktion“ und „Verhalten“ zu klären.

Watzlawick/Beavin/Jackson⁴⁶ bezeichnen eine einzelne Mitteilung als Kommunikation. Der Ablauf von Mitteilungen zwischen zwei oder mehreren Personen wird als Interaktion definiert. Jedes Verhalten innerhalb einer Interaktion hat Mitteilungscharakter und ist folglich Kommunikation. Da es nicht möglich ist, sich in einer Interaktion nicht zu verhalten, ist es demzufolge auch unmöglich, nicht zu kommunizieren (vgl. ebda. 1990, S. 50–53).

„Handeln oder Nichthandeln, Worte oder Schweigen haben alle Mitteilungscharakter: Sie beeinflussen andere, und diese anderen können ihrerseits nicht *nicht* auf diese Kommunikationen reagieren und kommunizieren damit selbst“ (ebda. 1990, 50).

⁴⁶ Die sogenannte Palo Alto Gruppe am Mental Research Institute (MRI) u.a. mit Paul Watzlawick beschäftigte sich mit den Phänomenen menschlicher Kommunikation schon in den 1960er-Jahren. Die von ihnen herausgearbeiteten Axiome der Kommunikation haben bis heute allgemeine Geltung.

So gesehen wird zwischen Menschen im Verlauf der strukturellen Kopplung durch aufeinander bezogenes Verhalten bzw. Kommunikationen ein gemeinsamer Interaktionsbereich erschlossen. Dabei umfasst Kommunikation sowohl verbale als auch nonverbale bzw. analoge Ausdrucksformen wie zum Beispiel Gestik, Mimik oder Zeichen und Bilder⁴⁷. Die verwendeten Worte wie auch die analogen Ausdrücke erhalten durch wiederholtes und wechselseitiges Angleichen und Anpassen bisheriger individueller Bedeutungen mit der Zeit eine gemeinsam geteilte Bedeutung, welche nur für diesen entstandenen „konsensuellen Bereich“ gültig ist. Mit anderen Worten: Es entsteht ein zeitlich und räumlich begrenzter Rahmen bzw. Kontext, innerhalb dessen ein aufeinander abgestimmtes und übereinstimmendes semantisches⁴⁸ Verständnis besteht und bestimmtes Verhalten gezeigt wird.

Auch Watzlawick geht davon aus, dass in einem Interaktionsprozess zunächst ein gemeinsamer „Code“ zwischen den Beteiligten ausgehandelt werden muss, nach welchem den wahrgenommenen Ereignissen Bedeutung gegeben wird.

„Es handelt von Situationen, in denen die Basis gegenseitiger Kommunikation noch nicht besteht, sondern erst gefunden oder erfunden und dann der anderen Seite in einer Form angeboten werden muss, die jener die Entschlüsselung des Sinns ermöglicht. Wenn dies gelingt, eröffnet sich beiden Seiten der Blick in die bis dahin unbekannte und vielleicht unvorstellbare Wirklichkeit [...] der anderen“ (Watzlawick 1992, 148).

Das bedeutet auch, dass jeder Beteiligte in der zwischenmenschlichen Kommunikation seine Kommunikation an die Struktur der anderen anpassen sollte, sodass eher über strukturelle Kopplung ein konsensueller Bereich gegenseitigen Verstehens und ein gemeinsames Verständnis von Bedeutungen ermöglicht wird. Gerade in der Beratungspraxis ist es wesentlich, dass der Berater seine Kommunikation an die des Klienten so anpasst und gegenseitiges Verstehen

⁴⁷ In der Kommunikation unterscheiden Watzlawick et al. auch zwischen digitaler und analoger Form (siehe unten Kapitel 3.1.2).

⁴⁸ Das Wort „Semantik“ bzw. „semantisch“ stammt aus dem Griechischem und heißt „Zeichen“ bzw. „bezeichnen“. Als Semantik wird im Allgemeinen die Lehre der Bedeutungen von Zeichen verstanden. Zeichen können in diesem Fall Wörter, Phrasen oder Symbole sein. Die Semantik beschäftigt sich mit den Beziehungen zwischen den Zeichen und den Bedeutungen dieser Zeichen (vgl. Ritter/Gründer 1995, Bd. 9, 582).

so fördert, dass ein „konsensueller Bereich“ oder Kontext mit einem gemeinsamen Verständnis entstehen kann.

So gesehen gleichen sich nach dem Prinzip der strukturellen Kopplung Menschen durch aufeinander bezogene Interaktion mit der Zeit in ihrem subjektiven Modell von Wirklichkeit gegenseitig an. Die an der Interaktion Beteiligten schaffen einen „konsensuellen Bereich“ in Gestalt einer gemeinsamen Sichtweise bzw. eines gemeinsam geteilten Konstruktes von Wirklichkeit. Diese Sichtweise ist nicht statisch bzw. feststehend, sondern wird durch den wechselseitigen Interaktionsprozess laufend erzeugt und angepasst („strukturelle Plastizität“).

Wie kann man sich diesen Prozess der strukturellen Kopplung zwischen Menschen konkret vorstellen?

Zum Beispiel in der Erwachsenenbildung können die Teilnehmer immer wieder erfahren, wie von jeder am Austausch beteiligten Person Begriffe wie „Führung“ oder „Kultur“ einzigartig verwendet werden. Durch Nachfragen der jeweiligen Erfahrungen mit den relevanten Begriffen („individuelle Geschichte“) und dessen Bedeutungen, durch Austausch und Klärungen entsteht mit der Zeit („gemeinsame Geschichte“) ein gemeinsames Verständnis, das ausschließlich für diese Seminargruppe zu dieser Zeit gültig ist. Neben dem verbalen Austausch besteht auch die Möglichkeit, mit analogen Methoden wie zum Beispiel durch Zeichen oder Bilder nonverbal Zugang zu den subjektiven Ansichten und Bedeutungen der Teilnehmer zu finden, um ein gemeinsames Verständnis zu erzeugen. Die weiteren Äußerungen und Ausdrücke – durch Worte oder Bilder – beziehen sich auf dieses Konstrukt und werden vom Gegenüber durch diese gemeinsam erzeugte Sichtweise subjektiv wahrgenommen und erfahren und erhalten vor diesem Hintergrund ihre Bedeutung. Die Betonung liegt hier auf „subjektiv“. Ein wesentlicher Aspekt dabei ist, dass die an diesem Prozess beteiligten Individuen ihre Organisation bzw. Autopoiese erhalten und in dem Sinne ihre Autonomie bzw. ihre Eigengesetzlichkeit, das „ihnen Eigene“. Letztendlich bedeutet das, dass keine gemeinsame Perspektive über Wirklichkeit außerhalb der beteiligten Individuen objektiv existiert. Jedes Individuum erzeugt immer nur eine „ihm eigene“ Sichtweise von einer gemeinsamen Sichtweise. Durch Interaktion zwischen den Individuen geschieht zwar Annäherung zwischen den subjektiven

Sichtweisen, jedoch bleibt jede Sichtweise immer eine einzigartige, die durch die Eigengesetzlichkeit des jeweiligen Individuums erzeugt und kommuniziert wird. Im Grunde bleiben dem Menschen auch seine Vorstellungen über die gemeinsamen Vorstellungen „ihm eigen“ und sind in dem Sinne „eigengesetzlich“ bzw. autonom.

Demnach erhält ein soziales System seine Stabilität oder Kohärenz, wenn sich ein gemeinsamer sprachlicher Bereich herausbildet und für die Individuen ihre Entwicklung innerhalb des Systems dauerhaft erfahrbar wird oder in dem oben gemeinten Sinn: wenn an die individuelle Struktur anschlussfähige und entwicklungsfördernde Impulse ausgetauscht werden. Aus den Wechselwirkungen bzw. aus der strukturellen Kopplung zwischen den Individuen entsteht eine emotionale Atmosphäre, die ein Einzelner für sich nicht erzeugen kann.

Gerade unter diesen Aspekten können Beratungssettings mit Einzelnen oder Gruppen als strukturell gekoppelte Systeme zwischen Individuen betrachtet werden, woraus sich ein neuer Phänomenbereich mit einer eigenen Sprache bzw. „Sprachlichkeit“ und Atmosphäre herausbildet: das Beratungssystem. Übertragen auf den Kontext der systemischen Beratung mit Einzelnen oder Gruppen ist es grundlegend, dass sich diese Atmosphäre für die Entwicklung des Einzelnen als förderlich erweist. Durch welche Aspekte diese entwicklungsfördernde Atmosphäre sich genau auszeichnet und wie Berater diese Atmosphäre mit ausgestalten können, wird an anderen Stellen auf der Grundlage der Prinzipien selbstorganisierender Systeme ausführlich beschrieben (zum Beispiel Schiepek/Eckert/Kravanja 2013, 39ff., Schiersmann/Thiel 2012).

Ungeachtet dessen können in sozialen Systemen auch Dynamiken entstehen, die die Entwicklung einzelner Individuen hemmen oder sogar auf diese schädlich wirken. In diesen Fällen ist das Gleichgewicht des sozialen Systems gestört. Das soziale System verliert seine Stabilität, kann aus den Fugen geraten und sich auflösen.

Dementsprechend geschieht menschliche Entwicklung im Austausch und in Interaktion mit anderen Menschen. Menschen ermöglichen sich gegenseitig Anregungen oder Impulse für Veränderungen, verbal und nonverbal bzw. durch

analoge Ausdrucksformen wie zum Beispiel durch Gestik und Mimik oder durch Bilder. Dabei gilt als notwendige, jedoch nicht hinreichende Bedingung für Veränderung, dass diese Impulse an die bestehende Struktur des Einzelnen anknüpfen bzw. „anschließen“, sodass diese überhaupt bestimmt durch diese Struktur wahr- und angenommen werden.

Nach dem Ansatz der Autopoiese können in diesem wechselseitigen rekursiven Prozess strukturelle Veränderungen in den jeweiligen Systemen gegenseitig durch Perturbationen von außen nur ausgelöst, jedoch nicht vorgeschrieben oder determiniert werden (vgl. Maturana/Varela 1987, 85).

Demnach können im Verlauf der aufeinander bezogenen Interaktionen die jeweiligen subjektiven Wirklichkeitskonstruktionen oder Sichtweisen in ihrem Gehalt nicht unmittelbar von außen bestimmt werden. Nach dem Prinzip der Autonomie werden äußere Impulse bestimmt durch die innere Struktur eigengesetzlich wahrgenommen und verarbeitet. Infolgedessen können Veränderungen in der subjektiven Wirklichkeitskonstruktion durch äußere Impulse nur angeregt, jedoch nicht bestimmt werden.

Daraus lässt sich auch die Forderung an Berater ableiten, offen und neugierig zu sein für die Sichtweise des Klienten, sich fragend und zuhörend an die Sichtweise des Gegenübers anzunähern und die eigene Sichtweise über die Sichtweise des Klienten zu reflektieren und mitzuteilen. Aus dieser wechselseitigen Beeinflussung durch Interaktionen kann sich eine gemeinsame Sichtweise über Wirklichkeit entwickeln. Diese gemeinsame Sichtweise ist ein Konsens, eine Einigung, die in einem Prozess der strukturellen Kopplung zwischen den am Beratungssystem beteiligten Personen geschaffen wird und die nur begrenzt auf diesen konsensuellen Bereich gültig ist. Eine gemeinsam geteilte Wirklichkeit, die mit den Worten von Glaserfeld als „Viabilität zweiter Ordnung“ oder laut Watzlawick als „Wirklichkeit erster Ordnung“ bezeichnet werden kann. Die Grundvoraussetzung hierfür ist die Annahme, dass Wirklichkeit nicht objektiv begründbar ist, sondern subjektiv oder intersubjektiv hervorgebracht wird.

Maturana/Varela haben das Prinzip der strukturellen Kopplung wie das der Autonomie auf molekularer Ebene ausgearbeitet und auf alle lebenden Systeme

wie auch auf zwischenmenschliche bzw. soziale Systeme übertragen. Diese Übertragung von der molekularen Ebene auf alle lebenden Systeme ist wie bei dem Konzept der Autonomie weder methodologisch noch empirisch nachvollziehbar und daher metaphorisch.

Dabei ist im Grunde die Forderung, dass Berater eine für den Einzelnen entwicklungsfördernde Atmosphäre kreieren oder dass Interventionen zur Struktur der Klienten passen sollten, Allgemeingut von Beratung. Zum Beispiel beschreiben Richard Bandler und John Grinder schon in den 1970er-Jahren, wie die nonverbale Kommunikation und insbesondere die gesprochene Sprache des Beraters an die Struktur des Klienten ausgerichtet sein sollte, um wirksam zu sein, ohne sich auf „die“ Autopoiese lebender Systeme zu beziehen⁴⁹.

Des Weiteren gibt das Prinzip der strukturellen Kopplung keinen Hinweis auf die Möglichkeit von Systemen zu Wandel zweiter Ordnung im Sinne von Watzlawick et al. (siehe oben Kapitel 2.4.2). Vielmehr werden Veränderungen bzw. Anpassungen der gegebenen Struktur als evolutionär auf der Grundlage „struktureller Plastizität“ im Verlauf einer „gemeinsamen Geschichte“ beschrieben. „Strukturelle Plastizität“ entspricht eher dem von Watzlawick et al. beschriebene Wandel erster Ordnung (siehe oben Kapitel 2.4.2).

Jedenfalls bedarf es, den Begriff „Struktur“ genauer zu fassen. Welche Struktur des Menschen ist konkret gemeint, die die Wahrnehmung, das Denken und das

⁴⁹ Richard Bandler und John Grinder haben differenziert beschrieben, wie der Sender seine Kommunikation an die Struktur des Empfängers anpassen kann, damit diese wirksam ist bzw. überhaupt vom Empfänger aufgenommen wird (vgl. ebda. 1992a/1975, 1994/1976). Zum Beispiel sollte der Berater seine Sprache an das Repräsentationssystem des Klienten anpassen, das bedeutet, die Sprache sprechen, die den sensorischen Erfahrungen (zum Beispiel visuell oder auditiv) des Klienten entspricht. Wenn der Berater seine Kommunikation durch sinnesspezifische Worte (wie zum Beispiel sehen, hören, fühlen) an das Repräsentationssystem des Klienten angleicht, dann sind seine Äußerungen an die Struktur des Klienten anschlussfähig. Mit anderen Worten, die verbale Kommunikation des Beraters ist isomorph im Sinne von gleichförmig zum Modell des Klienten. Die Äußerungen des Klienten und des Beraters beziehen sich auf das gleiche Repräsentationssystem, wodurch ein besseres gegenseitiges Verständnis ermöglicht wird. Jedoch wird von zahlreichen Vertretern der systemischen Beratung der Ansatz von Bandler/Grinder sehr kritisch gesehen, da sie prinzipiell von einer direkten Beeinflussung und Steuerbarkeit der Klienten ausgehen, was unvereinbar mit den Aussagen über autopoietische Systeme ist.

emotionale Erleben operational geschlossen erzeugt und aufrechterhält? Hier gelangen wir zu dem Mechanismus menschlichen Erkennens bzw. zur „Biologie der Kognition“ nach Maturana.

2.6.3 Die Bedeutung menschlichen Erkennens

Der erkenntnistheoretische Ansatz von Maturana wurde von verschiedenen Vertretern der systemischen Beratung und insbesondere von Kurt Ludewig übernommen. Nach Ludewig beinhaltet Erkennen den Prozess, wie ein Lebewesen die Welt erzeugt. Dieser Prozess ist bedingt durch die strukturellen Möglichkeiten und die aktuellen inneren Zustände des Systems und insofern strukturdeterminiert. Das Ergebnis ist eine subjektive Konstruktion von Welt, die „lebbar“ ist, in welcher der Mensch existieren kann. Die Forderung nach Objektivität in dem Sinne, dass die äußere Welt der inneren Abbildung dieser Welt entspricht, würde die Erkenntnismöglichkeiten des Menschen übersteigen (vgl. ebda. 2009, 30).

Erkennen ist demzufolge ein aktiver Prozess des Menschen. Menschen schaffen sich selbst ihre subjektive Wirklichkeit, indem sie Sinnesempfindungen der individuell gegebenen äußeren und inneren Welt zu sinnesbezogenen Erlebnissen wie Sehen, Hören, Fühlen, Riechen oder Schmecken im Inneren des Organismus bedingt durch die eigene Struktur verarbeiten. Die äußere Welt ist in ihrer ontologischen Beschaffenheit für den Menschen unzugänglich. Die Welt wird in einem ständigen Prozess durch den Menschen bedingt durch seine eigene Struktur selbst hervorgebracht.

Nach der Autopoiesekonzeption geschieht Erkennen durch Beobachtung. Beobachten bedeutet hier unterscheiden. Die Unterscheidungen sind subjektiv vom Menschen selbst erzeugt.

„Wir müssen uns also mit der Grundbedingung anfreunden, im Akt des Unterscheidens nicht gegebene Differenzen bloß festzustellen und zu bestätigen, sondern das Unterschiedene selber aktiv zu konstituieren, hervorzubringen oder zu erzeugen“ (Maturana 1994, 53).

Nach Ludewig erzeugt das Nervensystem fortwährend Unterschiede in den Relationen seiner Zustände, zum Beispiel im sensorischen Bereich (Farben,

Geräusche oder Gerüche) oder im motorischen Bereich (Körperreaktionen bzw. -bewegungen). Der Mensch erlebt von diesen Unterschieden nur einen geringen Teil bewusst als sinnhafte Erlebnisse und generiert daraus Erfahrung. Diese wahrnehmbaren Unterschiede oder Unterscheidungen konstituieren das subjektive Erleben und gestalten die Innenwelt – das psychische System. In Sprache übersetzte Erfahrungen bilden als Beschreibung die Einheiten, aus denen die subjektive Welt besteht. Diese Beschreibungen stellen die Elemente des kommunikativen Bereiches dar und bedingen durch Interaktion das Erschaffen eines gemeinsamen Verständnisses über die Welt (vgl. Ludewig 2009, 25ff. und 53).

Demnach nehmen lebende Systeme durch ihre Sinneskanäle⁵⁰ kontinuierlich Sinnesempfindungen der äußeren oder inneren Welt bewusst oder nicht bewusst auf bzw. erzeugen aufgrund der Reize wahrnehmbare oder nicht wahrnehmbare Unterschiede in den Zuständen der sensomotorischen Nerventätigkeit. Informationen sind nicht eindeutig und allgemeingültig in der äußeren oder inneren Welt vorhanden, sondern sie werden im lebenden System durch Unterscheidungen – ausgelöst durch äußere oder innere Reize – erst geschaffen, indem das System determiniert durch die eigene Struktur den Unterscheidungen mittels Beschreibung (wie zum Beispiel durch Begriffe wie „Freude“ oder „Unsicherheit“) Bedeutung beimisst. Folglich hat der Mensch keinen unmittelbaren Zugang zur äußeren Welt. Reize aus der Umwelt werden durch die Sinnesorgane an das zentrale Nervensystem vermittelt und strukturdeterminiert verarbeitet, sodass die äußere Welt immer nur im Inneren des Menschen durch ihn

⁵⁰ Die Sinnesorgane dienen dem Organismus zur Aufnahme verschiedenartigster Reize und vermitteln dem zentralen Nervensystem Informationen über das innere und äußere Milieu des Organismus. In der Wahrnehmungspsychologie werden die visuelle, auditive sowie die Tast- Geruchs- und Geschmackswahrnehmung unterschieden. Das Zentralnervensystem (gebildet durch Gehirn und Rückenmark) ist mit den äußeren Sinnesorganen durch Nervenstränge verbunden. Dabei wirken auf den Menschen weit mehr Reize ein, als er verarbeiten kann. Die meisten sind nicht stark genug, um die Neuronen intensiv genug zu reizen, um eine Informationsweitergabe zu ermöglichen, sodass viele Reize oder Informationen aus physiologischen Gründen nicht in das Zentralnervensystem gelangen. Lediglich jene Reize, die nicht nur die Neuronen der äußeren Sinnesorgane stimulieren, sondern außerdem dazu führen, dass die Reaktion der Neuronen intensiv genug ist, um den synaptischen Spalt zu überspringen, können im Gehirn ankommen und dort verarbeitet werden (vgl. Dorsch 1994, 720–723).

selbst erschaffen wird. Es gibt keine Trennung zwischen „Produkt und Produzenten“. Erlebte Wirklichkeit und erlebender Mensch sind eins.

Nach Ludewig sind die erzeugten Beschreibungen zeitlich nur so lange brauchbar oder nützlich, wie sie dazu führen, mit den beschriebenen Phänomenen in sinnvoller und zielerfüllender Weise umzugehen (vgl. ebda. 2009, 33). In diesem Zusammenhang führt der Vertreter des radikalen Konstruktivismus Ernst von Glasersfeld den Begriff „viabel“ im Sinne von „gangbar“, „passend“, oder „brauchbar“ ein. Beschreibungen, Vorstellungen oder Bedeutungen sind für den Umgang mit der Welt viabel, wenn sie sich in Bezug auf relevante Ziele bewähren (siehe oben Kapitel 2.3.4).

Nach Ludewig unterscheidet Maturana drei Ebenen kognitiver Verarbeitung des Menschen: Nerventätigkeit, Erfahrung und Beschreibung. Auf der biologischen oder physischen Ebene verarbeitet das Nervensystem andauernd Unterschiede in den Relationen seiner Zustände im sensomotorischen oder interneuronalem Bereich. Auf der psychischen Ebene verarbeitet der Beobachter die Veränderungen der Nerventätigkeit zu sinnhaften Erlebnissen und generiert daraus Erfahrung und Bewusstseinszustände, die auch unmittelbar zu Handlungen führen können. Die Ebene der Beschreibung geht aus den in Sprache übersetzten Erfahrungen hervor. Alle drei Ebenen gehören zum *kognitiven Bereich* des Menschen und sollten als voneinander unabhängige strukturell gekoppelte autonome Einheiten beschrieben werden, die sich wechselseitig beeinflussen. Falls diese Ebenen nicht als voneinander unabhängig betrachtet werden, wäre dies eine Verletzung der „logischen Buchhaltung“ (vgl. ebda. 2009, 28).

Nach Ludewig bringen sprachliche Unterscheidungen Einheiten hervor, erzeugen und konstituieren Objekte der materiellen und geistigen Welt. Letztendlich besteht die gesamte Lebenswelt eines Menschen aus den Beschreibungen, mit welchen er seine Erfahrungen formuliert. Dabei lassen sich zwar die Erfahrungen nicht vollständig beschreiben, jedoch hat der Mensch keinen anderen Zugang zu seinen Erfahrungen als über die Sprache (vgl. ebda. 1992, 65)

Die in Sprache gefassten Beschreibungen über die erfahrene äußere Welt und vom wahrgenommenen inneren Erleben bestimmen demzufolge, welche subjektive

Wirklichkeit der Mensch sich erschafft. Dabei ist die Erfahrung beschränkt, da nur wenige Aspekte der äußeren und inneren Welt für den Menschen durch sinnhafte Erlebnisse wahrnehmbar bzw. erfahrbar sind. Die Erweiterung des erfahrbaren Horizontes und dessen Beschreibungen würden dementsprechend eine veränderte subjektive Wirklichkeit ermöglichen. Eine weitere Einschränkung besteht auch darin, dass durch sprachliche Beschreibung nur ein reduzierter Ausdruck der Erfahrung geschieht und die Gesamtheit der Erfahrungen sprachlich nicht erfasst werden können (siehe unten Kapitel 3.1.2). Analoge Ausdrucksformen wie zum Beispiel Skulpturen oder Bilder könnten den erfahrbaren Horizont erlebter Wirklichkeit erweitern und dadurch die befahrbare Fläche für sprachliche Beschreibung ausdehnen.

2.6.4 Zusammenfassung und Diskussion

Der Ansatz autopoietischer Systeme hat das Veränderungsverständnis systemischer Beratung weitreichend beeinflusst. Insbesondere die Annahme, dass lebende Systeme sich durch Autonomie und hierbei durch „operationale Geschlossenheit“ und „Strukturdeterminiertheit“ auszeichnen, führte zu einer revolutionär anderen Sichtweise auf psychische und soziale Systeme und infolgedessen auf die Möglichkeiten, diese zu verändern. Letztendlich kann aufgrund der Autonomie die Wirkung von Interventionen im Menschen nicht von außen verordnet oder bestimmt werden, sodass auch Veränderungen nicht voraussagbar, planbar oder steuerbar sind. Oder anders gesagt: Im Beratungsprozess wirken Interventionen stets bestimmt durch die „Eigengesetzlichkeit“ der gegenwärtigen Struktur des Klienten.

Lebende Systeme sind durch „strukturelle Plastizität“ gekennzeichnet, sodass Veränderungen sich ausschließlich auf dessen Strukturen beziehen. Strukturelle Veränderungen gehen aus „struktureller Kopplung“ hervor, das heißt aus der wechselseitigen Interaktion des lebenden Systems mit seiner gegebenen Umwelt. In der Interaktion geschehen wechselseitig Störungen bzw. „Perturbationen“, die strukturelle Veränderungen im jeweils anderen System auslösen können. Wobei hier Perturbationen als Information im Sinne von Bateson verstanden werden: als Unterschiede, die von dem wahrnehmenden Organismus als Unterschied erkannt

werden (siehe oben Kapitel 2.4.3). Je nachdem wie deutlich und bedeutsam diese Unterschiede von dem lebenden System wahrgenommen werden, beinhalten diese das Vermögen, strukturelle Anpassungen auszulösen.

Menschliche Entwicklung geschieht im Austausch bzw. in Interaktion mit anderen Menschen. Menschen ermöglichen sich gegenseitig Anregungen oder Impulse für Veränderungen, verbal durch Worte und nonverbal bzw. analog wie zum Beispiel durch Gestik und Mimik oder auch durch Bilder. In den aufeinander bezogenen Interaktionen können strukturelle Veränderungen bei den beteiligten Individuen wechselseitig durch Perturbationen von außen jeweils nur ausgelöst, jedoch nicht direkt beim anderen bestimmt oder erzeugt werden. Das bedeutet auch, dass durch Interaktionen die jeweiligen subjektiven Wirklichkeitskonstruktionen oder Sichtweisen in ihrem Gehalt nicht unmittelbar von außen bestimmt werden können. Nach dem Prinzip der Autonomie werden äußere Impulse immer nur durch die innere Struktur eigengesetzlich wahrgenommen und verarbeitet. Infolgedessen können äußere Impulse als Perturbationen bzw. als Störungen Veränderungen in der subjektiven Wirklichkeitskonstruktion durch Irritationen nur anregen, ohne vorzusagen, welche Wirkung diese Impulse bestimmt durch die bestehende Struktur hervorrufen. In der Gesamtbetrachtung gelten zwei notwendige, jedoch nicht hinreichende Bedingungen als Voraussetzung für wirksame Impulse: zum einen, dass die Impulse an die bestehende Struktur des Gegenübers anknüpfen, sodass diese überhaupt bestimmt durch dessen Struktur wahrgenommen und erfahren werden. Zum anderen, dass die Impulse ein „Irritationspotential“ enthalten und hierdurch die Befähigung, die vorhandene Struktur zu „verstören“. Oder in Anlehnung an Bateson: Interventionen wirken nur dann, wenn diese einen Unterschied darlegen oder aufzeigen, der für den Klienten als deutlicher und bedeutsamer Unterschied wahrgenommen und erfahren wird (siehe oben Kapitel 2.4.3).

Nach dem Prinzip der strukturellen Kopplung gleichen Menschen sich durch aufeinander bezogene Interaktionen mit der Zeit in ihrer subjektiven Sichtweise von Wirklichkeit gegenseitig an. Die an der Interaktion Beteiligten schaffen einen „konsensuellen Bereich“ in Gestalt einer gemeinsamen Sichtweise bzw. eines gemeinsam geteilten Konstruktes von Wirklichkeit. Diese Sichtweise ist nicht

feststehend, sondern wird durch den wechselseitigen Interaktionsprozess laufend erzeugt und angepasst („strukturelle Plastizität“). Dieser „konsensuelle Bereich“ von Sichtweisen kann auch als „Viabilität zweiter Ordnung“ im Sinne von Glasersfeld oder als „Wirklichkeit erster Ordnung“ laut Watzlawick verstanden werden (siehe oben Kapitel 2.3.4 und Kapitel 2.3.6). Ein wesentlicher Aspekt dabei ist, dass die an der Interaktion beteiligten Individuen ihre Autonomie bzw. ihre „Eigengesetzlichkeit“ erhalten. Durch Interaktion zwischen den Individuen geschieht zwar Annäherung oder Angleichung zwischen den subjektiven Sichtweisen, jedoch bleibt jede Sichtweise immer eine einzigartige, die durch die Eigengesetzlichkeit der jeweiligen Struktur erzeugt und über Kommunikation vermittelt wird. Von daher ist sowohl der subjektive Eindruck der gegebenen Welt als auch dessen Ausdruck strukturdeterminiert – sei es verbal oder nonverbal bzw. analog.

Erkennen wird als aktiver Prozess des Menschen verstanden. Menschen schaffen sich selbst ihre subjektive Wirklichkeit, indem sie Sinnesempfindungen der ihnen gegebenen Welt zu sinnhaften Erlebnissen und Erfahrungen im Inneren des Organismus bedingt durch die eigene Struktur verarbeiten. Die äußere Welt ist in ihrer ontologischen Beschaffenheit für den Menschen unzugänglich. Die Welt wird in einem ständigen Prozess durch den Menschen bedingt durch seine eigene derzeit bestehende Struktur selbst hervorgebracht.

Nach Ludewig gestalten wahrgenommene und erfahrende Unterschiede im sensomotorischen Bereich wie Farben, Geräusche und Gerüche oder Körperreaktionen das subjektive Erleben und bilden das psychische System. In Sprache übersetzte sinnes- und körperbezogene Erlebnisse und Erfahrungen formen als Beschreibung die Einheiten, aus denen die subjektiv erlebte Welt eines Menschen besteht. Diese Beschreibungen stellen die Elemente des kommunikativen Bereiches dar und bedingen durch Sprache das Erschaffen eines gemeinsamen Verständnisses über die Welt („konsensueller Bereich“). Obwohl Vertreter der systemischen Beratung – und hier auch Ludewig – die gesprochene Sprache über Worte weitaus in den Vordergrund stellen, ist bei Maturana mit „Sprachlichkeit“ auch die nonverbale Ausdruckweise und demnach auch die analoge wie zum Beispiel über Bilder gemeint.

Indessen sind alle Beschreibungen immer Beschreibungen eines Beobachters, der durch seine sprachlichen Möglichkeiten und somit bestimmt durch seine *kognitive Struktur* eine subjektiv sinn- und bedeutungsvolle Wirklichkeit erzeugt. Die sprachlichen Möglichkeiten eines Beobachters bestehen im Grunde aus den Worten und Begriffen, welche ihm gegenwärtig für die Beschreibung der wahrgenommenen Objekte oder Ereignisse zur Verfügung stehen. Im Zuge dessen gehen aus der Beschreibung der Sinn und die Bedeutung des Wahrgenommenen für den Beobachter hervor und beeinflussen als „Perturbation“ die subjektiv erlebte Wirklichkeit: das gegenwärtige kognitiv-emotionale und körperliche Erleben.

Informationen sind nicht eindeutig und allgemeingültig in der gegebenen Umwelt vorhanden, sondern *formen* sich erst im lebenden System aus Unterschieden in den Sinnes- oder Körperempfindungen heraus, indem das System bestimmt durch die eigene Struktur den wahrgenommenen Unterschieden mittels Beschreibung Sinn und Bedeutung zuweist. Mit anderen Worten: Impulse aus der Umwelt werden erst im lebenden System strukturdeterminiert *in Form* gebildet oder geprägt und in dem Sinne zur *Information*.

Im Ganzen betrachtet können nach Ludewig beim Menschen zumindest drei kognitive Ebenen der Verarbeitung von Impulsen aus der Umwelt unterschieden werden: Nerventätigkeit, Erfahrung und Beschreibung. Auf der physischen Ebene verarbeitet das Nervensystem andauernd Unterschiede in den Relationen seiner Zustände im sensomotorischen oder interneuronalem Bereich. Auf der psychischen Ebene verarbeitet der Beobachter die Veränderungen der Nerventätigkeit zu sinnhaften Erlebnissen und bildet daraus Erfahrungen und Bewusstseinszustände, welche auch zu Handlungen führen können. Die Ebene der Beschreibung geht aus den in Sprache übersetzten Erfahrungen hervor. Dabei lassen sich zwar die Erfahrungen nicht gänzlich beschreiben, jedoch hat der Mensch keinen anderen Zugang zu seinen Erfahrungen als über die Sprache. Im Grunde besteht die gesamte Lebenswelt eines Menschen aus den sprachlichen Einheiten, mit welchen er seine Erfahrungen sinn- und bedeutungsvoll erfasst.

Demzufolge bestimmen die in Sprache gefassten Beschreibungen von wahrgenommenen Objekten oder Ereignissen, welche sinn- und bedeutungsvolle

Wirklichkeit der Mensch sich subjektiv herausformt. Hier sei ein weiteres Mal betont, dass Maturana zwischen „Sprachlichkeit“ und Sprache unterscheidet: „Sprachlichkeit“ kann in Anlehnung an Watzlawick et al. als Kommunikation verstanden werden, wobei sowohl die *digitale* Sprache in Worten oder Begriffen als auch analoge Ausdrucksweisen wie über Gestik und Mimik oder über Bilder gemeint sind (zur Unterscheidung zwischen digitaler und analoger Kommunikation siehe unten Kapitel 3.1.2). Im Grunde begreift Maturana mit „Sprachlichkeit“ das gesamte kommunikative Verhalten von Menschen.

Diese drei Ebenen gehören zum kognitiven Bereich des Menschen und gelten als voneinander unabhängige strukturell gekoppelte autonome Einheiten, die sich wechselseitig beeinflussen. Oder anders gesagt: Jede dieser drei Ebenen kann als eigenständiges autopoietisches System und in dem Sinne als operational geschlossen und strukturdeterminiert betrachtet werden.

Auf der Grundlage von Abbildung 2 (siehe oben Kapitel 2.4.5) stellt die folgende Abbildung 6 die Begriffe, Mechanismen und Ebenen heraus, die aus der Sichtweise der Autopoiese bei der menschlichen Konstruktion von Wirklichkeit wesentlich sind:

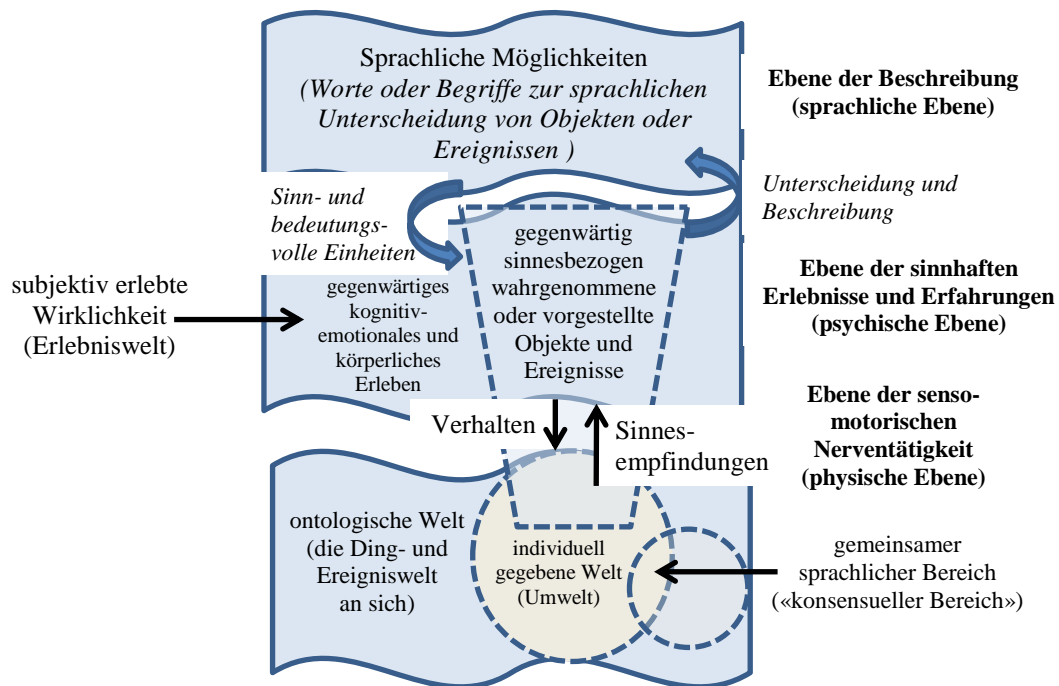


Abbildung 6 Drei Ebenen bei der Konstruktion von Wirklichkeit

Quelle: Eigene Darstellung

Die Theorie autopoietischer Systeme dient ungeachtet seiner mechanistischen Erklärungsweise und seines metaphorischen Gehalts seit Anfang der 1980er-Jahre bei verschiedenen Autoren der systemischen Beratung als Grundlage für das Verständnis von Veränderung psychischer und sozialer Systeme (zum Beispiel Ludewig 1992, 2009, 2011, 2013, Schlippe/Schweitzer 1996/2013, Wilke 2005) sowie für Organisationen (zum Beispiel Wilke 2005, Exner/Königswieser 2007, Simon 2007, König/Vollmer 2008).

Im Grunde entspricht ein mechanistisches Denken nicht dem Selbstverständnis systemischer Berater, da es im allgemein verstandenen Sinn mit reduktionistischen Kausalbeziehungen verbunden wird. Auch drängt sich an dieser Stelle die Frage auf, ob der Begriff „Maschine“ für die Beschreibung von lebenden Systemen und insbesondere von Menschen angemessen ist und nicht zu einer reduktionistischen Betrachtung führt, indem ausschließlich das Funktionieren zwischen den Bestandteilen bzw. Einzelementen betrachtet wird.

Anfang der 1980er-Jahre wurde die Autopoiesekonzeption von Vertretern der systemischen Beratung gerade als Abgrenzung zu einem mechanistischen und reduktionistischen Denken im Sinne von einfachen Ursache-Wirkungs-Beziehungen euphorisch übernommen. Die Konzeption korrespondierte mit der Erfahrung aus der Beratungspraxis, dass Menschen nicht auf der Basis trivialer Input-Output-Mechanismen funktionieren (siehe oben Kapitel 2.1).

Die Bezeichnung „mechanistisch“ wird im systemischen Feld eher als Kritik verwendet. Sie steht hier für die vereinfachende Reduktion komplexer Phänomene und wird im herkömmlichen Verständnis aus der linearen Mechanik als Teilgebiet der Physik abgeleitet. Dieses mechanistische Denken in „Wenn-dann-Relationen“ prägt zum Beispiel klassische behavioristische Ansätze wie die Verhaltenstherapie, die Macht im Sinne von Steuerbarkeit und Kontrolle seitens der Berater impliziert. Eine detaillierte Klärung und Abgrenzung der unterschiedlichen Bedeutungen und Verwendungen der Begriffe wird bei der Übertragung der Autopoiese auf psychische und soziale Systeme überwiegend vernachlässigt.

Die Frage ist auch, ob Beschreibungen biologischer Phänomene ohne weitere Überlegungen und kritische Betrachtungen direkt auf psychische und soziale Systeme übertragen werden können. Ist nicht gerade diese Übertragung eine Reduktion psychischer und sozialer Phänomene auf eine Betrachtungsweise? Führt diese Ausschließlichkeit nicht zu einem „Biologismus“? Müssten nicht gerade Vertreter der psychosozialen Bereiche kritisch aufhorchen, wenn Maturana sagt, „(...) ich wollte das Phänomen der Kognition streng biologisch statt philosophisch erklären“ (ebda. 1994, 221)? Führen seine biologische Einseitigkeit und die damit verbundene von ihm offen ausgesprochene Missachtung jeglicher psychologischer, geisteswissenschaftlicher oder philosophischer Grundlagen nicht zur Reduktion des Menschen?

„Selbstverständlich habe ich Hegel gelesen, die Phänomenologie des Geistes, aber kaum mehr. Auch etwas Kant plus einiges über ihn. Ich ‚kenne‘ also Kant ebenso wenig wie Hegel. Nietzsche? [...]. Wieder Fehlanzeige“ (Maturana 1994, 220).

Bedenklich ist, wie bereitwillig und leichtgläubig viele Autoren systemischer Beratung eine rein biologische Sichtweise auf psychosoziale Phänomene seit den 1980er-Jahren übernehmen. Es liegt die Vermutung nahe, dass vor allem zu Beginn die Autopoiesekonzeption als ein willkommener Impuls in der systemischen Landschaft aufgenommen wurde, der vor allem auf dem Bedürfnis fruchtete, sich von dem ehemals mechanistischen Weltbild zu emanzipieren. Dabei ist wiederholt eine Legitimierung durch naturwissenschaftliche Konzepte und mechanistische Erklärungsansätze erfolgt.

Ungeachtet der kritischen Auseinandersetzung hat das Konzept der Autopoiese als Beschreibungs- und Erklärungsmodell das Veränderungsverständnis psychischer und sozialer Systeme bis heute weitreichend beeinflusst. Auf dieser theoretischen Grundlage entwickelte sich das Vorgehen in der systemischen Beratungspraxis in Richtung Klientenzentrierung im Sinne von Kooperation und Wertschätzung (vgl. Ludewig 1992, 2013, Schlippe/Schweitzer 1996, 70, Simon/Clement/Stierlin 1999). Haltungen und Einstellungen, die in den Beratungsansätzen der

Humanistischen Psychologie schon seit den 1960er-Jahren theoretisch begründet und praktiziert werden (zum Beispiel Carl Rogers 1972⁵¹, Ruth Cohn 1975⁵²).

An dieser Stelle ergibt sich Frage, wofür Vertreter der systemischen Beratung einen Rückgriff auf naturwissenschaftliche Modelle benötigen, um Werte und Haltungen zu legitimieren, die sich schon längst in Beratungsansätzen der Humanistischen Psychologie etabliert haben und überwiegend auf existenzphilosophischer Grundlage begründet sind (zum Beispiel Quitmann 1996).

Es ist anzunehmen, dass die Pioniere der systemischen Beratung eine „neue“ Schule und Denkrichtung in Abgrenzung zu den herkömmlichen Ansätzen wie Psychoanalyse, Behaviorismus und Humanistischer Psychologie entwickeln wollten, ohne auf diese zu referenzieren. Eingebettet im gesellschaftlichen Kontext der 1970er- und 1980er-Jahre galt die „neue Schule“ womöglich auch als Befreiung von bestehenden Machtverhältnissen und dem Establishment. Gerade die Ideen von Autonomie, Selbstregulierung, Kooperation schienen zu der Zeit einen besonderen Anklang auch in der akademischen Welt zu finden⁵³.

Maturana scheint selbst erkannt zu haben, dass die Systemtheorie im Allgemeinen und damit verbunden auch sein Ansatz ein bestimmtes Bedürfnis bei Menschen anspricht:

„Wenn nun die Systemtheorie weltweit Anklang findet, so ist daraus in der Tat zu schließen, dass man ihre Erklärungen gerne hört, weil sie ein Bedürfnis befriedigen. Das war in der Geschichte immer so“ (ebda. 1994, 236).

⁵¹ Rogers, C.R. (1972). Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie. München: Kindler-Verlag.

⁵² Cohn, R.C. (1975). Von der Psychoanalyse zur themenzentrierten Interaktion. Stuttgart: Klett-Cotta.

⁵³ Zu bemerken an dieser Stelle ist, dass Humberto Maturana, Francisco Varela und Kurt Ludewig aus Chile stammen, dessen Bevölkerung von 1973 bis 1990 während der Diktatur von Pinochet unter Unterdrückung gelitten hat. Vor diesem Hintergrund könnte das besondere Interesse an Autonomie oder an Kooperation gewachsen sein. Auch hier könnte die vorhandene Struktur genährt durch die individuelle Geschichte bzw. Herkunft die Wahrnehmungen, das Denken und Handeln bestimmt haben.

Darüber hinaus erfolgte aus der Übertragung der Autopoiesekonzeption ein völlig neues Verständnis über die Möglichkeiten und Grenzen von Intervenierbarkeit. Vor dieser theoretischen Wende war systemische Beratung bis in die 1980er-Jahre überwiegend von strategischen Vorgehensweisen geprägt, die einseitig von den Beratern geplant wurden. Auf der Grundlage kybernetischer Prinzipien herrschte die Überzeugung, Klienten durch strategisch geplante Interventionen von einem objektiv beschreibbaren Ist-Zustand in einen definierten Soll-Zustand überführen zu können. Systemische Beratungsansätze gingen davon aus, Menschen durch Anweisungen, Strategien und Techniken in eine erwünschte Richtung bestimmen zu können (siehe oben Kapitel 2.1).

Wie schon betont, hat die Autopoiesekonzeption trotz der berechtigten Kritik einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis von Veränderung psychischer und sozialer Systeme geleistet. Zumindest diente die Konzeption als Impuls für Theoretiker und Praktiker der systemischen Beratung mit der Wirkung, die Autonomie der Klienten zu respektieren und sich an dieser auszurichten. Diese Neuorientierung ist jedenfalls ethisch wünschenswert. Dieser Impuls hat sich fraglos bei einigen Vertretern verselbstständigt und sich weit von den Grundlagen und dem ursprünglich Gemeinten entfernt. Jedoch würde gerade diese Verselbstständigung der Theorie nicht widersprechen, sondern im Einklang mit der These stehen, dass Impulse oder Reize autonom durch die eigene Struktur determiniert verarbeitet werden (siehe oben Kapitel 2.5.2).

Bei alledem ist vor allem ein Aspekt für das Verständnis von Veränderung psychischer Systeme von besonderer Bedeutung: Der Ansatz autopoietischer Systeme beinhaltet nicht die Möglichkeit von Systemen zu Wandel zweiter Ordnung im Sinne von Watzlawick et al. (siehe oben Kapitel 2.4.2). Insbesondere durch das Prinzip der strukturellen Kopplung werden Veränderungen bzw. Anpassungen der gegebenen Struktur als evolutionär auf der Grundlage „struktureller Plastizität“ im Verlauf einer „gemeinsamen Geschichte“ mit dem entsprechenden „Medium“ beschrieben. Dabei entspricht „strukturelle Plastizität“ vielmehr dem von Watzlawick et al. beschriebenen Wandel erster Ordnung (siehe oben Kapitel 2.4.2).

So gesehen ist das Phänomen des spontanen Wandels von einer Struktur in eine andere ausgelöst durch Information im Rahmen der Autopoiese nicht abbildbar. Die Möglichkeiten und Bedingungen für die Bildung von Strukturen bzw. Ordnungen und dessen spontaner Wandel sind jedoch wesentliche Aspekte für das Verständnis von Veränderung psychischer Systeme, welche im Folgenden in Anbetracht der Synergetik beleuchtet werden.

2.7 Selbstorganisierende Systeme in Anbetracht der Synergetik

Seit Anfang der 1990er-Jahre richtet sich das Interesse in der Forschung und Theorie systemischer Beratung zunehmend auf das Phänomen von Selbstorganisation und Ordnungsbildung sozialer und psychischer Systeme (zum Beispiel Kriz 1995a, 1995b, Schiepek/Tschacher 1997, Schiepek 1994, 1999).

Die Synergetik⁵⁴, die von dem deutschen Physiker Hermann Haken Ende der 1960er-Jahre im naturwissenschaftlichen Bereich ausgearbeitet wurde, hat allgemeingültige Prinzipien der Selbstorganisation und Phänomene der Ordnungsbildung in offenen Systemen zum Untersuchungsgegenstand. Die Synergetik wird inzwischen als „Metamodell“ der Selbstorganisation verstanden und ist zu einem interdisziplinären Wissenschaftsprogramm herangereift, dessen Prinzipien sich auf zahlreiche Phänomenbereiche anwenden lassen (Strunk/Schiepek 2006, Haken/Schiepek 2010, Schiepek/Eckert/Kravanja 2013).

Wissenschaftler verschiedener Disziplinen, jedoch überwiegend mit einem psychologischen Hintergrund, erforschen und beschreiben auf Grundlage der Synergetik, wie Veränderungen in psychischen und sozialen Systemen geschehen, welche Voraussetzungen für Veränderung notwendig sind und warum menschliche Systeme in ihrem Denken, in ihren Emotionen und Verhalten nicht vorhersagbar beeinflussbar sind (vgl. Schiepek/Eckert/Kravanja 2013, 30).

Somit gehen Vertreter der Synergetik entsprechend der Autopoiese davon aus, dass offene Systeme von außen nicht bestimmt werden können, sondern aufgrund der inneren Wechselwirkungen sich selbst regulieren und in dem Sinne durch ihre

⁵⁴ „Syn-Ergetik“ stammt aus dem Griechischen und heißt übersetzt „zusammen wirken“. Entsprechend kann die Synergetik als Lehre des Zusammenwirkens bezeichnet werden.

Struktur bzw. „Eigengesetzlichkeit“ determiniert sind. Nach diesem Verständnis können in der Sprache der Autopoiese offene Systeme als „autonom“ bezeichnet werden (siehe oben Kapitel 2.5.2).

In diesem Kapitel werden die Schlussfolgerungen aus empirischen Forschungsprogrammen aufgeführt, die für ein weiterführendes Verständnis von Veränderung psychischer Systeme relevant sind. Auf die grundlegende Literatur der Forschungsarbeit wird verwiesen.

Die aus der Synergetik abgeleiteten Phänomene der Ordnungsbildung und Prinzipien selbstorganisierender Systeme dienen hier zur Beschreibung psychischer Systeme und insbesondere der Entstehung und Veränderung subjektiver Wirklichkeitskonstruktionen. Durch den Einbezug der Synergetik wird der aktuelle Stand der Forschung systemischer Beratung berücksichtigt, die vor allem im deutschsprachigen Raum durch Günter Schiepek in Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen weiter vorangetrieben wird.

Im allgemeinen Verständnis meint Selbstorganisation die spontane Entstehung von Ordnungszuständen bzw. Regeln, Strukturen oder Mustern in offenen Systemen bzw. lebenden Organismen. Der Begriff „Selbstorganisation“ ist erstmals von Immanuel Kant geprägt worden der den Organismus als ein organisiertes und sich selbst organisierendes Wesen beschrieb (vgl. Ritter/Gründer 1995, Bd.9, 509–510).

Übertragen auf den sozialen oder psychischen Phänomenbereich ist die Frage, wie relativ stabile Ordnungen bzw. Zustände wie etwa Normen und Interaktionsmuster in sozialen Systemen oder Kognitionen und Emotionen in psychischen Systemen selbstorganisiert entstehen und erhalten bleiben. Dementsprechend stehen die Begriffe „Selbstorganisation“ und „Ordnung“ in einem engen Zusammenhang. Im Prinzip wird eine wie auch immer geartete Ordnung vom Menschen durch eigene Organisation selbst erschaffen und erhalten.

In der Gestaltpsychologie haben schon seit Anfang des 20. Jahrhunderts der Begriff Selbstorganisation bzw. Selbstregulation und das „Problem der Ordnung“

eine zentrale Bedeutung⁵⁵. Wolfgang Metzger hat das „Problem der Ordnung“ in den 1940er-Jahren zum Gegenstand seiner Untersuchungen gemacht. Er ging davon aus, dass bestimmte Phänomene bzw. Arten des Geschehens, „die frei, sich selbst überlassen, einer ihnen selbst gemäßen Ordnung fähig sind“ (Metzger 2001/1940, 209).

Diese Ordnung wird nicht von außen bestimmt, sondern geschieht von selbst aus dem Inneren des Systems. Bei der Entstehung wirken bestimmte Kräfte und Bedingungen von innen heraus, die diese Ordnung auch an veränderte Umweltbedingungen anpassen und aufrechterhalten.

„Ordnung kann unter Umständen von selbst - ohne das äußere Eingreifen eines ordnenden Geistes - *entstehen*. [...]. Es sind dieselben Kräfte und Bedingungen, denen sie ihre Entstehung, ihre Erhaltung, ihre Anpassung an veränderte Umstände und ihre Wiederherstellung verdankt“ (ebda. 2001, 209f.).

Wobei der „Grundsatz der natürlichen Ordnung“ für den Bereich der Wahrnehmung, des Gedächtnisses und der Koordination der Bewegungen gilt (vgl. ebda. 2001, 211).

Bezogen auf den Menschen gehen die Gestaltpsychologen von Mechanismen aus, die den menschlichen Organismus von innen heraus selbst regulieren. Diese Mechanismen streben eine eigene Ordnung, eine eigene Ganzheit an und können diese an verändernde Umweltbedingungen anpassen, ohne die Integrität bzw. Funktionsfähigkeit des Organismus zu gefährden. In der Gestaltpsychologie wird die Selbstregulation als „Grundsatz der natürlichen Ordnung“ beschrieben. Köhler sprach in diesem Zusammenhang von spontaner Selbstregulierung, Wertheimer setzte Gestalt mit „von innen her bestimmt“ gleich (vgl. Portele, 1999, 265ff.). Wie lässt sich die „eigene Ordnung“ oder die „eigene Ganzheit“ des Menschen genauer erfassen, die er von innen heraus selbst erschafft?

Zum Beispiel kann die von einem Menschen erzeugte Wirklichkeitskonstruktion als eigene Ordnung über die äußere oder innere Welt als Ergebnis von

⁵⁵ Die grundlegenden gestaltpsychologischen Prinzipien wurden Anfang des 20. Jahrhunderts unter anderem von Max Wertheimer, Wolfgang Köhler und Kurt Koffka ausgearbeitet, die zum Kern der damaligen Berliner Schule gehörten. Als weitere einflussreiche Vertreter gelten Kurt Lewin und Wolfgang Metzger.

Selbstregulation verstanden werden. Mit anderen Worten: Der Mensch erzeugt sich selbst Ordnung bzw. Struktur in die erfahrbare vielschichtige und unüberschaubare Welt. Das Bild, welches sich ein Mensch von der erfahrenen Welt schafft, ist ein eigenes geordnetes Abbild bzw. eine eigene Ganzheit von der Welt und nicht die Welt in ihrer ontologischen Beschaffenheit.

Der zentrale Aspekt von Selbstorganisation ist demnach das Phänomen, dass offene Systeme aus sich heraus selbst Ordnungen bzw. Regeln, Strukturen oder Muster schaffen, diese aufrechterhalten und an sich verändernde Umweltbedingungen anpassen.

Was sind das für „Kräfte“, die im Inneren des Systems wirken? Wie funktionieren die Mechanismen der Selbstorganisation, die spontan Ordnung erzeugen? Diese Fragen werden im Folgenden auf der Grundlage der Synergetik als Theorie der Selbstorganisation genauer betrachtet.

Der Untersuchungsgegenstand der Synergetik sind Phänomene der Ordnungsbildung und allgemeingültige Prinzipien der Selbstorganisation in offenen Systemen. Die Synergetik wird als eine Wissenschaft vom geordneten, selbstorganisierten, kollektiven Verhalten verstanden, wobei dieses Verhalten allgemeinen Gesetzen unterliegt (vgl. Haken 1981, 21).

Haken hat einheitliche Gesetzmäßigkeiten herausgearbeitet, die die Dynamik von Chaos auf der Mikroebene zur Ordnung auf der Makroebene in offenen Systemen beschreiben und „sich wie ein roter Faden durch alle Erscheinungen der Selbstorganisation hindurchziehen“ (ebda. 1981, 19).

Diese Prinzipien der Selbstorganisation und Ordnungsbildung sollen für alle offenen Systeme und dementsprechend auch für psychische und soziale Systeme gelten. Haken (1987) selbst hat bereits Ende der 1980er-Jahre die Anwendung der allgemeinen Prinzipien der Synergetik auf psychosoziale Probleme angeregt.

Für Strunk/Schiepek ist die Synergetik die derzeit elaborierteste disziplinübergreifende Theorie der Selbstorganisation und gilt als der am weitesten entwickelte und umfassendste Ansatz unter den Selbstorganisationstheorien (vgl. ebda. 2006, 80).

Im Folgenden werden die wesentlichen Prinzipien und Begriffe der Synergetik mit Bezug auf die grundlegende Literatur mit einem Schwerpunkt auf die Autoren Günter Schiepek, Guido Strunk, Jürgen Kriz und Herman Haken beschrieben. Die allgemeinen Prinzipien, Voraussetzungen und Möglichkeiten der Veränderung psychischer Systeme und insbesondere kognitiver Konstrukte bzw. kognitiver Schemata werden herausgestellt und als Grundlage für die vorliegende Arbeit verwendet. Die mathematischen Ausführungen und quantitativen Formulierungen sind für diese Arbeit nicht relevant. Auf die einschlägige Literatur der Grundlagenforschung sei an dieser Stelle verwiesen (Strunk/Schiepek 2006, Haken/Schiepek 2010, Schiepek/Eckert/Kravanja 2013).

Bei grundlegenden Annahmen der Synergetik werden Bezüge zur Gestaltpsychologie hergestellt, dessen Vertreter schon Anfang des 20. Jahrhunderts Phänomene der Selbstorganisation und Ordnungsbildung in psychischen Systemen untersucht haben.

Auch die in dieser Arbeit aufgeführten Vertreter der Synergetik zeigen an verschiedenen Stellen Parallelen zur Gestaltpsychologie auf (zum Beispiel Kriz 2004, Strunk/Schiepek 2006, Haken/Schiepek 2010).

2.7.1 Voraussetzungen für selbstorganisierende Systeme

Die grundlegende Voraussetzung von Selbstorganisation ist, dass ein System aus vielen Einzelementen besteht, wie zum Beispiel die Moleküle einer Flüssigkeit, die Neuronen in einem neuronalen Netz, Kognitionen und Emotionen in psychischen Vorgängen des Menschen oder das aufeinander bezogene Verhalten bzw. die Kommunikationen mehrerer Interaktionspartner in einem sozialen System. Dabei stehen diese einzelnen Elemente in Wechselwirkung zueinander bzw. sie beeinflussen sich gegenseitig. Weitere notwendige Voraussetzungen für Selbstorganisation sind Offenheit, Komplexität und Dynamik des Systems (vgl. Schiepek/Eckert/Kravanja 2013, 33).

Wie schon oben definiert, ist ein System offen, wenn es Stoffe, Energie oder Information mit seinem Umfeld austauscht (siehe oben Kapitel 2.2).

Der Begriff „Komplexität“ ist dagegen nur schwer zu fassen. In den einzelnen Fachwissenschaften wird er entweder undefiniert oder in sehr unterschiedlichen Bedeutungen verwendet. In den Formalwissenschaften werden im Allgemeinen unter Komplexität die Zahl und die Verschiedenartigkeit der Relationen verstanden, die nach der Struktur des Systems zwischen den Elementen möglich sind. Somit nimmt die Komplexität eines Systems mit der Zahl der Elemente und der Verschiedenartigkeit von Verknüpfungen zwischen den Elementen stetig zu (vgl. Ritter/Gründer 1976, 939f.).

Folglich wird Komplexität durch die Anzahl der möglichen Zustände begriffen, die ein System durch verschiedene Beziehungen zwischen seinen Elementen unter bestimmten Bedingungen einnehmen kann. Demnach sind Systeme komplex, wenn ihnen grundsätzlich viele mögliche Verhaltensweisen oder Zustände zur Verfügung stehen bzw. wenn sie die Möglichkeit zur Vielfalt aufweisen. Zum Beispiel kann ein Mensch im Grunde viele verschiedene Gefühle, Gedanken oder Vorstellungen über die äußere oder innere Welt erzeugen oder sich sehr unterschiedlich in ähnlichen Situationen verhalten.

Nach Strunk/Schiepek ist ein wesentliches Merkmal von Komplexität, dass das System in seinem Verhalten nicht im Detail vorhersagbar ist und in dem Sinne durch äußere Einflüsse nicht gezielt gesteuert werden kann. Dabei ist es nicht entscheidend, ob das System durch viele oder wenige Impulse beeinflusst wird (vgl. ebda. 2014, 9ff.). Mit anderen Worten: Auch schwache oder wenige Impulse können nicht voraussagbare bzw. unvorhersehbare Veränderungen in komplexen Systemen wie zum Beispiel beim Menschen auslösen.

Nach Ludwig von Bertalanffy sind offene Systeme generell durch das Prinzip der „Äquifinalität“ gekennzeichnet. Demnach sind die Zustände offener Systeme wesentlich durch die eigene Organisation und weniger durch die Ausgangsbedingungen bestimmt. So gesehen ist das Verhalten offener Systeme in einfachen Ursache-Wirkung-Relationen nicht voraussagbar (siehe oben Kapitel 2.2).

„Dynamisch“ bezeichnet den Aspekt der Kraft, des Wirkens und der Bewegung im Gegensatz zu statisch, der das wesensmäßig Gleichbleibende der Form oder

der Gesetzmäßigkeit eines Wirkens bezeichnet (vgl. Brugger 1975, S. 72). Demnach kann ein System als dynamisch bezeichnet werden, wenn die Einzelemente sich aufeinander beziehen, sich wechselseitig beeinflussen und sich indessen fortlaufend verändern. Dabei kann die Dynamik auf verschiedenen Ebenen des Systems sehr unterschiedlich sein.

2.7.2 Bildung von Attraktoren und Ordnung in selbstorganisierenden Systemen

Im Rahmen der Synergetik wird bei selbstorganisierenden Systemen zwischen der mikroskopischen Ebene und der makroskopischen Ebene unterschieden. Die Vielzahl der Einzelemente und deren Wechselwirkungen befinden sich auf der Mikroebene des Systems. Nach den Grundprinzipien der Synergetik wirken in offenen Systemen auf der mikroskopischen Ebene die Einzelkomponenten derart zusammen, dass sie sprunghaft ein bestimmtes geordnetes Muster, den sogenannten „Attraktor“⁵⁶ erzeugen. Dieser Attraktor bildet sich auf der Makroebene des Systems heraus (vgl. Strunk/Schiepek 2006, 80ff.).

Kriz definiert Attraktor als „eine Struktur (auch: ‚Muster‘, ‚Regel‘, ‚Ordnung‘ eines dynamischen Prozesses – im Gegensatz z.B. zur statischen Ordnung eines Mosaiks) [...] auf die hin sich eine Systemdynamik entwickelt und dann (zumindest über einen gewissen Zeitraum während hinreichend gleicher Randbedingungen) stabil bleibt bzw. sich sogar gegenüber mäßigen Störungen wieder durchsetzt“ (ebda. 1995b, 205)⁵⁷.

Dem zufolge bildet sich der Attraktor aus dem dynamischen Prozess des Systems selbst heraus und wird durch das System fortlaufend aufrechterhalten.

⁵⁶ Das Wort „Attraktor“ ist hergeleitet vom lateinischen „ad trahere“ und heißt „zu sich hin ziehen“. Demnach werden Muster oder Ordnungen in der Synergetik als Attraktor bezeichnet, wenn diese die Einzelemente auf der Mikroebene in ihrem Verhalten einbinden und „zu sich“ – in das vorhandene Muster oder in die bestehende Ordnung – „hin ziehen“.

⁵⁷ Im Folgenden werden für Attraktor auch die Begriffe „Muster“ oder „Ordnung“ verwendet, um eine Verwechslung mit dem Begriff „Struktur“ aus der Autopoiesekonzeption zu vermeiden.

Gleichzeitig weist dieses entstandene Muster eine gewisse Stabilität auch bei veränderten Umweltbedingungen auf.

Laut Synergetik wird das Verhalten der Einzelemente auf der mikroskopischen Ebene von einem sogenannten „Ordner“ bestimmt, der ein geordnetes Muster – den Attraktor – auf der makroskopischen Ebene hervorbringt und über einen gewissen Zeitraum stabil hält. Dieser dynamische Prozess verläuft in einer kreisförmigen Kausalität, da die Einzelemente des Systems den Ordner selbst schaffen, durch welchen sie wiederum in ihrem Verhalten bestimmt werden (vgl. Schiepek/Eckert/Kravanja 2013, 33).

Die Begriffe „Ordner“ und „Ordnung“ sind in ihrer Bedeutung voneinander abzugrenzen, um einen eindeutigen Gebrauch zu gewährleisten: Mit „Ordner“ sind die ordnenden inneren Kräfte gemeint, die unsichtbar auf der mikroskopischen Ebene den dynamischen Prozess der Ordnungsbildung steuern und als Ergebnis die wahrnehmbare Ordnung – das Muster bzw. den Attraktor – auf der makroskopischen Ebene schaffen. An dieser Stelle wird eine weitere Parallele zur Gestaltpsychologie deutlich, die davon ausgeht, dass Ordnung im Organismus „von innen heraus“ selbstregulierend geschieht. Diese inneren unsichtbaren „Kräfte“ der Selbstregulation werden in der Synergetik als „Ordner“ bezeichnet.

„Wir werden erkennen, dass sich die einzelnen Teile wie von einer unsichtbaren Hand getrieben anordnen, andererseits aber die Einzelsysteme durch ihr Zusammenwirken diese unsichtbare Hand erst wieder schaffen. Diese unsichtbare Hand, die alles ordnet, wollen wir den ‚Ordner‘ nennen. [...]. Der Ordner wird durch das Zusammenwirken der einzelnen Teile geschaffen, umgekehrt regiert der Ordner das Verhalten der Einzelteile“ (Haken 1981, 19).

Demnach geht der Ordner einerseits aus dem Zusammenwirken der Einzelemente hervor („bottom-up“), bestimmt aber auch andererseits die Einzelemente, indem er ihr Verhalten vorschreibt und deren „Freiheitsgrade“ beträchtlich reduziert („top-down“). Dieser allgemeine Mechanismus wird in der

Synergetik als „Versklavungsprinzip“⁵⁸ bezeichnet (vgl. Schiepek/Eckert/Kravanja 2013, 33).

Zusammengefasst bestehen folglich zwei dynamische kreiskausale Prozesse in offenen komplexen Systemen: einerseits die Wechselwirkungen zwischen den Einzelementen auf der mikroskopischen Ebene, aus denen sich ein Ordner herausbildet, von diesem wiederum die Einzelemente in ihrem Verhalten gebunden werden (Herausbildung von und Bindung durch Ordner). Andererseits verläuft eine Wechselwirkung zwischen der mikro- und makroskopischen Ebene des Systems. In diesem Prozess bildet der unsichtbare Ordner aus der mikroskopischen Ebene eine wahrnehmbare Ordnung auf der Makroebene heraus, die wiederum das Verhalten der Einzelemente auf der Mikroebene und somit den Ordner bestimmt (Herausbildung von und Bindung durch Ordnung).

Durch diese zwei Prozesse erhält das System einen relativ stabilen dynamischen Gleichgewichts- und Ordnungszustand. Mit anderen Worten: Das System befindet sich in einem Fließgleichgewicht bzw. Homöostase (siehe oben Kapitel 2.2).

Dieses dynamische Gleichgewicht kann durch äußere oder innere Einflüsse gestört werden. Die Einflussgrößen werden in der Synergetik „Kontrollparameter“ genannt.

2.7.3 Kontrollparameter in selbstorganisierenden Systemen

Auf offene Systeme wirken Einflussgrößen aus der Umwelt (zum Beispiel Energiestrom bei physikalischen Systemen) oder aus dem Inneren des Systems (zum Beispiel das emotionalen Erleben bei psychischen Systemen).

In der Synergetik werden Einflussgrößen als „Kontrollparameter“ bezeichnet, wenn diese die Wechselwirkungen zwischen den Elementen so weit beeinflussen, dass dessen Veränderung sich auf das Systemgleichgewicht störend auswirkt und

⁵⁸ Für den Begriff „Versklavungsprinzip“ werden im Folgenden die Begriffe „zirkuläre Kausalität“ oder „Kreiskausalität“ verwendet und für „Versklavung“ „Einbindung“ bzw. „Bindung“, da diese Begriffe eher dem Phänomenbereich sozialer und psychischer Systeme entsprechen.

das Gleichgewicht ins Schwanken gerät (vgl. Schiepek/Eckert/Kravanja 2013, 33).

Demnach halten die Kontrollparameter die relative Stabilität und insofern die bestehende Ordnung des Systems aufrecht. Werden in einem System, dessen Muster sich in einem stabilen Zustand befindet, die Kontrollparameter geändert, kehrt entweder das System nach einer kurzen Irritation wieder in seinen alten Zustand zurück oder das System gerät durch eine kritische Instabilität aus dem Gleichgewicht, um sich schließlich in einem neuen Muster zu stabilisieren. Mit anderen Worten: Das System reagiert entweder mit Veränderungen oder Anpassungen innerhalb der gegebenen Struktur (Morphostase) oder durch Wandel der Struktur (Morphogenese). So gesehen können diese zwei Möglichkeiten als Wandel erster und Wandel zweiter Ordnung nach Watzlawick et al. bezeichnet werden (siehe oben Kapitel 2.4.2).

2.7.4 Phasenübergänge in selbstorganisierenden Systemen

Die Veränderung der Kontrollparameter kann zu einem plötzlichen sprunghaften Musterwechsel des Systems führen. Das Systemgleichgewicht wird durch die Änderung der Kontrollparameter zunehmend instabiler, wobei Störungen, die auf zufälligen Fluktuationen⁵⁹ gründen, langsamer korrigiert werden, und die Anpassungsfähigkeit des Systems an das Muster sich verringert. Das System befindet sich in einem extrem sensiblen Zustand. Potenziell existieren verschiedene Ordner gleichberechtigt, um eine neue stabile Gesamtsituation herzustellen. Ein sprunghafter Musterwechsel wird in diesem instabilen Zustand durch „kritische Fluktuationen“ ausgelöst, deren Bewegungsformen als neue Ordnungsparameter dienen und die damit verbundene Anpassung der Einzelkomponenten an ein neues Muster ermöglichen (vgl. Kriz 1992, 144 f.).

⁵⁹ Der Begriff „Fluktuation“ (von lat. fluctuare: hin und her schwanken) bezeichnet eine (andauernde) Veränderung (Schwankung, Wechsel) von Gegebenheiten und Zuständen. Im Folgenden wird für „Fluktuation“ auch der Begriff „Abweichung“ verwendet. Es ist in dem Sinne gemeint, dass eine zufällig auftretende Systemeigenschaft von dem bisherigen Gleichgewichtszustand des Systems abweicht und durch diese Abweichung eine neue Ordnung selbstorganisiert entstehen kann (vgl. Simon/Clement/Stierlin 1999, 112f.).

Die Veränderung der Kontrollparameter muss dabei oberhalb einer systemspezifischen Grenze liegen, da Veränderungen unterhalb dieser Grenze zu keinem Wechsel der dynamischen Ordnung führen, sondern vom System kompensiert werden. Der Übergang von einem bereits emergent⁶⁰ gewordenen Muster über eine Phase der Instabilität zu einer veränderten Ordnung der Systemdynamik wird als „Phasenübergang“ bezeichnet (vgl. Kriz 1995b, 206f.).

Der Zusammenhang zwischen der Veränderung der Kontrollparameter und der Musteränderung des Systems ist dabei nicht linear. Je nach aktuellem Systemzustand, der vor allem durch die bisherige Geschichte bzw. die gemachten Erfahrungen geprägt ist, können große Umgebungsveränderungen gegebenenfalls keine Wirkung haben, während andererseits minimalste Einflüsse große Veränderungen auslösen können. Die klassische Regel, dass große Wirkungen auf große Ursachen zurückgehen, gilt bei nichtlinearen Systemen nicht (vgl. Kriz 1995a, 160).

Bei Schwankungen, die einen kritischen Wert erreicht haben, kann sich das Systemverhalten plötzlich verändern, wodurch sich ein Ordnungsübergang vollzieht und ein neues Muster entsteht. Demnach steht die Stabilität des makroskopischen Musters im Zusammenhang mit der Wirkung und Veränderung der Kontrollparameter. Das System hat in der Phase der Instabilität die Möglichkeit, verschiedene neue Ordnungszustände bzw. Muster einzunehmen, die potenziell im System symmetrisch, das heißt gleichberechtigt vorhanden sind. Neben den neuen Ordnungen kann das System auch sein Gleichgewicht in dem bisherigen Muster wiederfinden. So bieten sich häufig mehrere Lösungsmöglichkeiten an, die gleichermaßen wahrscheinlich sind und somit nur durch Zufall entschieden werden können (vgl. Kriz 1995a, 160).

Als Bild dient hier eine Kugel, die auf dem Scheitel einer Parabel liegt: Entweder entscheidet der Zufall, ob die Kugel nach links oder rechts fällt, oder die Kugel wird von außen gezielt in eine bestimmte Richtung gestoßen. Ein minimaler

⁶⁰ Mit „Emergenz“ wird in der Synergetik die selbstorganisierte Entstehung makroskopischer Strukturen aus der Dynamik von Elementen auf der mikroskopischen Ebene bezeichnet (vgl. Kriz 1995b, 206).

Impuls reicht aus, damit sie in die eine oder andere Richtung fällt. Dementsprechend wird die Symmetrie durch minimale Impulse gebrochen.

In der Regel ist es von Zufälligkeiten abhängig und nicht im Voraus zu bestimmen, welchen Ordnungszustand das System in der Phase der Instabilität einnimmt. Das System hat in der Regel mehrere Möglichkeiten, auf welchen Ordnungszustand es sich zubewegt, d.h. welche der ihm vorhandenen Lösungsmöglichkeiten (stabile Muster) es aufsucht. Da hier Zufallsschwankungen eine Rolle spielen können, ist die gewählte Lösung nicht vorhersagbar (vgl. Kriz 1995a, 160).

Demnach bewegt sich das System in der instabilen Phase durch Zufälle auf ein bestimmtes relativ stabiles Muster bzw. einen Ordnungszustand hin. Durch die Bewegung auf ein Muster hin ist die Symmetrie zwischen den möglichen Ordnungszuständen gebrochen („Symmetriebrechung“), worauf das System mit Notwendigkeit den Weg zum neuen Gleichgewicht fortsetzt. Diese besondere Verbindung zwischen Zufall und Notwendigkeit ist typisch für synergetische Prozesse (vgl. Kriz 1992, 147).

2.7.5 Zusammenfassung: Prinzipien der Selbstorganisation offener Systeme

Aus den bisherigen Ausführungen können in Anbetracht der Synergetik folgende Prinzipien der Selbstorganisation und Ordnungsbildung aufgeführt werden.

- Selbstorganisierende Systeme entwickeln durch ein ordnendes Zusammenwirken der einzelnen Elemente auf der mikroskopischen Ebene („Ordner“) sprunghaft eine zeitlich begrenzte relativ stabile Ordnung auf der makroskopischen Ebene („Attraktor“).
- Der Ordner geht einerseits aus dem Zusammenwirken der einzelnen Elemente auf der mikroskopischen Ebene hervor und bestimmt andererseits rückwirkend das Verhalten der Einzelemente (zirkuläre Kausalität oder Kreiskausalität).
- Die Stabilität und zeitliche Dauer des Attraktors bzw. der Ordnung steht im engen Zusammenhang mit den inneren oder äußeren Parametern, die die

Wechselwirkungen zwischen den Einzelementen auf der Mikroebene beeinflussen („Kontrollparameter“).

- Durch Veränderung der Kontrollparameter kann die Wechselwirkung der Einzelemente gestört werden, wodurch ein diskontinuierlicher Übergang oder Wechsel in einen neuen qualitativen Zustand ermöglicht wird (Phasen- bzw. Ordnungsübergang).
- Im Umfeld von Phasen- bzw. Ordnungsübergängen befindet sich das System in einem sehr labilen und instabilen Zustand, wodurch die Anpassungsfähigkeit an die bestehende Ordnung sich verringert und Abweichungen („Fluktuationen“) langsamer korrigiert werden („kritische Instabilität“).
- In dieser Phase der Instabilität sind potenziell verschiedene Ordnungszustände symmetrisch vorhanden, von denen sich ein Muster – in der Regel durch Zufälle – herausbildet („Symmetriebrechung“).
- Ein sprunghafter Wandel oder Wechsel der Ordnung wird durch Abweichungen bzw. „kritische Fluktuationen“ von dieser ausgelöst, die in der Folge als neue Ordnungsparameter dienen und die Anpassung der Einzelkomponenten an eine neue Ordnung ermöglichen.
- Die Zusammenhänge zwischen der Veränderung der Einflussgrößen und dem Systemverhalten verlaufen nicht nach dem Prinzip der linearen Kausalität bzw. nach einfachen Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen („Nichtlinearität“).

In der folgenden Abbildung 7 werden die Grundprinzipien der Selbstorganisation und deren Zusammenhänge aufgezeigt:

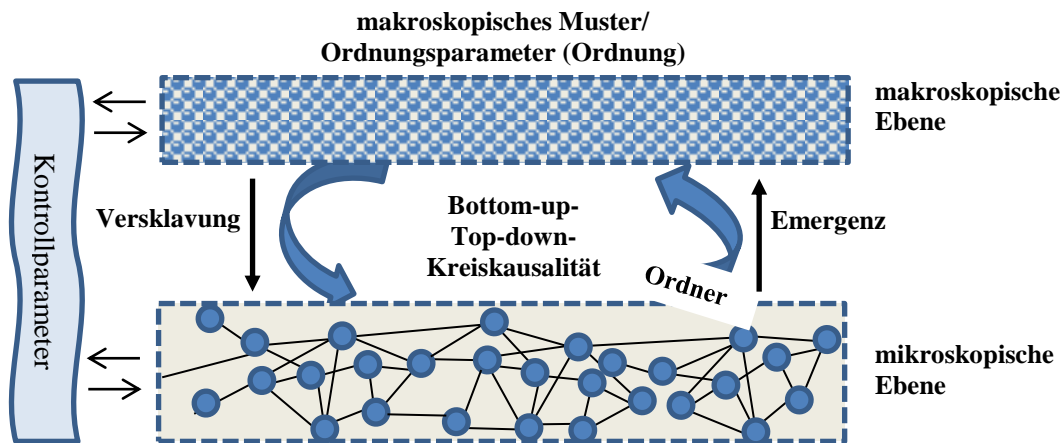


Abbildung 7 Grundschemata der Synergetik

Quelle: Eigene Darstellung in Anlehnung an Haken/Schiepek 2010, 134

Im Folgenden werden die Prinzipien der Selbstorganisation für den Phänomenbereich sozialer Systeme anhand eines Beispiels veranschaulicht: In Organisationen wie Institutionen oder Unternehmen sind die unzähligen Kognitionen, Emotionen und Kommunikationen der einzelnen Mitglieder auf der mikroskopischen Ebene miteinander vernetzt und beeinflussen sich gegenseitig. Aus diesen Wechselwirkungen bildet sich von selbst ein Ordner heraus, der die Einzelelemente in ihrer möglichen Ausprägung bindet und deren Freiheitsgrade erheblich einschränkt. Aus dieser durch den Ordner gebundenen Dynamik auf der mikroskopischen Ebene entsteht auf der makroskopischen Ebene eine Ordnung bzw. ein Muster in Form bestimmter Normen und Verhaltensregeln. Der oder die Kontrollparameter sind in sozialen Systemen nicht eindeutig bestimmbar oder zu verorten. Als Kontrollparameter könnte beispielsweise ein bestimmtes Betriebsklima, die vorherrschende emotionale Atmosphäre, prägende Werte oder Bedeutungen, Unsicherheit über die Zukunft des Unternehmens, das Verhalten eines Mitarbeiters oder ein bestimmtes Führungsverhalten die Intensität und die Qualität der Wechselwirkungen auf der mikroskopischen Ebene des sozialen Systems erheblich beeinflussen. Daneben wirken auf die mikroskopische Ebene des sozialen Systems äußere Randbedingungen wie zum Beispiel Unternehmensleitlinien, Führungsgrundsätze oder Richtlinien und innere Randbedingungen wie die Systemgeschichte bestehend zum Beispiel aus

individuell oder kollektiv gemachten Erfahrungen und über Erzählungen weitergegebene Erfahrungen. Aus diesen äußeren und inneren Randbedingungen können sich Kontrollparameter herausbilden wie zum Beispiel prägende Werte, Führungsverhalten oder eine emotionale Atmosphäre wie Unsicherheit, Angst oder Leichtigkeit. Die Stabilität des dynamischen Gleichgewichtes des Systems steht nun in unmittelbarer Wechselwirkung mit den Kontrollparametern. Verändert sich zum Beispiel das Betriebsklima als Kontrollparameter, könnte das Systemgleichgewicht ins Schwanken geraten. Hieraus könnte sich ein neuer Ordner auf der mikroskopischen Ebene herausbilden, der die Elemente in seine Dynamik einbindet, wodurch auf der makroskopischen Ebene spontan neue Normen, Verhaltensregeln oder Interaktionsmuster entstehen. Diese neue Ordnung würde wiederum die Kognitionen, Emotionen und Kommunikationen auf der mikroskopischen Ebene bestimmen.

2.8 Die Bedeutung der Synergetik für das Veränderungsverständnis psychischer Systeme

Die in der Synergetik herausgearbeiteten Prinzipien der Selbstorganisation und Ordnungsbildung werden von verschiedenen Autoren auf den Phänomenbereich psychischer Systeme übertragen (zum Beispiel Kriz 2004, 36ff., 2013, 108ff. Strunk/Schiepek 2006, 244ff., Haken/Schiepek 2010, 244ff.).

Dabei ist das Phänomen der Ordnungsbildung zentral für die Beschreibung, wie Menschen im ständigen Fluss des Erlebens eine relativ stabile Wirklichkeit bzw. eine *sinnhafte Weltsicht* konstruieren, aufrechterhalten und verändern. Insbesondere für psychische Systeme ergibt sich die Frage, wie kognitive Schemata bzw. Sinn- und Bedeutungsmuster als dynamische Ordnungen spontan entstehen und eine relative Stabilität gegenüber Einflüssen aus der Umwelt aufweisen. Mit anderen Worten: Wie konstruieren Menschen eine bestimmte eigene Ordnung von Wirklichkeit und halten diese aufrecht, auch wenn gegenwärtige Ereignisse zu der bestehenden Ordnung widersprechend sind? Für die vorliegende Arbeit interessiert vor allem die Frage: Unter welchen Bedingungen verändern sich kognitive Schemata und die damit verbundene erlebte Wirklichkeit, die für den Menschen als problembehaftet oder als einschränkend empfunden wird? Oder: Wie kann die bisherige Sichtweise bzw.

Betrachtungsweise auf die gemeinte Situation erweitert oder verändert werden, woraus sich andere Lösungsmöglichkeiten eröffnen und eingesehen werden können?

Bei alledem gilt die grundlegende Annahme, dass Ordnungen bzw. Wirklichkeitskonstruktionen von dem jeweiligen psychischen System selbstorganisierend erzeugt und aufrechterhalten werden. Dabei wirken emotionale, kognitive und körperliche Prozesse gleichzeitig aufeinander und sind unmittelbar miteinander verwoben.

Im Folgenden werden die in der Synergetik untersuchten Phänomene der Ordnungsbildung in offenen, komplexen, dynamischen Systemen auf psychische Systeme für die Beschreibung der Erzeugung und Anpassung bzw. Veränderung subjektiver Wirklichkeitskonstruktionen und insbesondere kognitiver Schemata übertragen. Dabei werden wesentliche Parallelen zur Gestaltpsychologie offensichtlich, welche auch von verschiedenen Vertretern der Synergetik aufgezeigt werden.

Die Gestaltpsychologen haben verdeutlicht, dass Menschen aufgrund allgemeiner Ordnungsprinzipien die äußere Welt subjektiv rekonstruieren. Sie haben durch sogenannte Gestaltprinzipien herausgearbeitet, wie stark unsere Erfahrung bereits auf unterster Ebene der Wahrnehmung organisiert ist, indem der menschliche Organismus Reize der äußeren Welt selbstreguliert zu Gestalten formiert (zum Beispiel Metzger 2001/1940).

Wahrnehmung und Erkennen werden im Folgenden als Ergebnis subjektiver Verarbeitung der unüberschaubaren sinnesbezogenen Empfindungen der individuell gegebenen Umwelt verstanden. Diese Verarbeitung ist durch die neurologischen Voraussetzungen, durch biographische Erfahrungen und daraus resultierende Erwartungen, durch aktuelle Bedürfnisse sowie durch das Ersuchen von Sinn und Bedeutung bedingt und geht aus dem gegenwärtigen emotional-körperlichen Zustand hervor. Dabei ergibt sich eine subjektiv sinn- und bedeutungsvolle Wirklichkeit aus dem kognitiven Schema, welches in diesem Moment durch den wahrnehmenden Organismus selbstregulierend herausgebildet und stabilisiert wird.

Insofern ist Wahrnehmung und Erkennen mit den Worten der Autopoiese struktur- bzw. zustandsdeterminiert und somit das Ergebnis eines autonomen „eigengesetzlichen“ Verarbeitungsprozesses innerer und äußerer Impulse (siehe oben Kapitel 2.5.2). Mit anderen Worten: Die Konstruktion von Wirklichkeit ist durch die derzeit gegebene Struktur bzw. durch den aktuellen Zustand des Menschen bestimmt.

Wahrnehmung und Erkennen resultieren aus der fortlaufenden Verarbeitung der dynamischen Wechselbeziehung zwischen Mensch und Umwelt. Der Mensch ist immerwährend gefordert, die zahlreichen Reize aus der äußeren und inneren Welt nach Sinn und Bedeutung zu ordnen, um handlungsfähig zu sein. Das Ergebnis dieses Schaffens von Ordnung hinein in die Komplexität der Welt kann als subjektiv erlebte Wirklichkeit bezeichnet werden, die für den jeweiligen Menschen sinnvoll, verwertbar und dementsprechend stimmig mit seinem weiteren Erleben von Wirklichkeit ist. Der Mensch erzeugt und erhält in einem ständigen Prozess ein dynamisches Gleichgewicht zwischen seiner Wirklichkeitskonstruktion und seiner gegenwärtigen Erlebniswelt (siehe oben Kapitel 2.4.5).

Wie lassen sich psychische Systeme und insbesondere das Phänomen der subjektiven Wirklichkeitskonstruktion nach den Prinzipien der Synergetik beschreiben?

Im Rahmen der Synergetik können in psychischen Systemen die vielfältigen Wahrnehmungs-, Gedanken-, Gefühls-, und Handlungsströmungen eines Menschen als Elemente auf der mikroskopischen Ebene betrachtet werden (vgl. Kriz 2004). Diese Elemente sind unmittelbar miteinander vernetzt, beeinflussen sich gegenseitig und stehen in Wechselwirkung mit der inneren und äußeren Welt. Demnach kann das psychische System als ein offenes, komplexes, dynamisches System betrachtet werden (siehe oben Kapitel 2.7.1).

Bisherige Erfahrungen, Erwartungen, das derzeitige emotional-körperliche Befinden sowie sich daraus ergebene Bedürfnisse („interne Randbedingungen“) wirken auf die mikroskopische Ebene des psychischen Systems ein. Aus dem Zusammenwirken entsteht selbstorganisiert mittels eines Ordners eine relativ

stabile geordnete Wirklichkeit als „Attraktor“ auf der makroskopischen Ebene. Diese Ordnung bedingt wiederum die Wahrnehmungen, Kognitionen und Emotionen auf der mikroskopischen Ebene („Kreiskausalität“). Durch spontan auftretende Abweichungen („Fluktuationen“) von der erzeugten Ordnung, beispielsweise durch eine veränderte Wahrnehmung bzw. Sichtweise, durch neue Beschreibungen, Erklärungen, Schlussfolgerungen oder durch ein plötzlich gewandeltes emotionales-körperliches Erleben, kann sich auf der mikroskopischen Ebene ein Ordner herausbilden, der die bisher relativ stabile Ordnung auf der makroskopischen Ebene ins Schwanken bringt. Diese Abweichungen bzw. Fluktuationen können im Sinne von Gregory Bateson als Information bezeichnet werden (siehe oben Kapitel 2.4.3). Setzt sich dieser Ordner wie zum Beispiel eine andere Beschreibung oder Erklärung über wahrgenommene Wirklichkeit durch, bindet dieser weitere Kognitionen und Emotionen auf der mikroskopischen Ebenen in diese Prägung mit dem Ergebnis, dass sich durch eine kollektive Bewegungsform auf der makroskopischen Ebene sprunghaft eine neue Ordnung von Wirklichkeit herausbildet, die wiederum die vielfältigen Wahrnehmungs-, Gedanken-, Gefühls-, und Handlungsströmungen auf der mikroskopischen Ebene einbindet. Das dynamische Gleichgewicht zwischen psychischem System und Umfeld ist wiederhergestellt.

Wie lässt sich nun diese Ordnung bzw. der „Attraktor“ in psychischen Systemen genauer fassen? Im Folgenden wird bezogen auf psychische Systeme Ordnung bzw. „Attraktor“ durch das Phänomen der Konstruktion von Wirklichkeit und dabei insbesondere durch den Begriff des kognitiven Schemas nach Jean Piaget erschlossen.

2.8.1 Attraktor und Ordnung in psychischen Systemen

Selbstorganisierte Ordnungen in offenen dynamischen komplexen Systemen werden in der Synergetik allgemein als „Attraktoren“ beschrieben. Mit diesen Ordnungen ist eine starke Reduktion der Komplexität in dem jeweiligen System verbunden. Oder auf Menschen übertragen: Das Wahrnehmen, das kognitiv-emotionale und körperliche Erleben wird durch selbsterzeugte Ordnungen erheblich eingeschränkt bzw. auf bestimmte Wege gebahnt. Ordnung wird als

Ergebnis von Selbstorganisation verstanden: Sie entsteht („bottom-up) durch die Wechselwirkungen zwischen den Elementen auf der Mikroebene und beeinflusst (top-down) auf der Makroebene die weitere Systemdynamik im Sinne dieser Ordnung (siehe oben Kapitel 2.7.2).

Kriz bezeichnet Attraktoren auf kognitiver Ebene menschlicher Prozesse als „Sinn-Attraktoren“, die das gegenwärtige Erleben sinn- und bedeutungsvoll ordnen.

„Sinn-Attraktoren auf dieser Ebene betreffen vor allem die Ordnung, mit welcher wir die unglaubliche Komplexität der Sinneseindrücke im Lichte bisheriger Erfahrungen und gelernter Ordnungen reduzieren und uns damit die ‚Welt‘ verständlich machen“ (ebda. 2013, 108).

An anderer Stelle verdeutlicht Kriz das Konzept des „Sinn-Attraktors“ anhand eines Beispiels, das hier wörtlich wiedergegeben wird, da es für das weitere Verständnis aufschlussreich ist:

„Wenn man einem Menschen länger zuhört, so bedeutet ‚Verstehen‘ das Einordnen des Gehörten in das innere Bild, das man sich von dem Erzählten macht. Dieses Bild ist – bottom-up – selbst aus unzähligen Gesprächs- und Informationspartikeln im Laufe der Zeit entstanden und wirkt nun – top-down – im Prozess der selektiven Wahrnehmung und Sinnzuordnung wie ein Attraktor: Weitere Informationspartikel werden so verarbeitet und strukturiert, dass das Bild weiter komplettiert wird. Die Komplettierungsdynamik kann aber den Blick auf das Neue verstellen: Auch wenn alle Sätze, Situationen und Kommunikationen im Alltag hoch polysemantisch sind (also sehr viele Bedeutungen haben können), werden oft die Bedeutungsräume – und damit oft auch die Erlebens-, Verstehens- und Handlungsmöglichkeiten – durch Sinnattraktoren strukturiert und reduziert“ (ebda. 2014, 269).

In diesem Beispiel wird deutlich, dass durch wahrgenommene Impulse der gegebenen Umwelt innere sinnesbezogenen Vorstellungen ausgelöst werden, die einerseits die Bedeutung und den Sinn des Wahrgenommenen bestimmen sowie andererseits die weiteren Wahrnehmungen innerhalb dieses Bedeutungsrahmens zunehmend einbinden bzw. einpassen. Oder anders gesagt: Unterschiede in der Wahrnehmung bzw. Informationen werden – in der Regel nicht bewusst – nach selbst gesuchten Eigenschaften oder Kriterien bezogen auf die Passung zum Bedeutungsrahmen der derzeit herausgebildeten subjektiven Vorstellungen verwirklicht. So gesehen erfüllen die subjektiven Vorstellungen von Welt in einem kreisförmigen Verlauf sich selbst, während sie sich mehr und mehr festigen

und sich von den auslösenden äußeren Impulsen verselbstständigen. Insofern ist ein lebendes System mit den Worten von Maturana strukturdeterminiert und operational geschlossen und in diesem Sinne autonom (siehe oben Kapitel 2.5.2). Dabei können Vorstellungen als subjektive mehr oder weniger bewusste sinnesbezogene Repräsentationen der äußeren oder der inneren Welt verstanden werden, die sich aus der erfahrenen Interaktion mit der individuell gegebenen Umwelt herausbilden und sich bisher als passend bewährt haben und in der Sprache von Glasersfeld als „viabel“ erlebt werden (siehe oben Kapitel 2.3.4).

Sinn-Attraktoren gelten als *kognitive Ordnungen*, die sich als passend zur wahrgenommenen Erlebniswelt des Menschen stabilisieren, wobei weitere Informationen in diese sinn- und bedeutungsbildend eingefügt werden.

In diesem Zusammenhang bezeichnet Kriz Sinn-Attraktoren in Anlehnung an Piaget als kognitive Schemata. Dabei führt die „sinnbildende Kraft“ eines kognitiven Schemas dazu, dass der Mensch seine Erfahrungen auf bekannte und vertraute Aspekte zurückführt und dem so Verstandenen entsprechende Handlungsweisen folgen lässt, die sich bisher als erfolgreich erwiesen haben (vgl. ebda. 2013, 123).

Indessen entwickeln und stabilisieren sich kognitive Schemata nach Piaget in einem Gleichgewicht zwischen Assimilation und Akkommodation, dem sogenannten Äquilibrium (siehe oben Kapitel 2.3.5).

Mit anderen Worten: Gegenwärtig wahrgenommene Objekte oder Ereignisse aus der individuell gegebenen Umwelt werden in herausgebildete kognitive Schemata eingepasst, wodurch sie als sinn- und bedeutungsvoll in der subjektiv erlebten Wirklichkeit erscheinen. So können kognitive Schemata als Attraktoren oder als Ordnungsschemata verstanden werden, die die Bedeutung und den Sinn des gegenwärtig Wahrgenommenen bestimmen, wobei sie gleichzeitig die Vielschichtigkeit bzw. den Raum *denkbarer* Bedeutungen erheblich reduzieren. Die durch Sinn-Attraktoren erzeugte Bedeutungswirklichkeit erscheint dem Menschen in den Worten von Watzlawick als „Wirklichkeit zweiter Ordnung“ (siehe oben Kapitel 2.3.6).

Mit Akkommodation meint Kriz entsprechend Piaget die Anpassung kognitiver Schemata bzw. Ordnungen an Informationen aus der Erfahrungswelt. Akkommodation geschieht, wenn in das vorhandene kognitive Schema neue Informationen nicht einpasst werden können oder unerwünschte Auswirkungen aufgrund bestehender Bedeutungs- und Sinnzuschreibungen erlebt werden. Die Akkommodation wird im Rahmen der Synergetik als Ordnungs-Ordnungs-Übergang verstanden (vgl. ebda. 2013, 123 und siehe unten Kapitel 2.8.3). Oder in Anlehnung an Bateson: Akkommodation geschieht, wenn für den wahrnehmenden Organismus ein Unterschied zwischen kognitivem Schema und erlebter Wirklichkeit eine subjektiv relevante sensorische oder semantische Schwelle überschreitet (siehe oben Kapitel 2.4.3).

Auch Strunk/Schiepek beschreiben Attraktoren von psychischen Systemen in Anlehnung an Piaget als kognitive Schemata (vgl. ebda. 2006, 278, 2014, 98f.). Kognitive Schemata gelten als grundlegende Organisationseinheit psychischer Prozesse bzw. als übergreifende Bedeutungsmuster des Wahrnehmens, Erlebens und Verhaltens. „Metaphorisch kann man ein solches Schema als Attraktor bezeichnen“ (ebda. 2014, 99).

Dabei können die kognitiven Schemata eines Menschen seine Wahrnehmungen der äußeren oder inneren Welt dermaßen bestimmen, dass diese zu den bisherigen Schemata passen.

„Indem Schemata die Wahrnehmung organisieren, erzwingen sie zumindest tendenziell eine Wahrnehmung, die mit den beteiligten Schemata im Einklang steht“ (ebda. 2014, 99).

Nach Strunk/Schiepek erzeugt der Mensch kognitive Schemata auf der Basis selbstorganisierender Prozesse, die auch bei veränderten oder neuen Umweltbedingungen als relativ stabile Ordnungen erhalten bleiben oder sich bei erheblicher Unstimmigkeit mit aktuellen Erlebnissen verändern bzw. sich neuen Umweltgegebenheiten anpassen. Diese Vorgänge auf der kognitiven Ebene menschlicher Prozesse werden auch in Anlehnung an Piaget als Assimilation und Akkommodation bezeichnet.

„In diesem Sinne bemüht sich ein Individuum darum, neue Informationen in bereits vorhandene Schemata einzupassen, also zu *assimilieren*. Wenn jedoch

die Erfahrungen nicht an ein Schema assimiliert werden können, da sie den bisherigen Erfahrungen zu sehr widersprechen, ist eine *Akkommodation*, also eine grundlegende Veränderung oder Anpassung der Schemata nötig, wenn es dem Individuum weiterhin gelingen soll, sich mit seiner Umwelt sinnvoll, also im Sinne seiner Ziele und Bedürfnisse zu interagieren“ (Strunk/Schiepek. 2014, 100).

Hier zeigen Strunk/Schiepek eine weitere wesentliche Entsprechung zwischen den Begriffen „Attraktor“ und „kognitives Schema“ auf. Beiden wird eine Bewegung zwischen Stabilisierung und Veränderung zugeschrieben, wobei sie sich in einem Fließgleichgewicht bzw. Äquilibrium befinden (siehe oben Kapitel 2.3.5).

An dieser Stelle sei noch einmal mehr betont, dass Attraktoren einerseits als relativ stabiles geordnetes dynamisches Muster (Ordnung) und andererseits in ihrer ordnenden Funktion (Ordner) verstanden werden.

„[...] ist mit dem Begriff des Attraktors ein dynamisches Muster, also eine geordnete dynamische Struktur gemeint, die ein System geneigt ist auch gegen äußere Widerstände einzunehmen. In diesem Sinne ist Attraktor tatsächlich ein Ordner, da er das System nach Verstörungen immer wieder in das attraktive Muster zurückzuführen versucht. Ein Attraktor zeichnet sich also durch zwei Merkmale aus, zum einen durch eine geordnete dynamische Struktur und zum anderen durch eine Resistenz gegenüber Störungen“ (Strunk/Schiepek 2014, 101).

Demnach gilt für die kognitive Ebene menschlicher Prozesse das kognitive Schema als relativ stabiles dynamisches Muster und in dieser Form als Ordnung, wobei die Assimilation als ordnende Funktion und in dieser Weise als Ordner aktiv auf die sinnesbezogenen Wahrnehmung einwirkt. Durch Assimilation werden Störungen in der Art von Abweichungen oder Unterschieden zwischen kognitivem Schema und Wahrnehmungen in der Erlebniswelt durch Einbindung der Information in das kognitive Schema ausgeglichen.

Auch Kriz weist ausdrücklich auf die Unterscheidung zwischen Ordnung und Ordner als zwei verschiedene grundlegende Aspekte kognitiver Schemata im Verständnis der Synergetik hin.

„„Schema“ wird nämlich zum einen im Sinne von ordnenden Kräften verstanden, meint also die Operatoren, attrahierenden Kräfte oder das Feld – kurz: die Ordner. Zum anderen aber wird ‚Schema‘ auf die dabei entstandene Ordnung bezogen – also auf den Attraktor“ (Kriz 2004, 39).

Aus dem bisher Gesagten kann der Begriff Attraktor als kognitives Schema wie folgt zusammengefasst werden: Kognitive Schemata werden auf der kognitiven Ebene menschlicher Prozesse als relativ stabile sinn- und bedeutungsvolle subjektive Ordnungen von der wahrgenommenen Welt begriffen. Einerseits bilden sich kognitive Schemata als subjektive Repräsentation von Objekten und Ereignissen aus der Interaktion mit der individuell gegebenen Umwelt vermittelt über sinnesbezogene Wahrnehmungen geschichtlich heraus. Andererseits ordnen kognitive Schemata die derzeit erlebte Wirklichkeit sinn- und bedeutungsvoll. Diese Ordner werden als „Operatoren“ bzw. „Kräfte“ bezeichnet, die die Ordnung erzeugen. Dabei wird aus den gegenwärtigen sinnesbezogenen Wahrnehmungen der Erlebniswelt augenblicklich ein kognitives Schema selbstorganisiert hervorgebracht, das wiederum den Sinn und die Bedeutung wahrgenommener Objekte und Ereignisse bestimmt und somit das kognitiv-emotionale und körperliche Erleben sowie die weiteren Wahrnehmungen. Oder anders gesagt: Durch das kognitive Schema als Sinn-Attraktor wird die Komplexität kognitiv-emotionaler und körperlicher Prozesse erheblich reduziert und in eine subjektiv erlebte Wirklichkeit geordnet, die für den Menschen als bedeutungs- und sinnvoll sowie als übersichtlich und stimmig erscheint. Das Einpassen bzw. Einbinden wahrgenommener Objekte oder Ereignisse in das hervorgebrachte kognitive Schema geschieht durch Assimilation, wodurch eine relativ stabile subjektive Übereinstimmung zwischen Wahrnehmung und Bedeutung erhalten bleibt und das Schema bzw. der Sinn-Attraktor sich mehr und mehr als passend und „viabel“ verfestigt. Demnach wirken ordnende Kräfte in psychischen Systemen bis hierhin zumindest auf zwei Ebenen: einerseits als Einpassung wahrgenommener Objekte und Ereignisse in das hervorgebrachte kognitive Schema und in der Weise als stabilisierender Mechanismus der bestehenden Ordnung, wobei andererseits das kognitive Schema als Ordner den Sinn und die Bedeutung einer vielschichtigen mehrdeutigen Wahrnehmungswelt bestimmt.

Insgesamt leitet das hervorgebrachte kognitive Schema die subjektive Sichtweise auf die wahrnehmbaren Objekte oder Ereignisse zum Beispiel durch bestimmte Annahmen oder Überzeugungen, die sich aus den individuellen Erfahrungen herausgebildet haben. Diese Sichtweise bzw. Betrachtungsweise auf die gegebene Umwelt führt eher dazu, dass die wahrnehmbaren Inhalte in der Weise und Form

eingesehen werden, um das bestehende kognitive Schema als passend zu sehen und zu erleben. Mit anderen Worten: Die aus dem hervorgebrachten kognitiven Schema geleitete Sichtweise ordnet die Wahrnehmungen in der Weise und in die Form, sodass diese in die bestehende kognitive Ordnung sinn- und bedeutungsvoll eingepasst bzw. assimiliert werden.

Bei den Ausführungen über den Begriff „kognitives Schema“ in Anlehnung an Piaget werden auch Parallelen zum Begriff „kognitive Struktur“ bzw. „kognitives Konstrukt“ bei Ernst von Glasersfeld offensichtlich, auf die zumindest er selbst mehrfach ausdrücklich hinweist (zum Beispiel Glasersfeld 1994, 1997, 2013 und siehe oben Kapitel 2.3.4).

Dementsprechend könnten auch die kognitiven Konstrukte eines Menschen als „Attraktor“ bezeichnet werden, die als Ordnung nach den Prinzipien der Selbstorganisation erzeugt und aufrechterhalten werden. Das Phänomen der Selbstorganisation auf kognitiver Ebene menschlicher Prozesse kann im Rahmen konstruktivistischer Ansätze insbesondere durch die Wechselwirkung zwischen kognitivem Konstrukt von Wirklichkeit und Wahrnehmung von Wirklichkeit veranschaulicht werden. Nach den Ansätzen von Glasersfeld und Watzlawick besteht bei Menschen generell die Möglichkeit, dass das kognitive Konstrukt von Wirklichkeit von der Wirklichkeit abweicht, wie sie von dem Menschen derzeit sinnesbezogen in seiner Erlebniswelt erfahren wird (siehe oben Kapitel 2.3.4 und Kapitel 2.4.1). Wie überwinden Menschen vor dem Hintergrund des Konstruktivismus den Umstand, dass Erlebnisse nicht zum vorhandenen Konstrukt von Wirklichkeit passen?

Zum Beispiel können nach Watzlawick Abweichungen zwischen dem subjektiven Modell von Wirklichkeit und den Erfahrungen von Wirklichkeit durch „Verzerrungen“⁶¹ in der Wahrnehmung ausgeglichen werden (vgl. ebda. 1991a,

⁶¹ Das Phänomen der Verzerrung in der interpersonellen Wahrnehmung wurde von dem britischen Psychiater Ronald D. Laing bereits in 1970er-Jahren ausführlich beschrieben (vgl. Laing/Phillipson/Lee 1971). Ein Mechanismus der Verzerrung ist beispielsweise die Projektion, die als Form des Einwirkens auf die eigene Erfahrung verstanden wird. „Projektion bezieht sich auf einen Modus des Erfahrens eines anderen, indem man seine Außenwelt vom Standpunkt seiner Innenwelt erfährt. Anders ausgedrückt: Man erfährt die Wahrnehmungswelt mittels seiner Phantasiewelt, ohne gewahr zu werden, dass

91–109). Das Modell von Wirklichkeit steuert die Sichtweise und somit die Wahrnehmungen, um die Erfahrungen von Wirklichkeit mit dem Modell in Übereinstimmung zu bringen. Mit den Worten der Synergetik: Das subjektive Modell von Wirklichkeit bestimmt als Ordner die Wahrnehmungen und die Erfahrungen eines Menschen und in der Weise seine aktuelle Erlebniswelt. So gesehen kann das subjektive Modell von Wirklichkeit als „Attraktor“ begriffen werden, der sich auf der makroskopischen Ebene herausbildet und die „Erlebnisse“ auf der mikroskopischen Ebene ordnet.

Die Wahrnehmungen werden gefiltert und verzerrt, um eine Passung zwischen dem kognitiven Konstrukt und der Erlebniswelt zu erzeugen. Oder im Sinne von Piaget: Die Wahrnehmungen werden in das vorhandene kognitive Schema assimiliert. Es handelt sich um einen kreisförmigen sich selbst aufrechterhaltenden Verlauf: Das Modell von Wirklichkeit bestimmt die Wahrnehmungen von Wirklichkeit und diese bestätigen wiederum das Modell. Die verzerrten Wahrnehmungen eröffnen dem Menschen keine Möglichkeit, Erfahrungen zu machen, die sein Modell von Wirklichkeit hinterfragen und somit eine Veränderung einleiten könnten. Die Wahrnehmungen und Erfahrungen beziehen sich auf das eigene Modell, auf sich selbst und sind in dem Sinne selbstreferenziell. In diesem Fall bleibt das eingeschränkte Modell konsistent, es erfüllt sich ständig selbst. Eine grundlegende Veränderung bzw. Anpassung des subjektiven Modells ausgelöst durch widersprechende Erfahrungen in der Erlebniswelt würde der Akkommodation im Sinne von Piaget entsprechen.

Attraktoren als Sinn-Attraktoren, kognitive Schemata oder kognitive Konstrukte gelten als relativ stabile Ordnungen auf der kognitiven Ebene menschlicher Prozesse, die den Sinn und die Bedeutung wahrgenommener Objekte und Ereignisse bestimmen. Schiepek/Eckert/Kravanja (2013) beschreiben darüber hinaus den Begriff „Attraktor“ für psychische Systeme in dem Zusammenwirken zwischen Kognition, Emotion und Verhalten. Sie sehen die Emotionen

man das tut. [...]. Reine Projektion teilt uns nichts über den anderen mit“ (ebda. 1971, 29). So gesehen wird bei der Projektion die Wahrnehmung der äußeren Welt durch das innere Modell des Menschen bzw. durch seine Vorstellungswelt bestimmt. Das Ergebnis der Projektion ist dementsprechend eine subjektive Konstruktion von Wirklichkeit.

unmittelbar mit den Kognitionen und somit mit dem Verhalten eines Menschen verwoben. Aus dieser unmittelbaren Wechselwirkung ergeben sich die sogenannten Kognitions-Emotions-Verhaltensmuster (KEV-Muster). Diese KEV-Muster gelten als aus diesen Elementen bestehende integrierte Gestalten (vgl. ebda. 2013, 26f.). Somit ergeben sich die KEV-Muster aus den Wechselwirkungen der Kognitionen, Emotionen und Verhaltensweisen eines Menschen als relativ stabile Ordnung bzw. als Attraktor.

Das von Schiepek/Strunk/Kravanja beschriebene KEV-Muster beinhaltet eine hohe Übereinstimmung mit dem Phänomen der subjektiv erlebten Wirklichkeit, das hier als gegenwärtiges kognitiv-emotionales und körperliches Erleben beschrieben wird (siehe oben Kapitel 2.4.5). So gesehen bildet sich das gegenwärtige Erleben bzw. die subjektiv erlebte Wirklichkeit aus dem Zusammenwirken von Sinnesempfindungen, Kognitionen, Emotionen und körperlichen Reaktionen als relativ stabile „Gestalt“ bzw. als Attraktor heraus.

Generell ist eine weitere Besonderheit des Attraktors, dass das geordnete Muster auf der makroskopischen Ebene Qualitäten aufweist, die durch die jeweiligen Einzelemente auf der mikroskopischen Ebene nicht realisiert werden können (Haken 1981).

Auch Gestaltpsychologen haben anhand zahlreicher Beispiele und Experimente aufgezeigt, wie Menschen aus sichtbaren einzelnen ungeordneten Elementen ganze geordnete Figuren bzw. Gestalten wahrnehmen, indem sie die Einzelemente in Beziehung zueinander setzen und diesem Gebilde eine eigene Ordnung bzw. bekannte Figur auflegen (zum Beispiel Metzger 2001/1940).

Dabei ist es nicht immer eindeutig, welches geordnete Muster Menschen in der sichtbaren unstrukturierten Anordnung von Elementen erkennen. Menschen können ganz verschiedene Gestalten bzw. Ordnungen in der Welt wahrnehmen bzw. konstruieren. Mit anderen Worten: Die Welt wird nicht von allen Menschen eindeutig und feststehend gleich wahrgenommen, sondern individuell unterschiedlich sowie veränderbar und in dem Sinne mehrdeutig.

Demnach können schon auf der Ebene der Wahrnehmung die Objekte und Ereignisse als sinnesbezogene „Ordnungen“ bzw. als „ganze Gestalten“ betrachtet

werden, die aus einzelnen Elementen der unzähligen und unüberschaubaren Sinnesempfindungen spontan selbstregulierend herausgebildet werden. Diese vom Menschen geschaffene Ordnung weist eine eigene Qualität auf, die sich erst aus dem „Ordnen“ der Einzelelemente ergibt. So gesehen bilden sich auch auf der Ebene der Wahrnehmung Attraktoren als relativ stabile dynamische Muster heraus, die wiederum die weiteren Sinnesempfindungen in ihrer Komplexität ordnen.

Haken hat selbst das Phänomen der Wahrnehmung und Mustererkennung auf der Grundlage der Synergetik ausführlich untersucht (Haken/Krell 1994).

Somit sind zumindest auf drei Ebenen des psychischen Systems Attraktoren beschrieben, die bei der subjektiven Konstruktion von Wirklichkeit Ordnungen bilden und ordnend wirken: auf der Ebene der Wahrnehmung, der Bedeutung und der erlebten Wirklichkeit. Hier zeigt sich auf den ersten Blick eine Entsprechung zu den kognitiven Ebenen bei Ludewig in Anlehnung an Maturana, die jeweils als autopoietische Systeme betrachtet werden: die physische, die psychische und die sprachliche Ebene (siehe oben Kapitel 2.6.4).

Darüber hinaus nehmen Schiepek/Eckert/Kravanja an, dass sich während der individuellen Geschichte eines Menschen im psychischen System bestimmte Muster wie zum Beispiel Wahrnehmungen, Gedanken, Vorstellungen (Kognitionen) sowie das damit verbundene emotionale Erleben (Emotionen) verfestigen. Folglich werden einmal entstandene Ordnungen leichter wiederhergestellt, wenngleich diese nicht vollkommen identisch sein können (vgl. ebda. 2013, 35).

Mit anderen Worten: Wahrnehmungen, kognitive Schemata oder erlebte Wirklichkeiten eines Menschen stabilisieren sich mit der Zeit als Attraktoren und werden dementsprechend weniger empfänglich für Störungen bzw. wahrnehmbare Unterschiede aus der gegebenen Umwelt. Somit würde die Schwelle wahrnehmbarer Unterschiede zwischen subjektiver Konstruktion von Wirklichkeit und derzeitige Erlebniswelt für den entsprechenden Menschen zunehmend höher. Der Mensch würde mit der Zeit mehr und mehr in seiner Welt verhaftet bleiben.

Hier stellt sich die Frage: Durch welche Einflüsse wandeln sich in psychischen Systemen kognitive Schemata bzw. Wirklichkeitskonstruktionen? Im Folgenden wird diese Frage vor dem Hintergrund des Begriffs des „Kontrollparameters“ genauer betrachtet.

2.8.2 Kontrollparameter in psychischen Systeme

Für die Vertreter der Synergetik ist die Annahme von zentraler Bedeutung, dass in offenen Systemen sogenannte Kontrollparameter wirken: Kontrollparameter sind der wesentliche Wirkmechanismus in offenen dynamischen komplexen Systemen, die die vorhandene Ordnung aufrechterhalten bzw. stabilisieren und durch dessen Änderung ein anderer Ordnungszustand möglich wird. Die Kontrollparameter sind folglich die Parameter in psychischen Systemen, die eigentlich durch ihr Wirken das relativ stabile Systemgleichgewicht des Menschen aufrechterhalten und verändern können. Dementsprechend halten Kontrollparameter das kognitive Schema bzw. die Wirklichkeitskonstruktion eines Menschen in seiner relativen Stabilität aufrecht, wobei durch Änderung der Parameter gerade diese Stabilität ins Schwanken gerät und eine Neukonstruktion von Wirklichkeit ermöglicht wird. Durch die Annahme des Vorhandenseins von Kontrollparametern in psychischen Systemen scheint zumindest theoretisch ein konkreter Zugang für die Veränderung kognitiver Schemata bzw. Wirklichkeitskonstruktionen erschlossen zu sein.

Was sind nun die „Kontrollparameter“ in psychischen Systemen, die die Konstruktion von Wirklichkeit eines Menschen bewirken und wo befinden sich diese?

Für die Vertreter der Synergetik befinden sich die Kontrollparameter im Inneren des Menschen und können nicht eindeutig bestimmt, sondern nur allgemein vermutet werden. Die äußeren und inneren Bedingungen oder Einflüsse haben, wenn sie überhaupt wahrgenommen werden, nur eine indirekte unvorhersehbare Wirkung auf den Menschen. Bei psychischen Systemen lässt sich der Kontrollparameter nicht einfach abgrenzen oder in der äußeren Umwelt verorten, wie zum Beispiel bei physikalischen oder chemischen Experimenten (vgl. Schiepek/Eckert/Kravanja 2013, 35, Strunk/Schiepek 2006, 293).

Demnach besteht der wesentliche Unterschied zu physikalischen und chemischen Systemen darin, dass beim Menschen die Kontrollparameter im Inneren des Organismus gebildet und aufrechterhalten werden. Die Kontrollparameter werden vom psychischen System selbst erzeugt. Mit anderen Worten: Der Mensch wird nicht von außen gesteuert, sondern reguliert sich selbst und ist entsprechend der Autopoiese ausschließlich durch seine eigene Struktur bestimmt und in diesem Sinne autonom (siehe oben Kapitel 2.5.2). Hier kann auf die Annahme zurückgegriffen werden, dass Veränderungen in psychischen Systemen durch Informationen ausgelöst werden, die nach Gregory Bateson für den wahrnehmenden Organismus als Unterschiede gelten und von diesem selbst herausgebildet werden (siehe oben Kapitel 2.4.3).

Zum Beispiel werden sensorische Reize aus der äußeren Umwelt, aber auch Körperempfindungen aus dem Inneren des Organismus vom Menschen selbst aufgrund seiner Vorerfahrungen, Annahmen, Erwartungen („Systemgeschichte“) und seines aktuellen emotional-körperlichen Befindens („Randbedingungen“) als Information wahrgenommen oder gar ignoriert. Die Bedeutung und der Sinn von Information werden letztendlich immer vom Menschen durch seine Struktur bzw. durch seine kognitiven Schemata selbst erzeugt. Oder in Anbetracht der Autopoiese: Lebende Systeme sind struktur- bzw. zustandsdeterminiert (siehe oben Kapitel 2.5.2).

Demnach verarbeitet der Mensch die äußere und innere Welt bedingt durch seine derzeitige gegebenen Struktur bzw. seinen aktuellen Zustand, woraus sich eine relativ stabile Ordnung von Wirklichkeit ergibt. Währenddessen wirken insbesondere Parameter im psychischen System, die den aktuellen Zustand in höherem Maße beeinflussen bzw. stabilisieren. Die Frage ist, welche Parameter im Menschen die Wahrnehmung und das Erleben am Wirksamsten beeinflussen und aufrechterhalten. Ein entscheidender Parameter könnte das aktuelle emotional-körperliche Befinden eines Menschen sein: Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob ein Mensch sich verärgert, verängstigt oder verliebt fühlt, krank oder gesund ist, körperliche Beschwerden hat oder sich körperlich wohl und kräftig fühlt. Die jeweilige emotional-körperliche Grundstimmung färbt die Wahrnehmung und das Erleben der äußeren und inneren Welt des Menschen

erheblich ein und in dem Sinne seine derzeit erlebte Wirklichkeit. So gesehen könnte die emotionale-körperliche Befindlichkeit des Menschen als Kontrollparameter bezeichnet werden, die von außen nicht unmittelbar wahrnehmbar ist und sich nicht direkt beeinflussen lässt.

Der Schweizer Psychiater Luc Ciompi (1997) hat ausführlich die Wechselwirkungen zwischen Emotionen, Kognitionen und Verhalten auch vor dem Hintergrund chaostheoretischer Ansätze wie der Synergetik untersucht und den Begriff der „Affektlogik“ eingeführt.

Für Ciompi ist der aktuell vorherrschende Affekt bzw. die aktuelle „psycho-physische Gestimmtheit“ oder „psycho-physische Befindlichkeit“⁶² einer der wichtigsten Parameter, der das Wahrnehmen, Denken und somit die Kognition⁶³ sowie das Verhalten eines Menschen bestimmt (vgl. ebda. 1997).

Zusammengefasst ist der aktuelle emotional-körperliche-Zustand bzw. die psycho-physische Befindlichkeit eines Menschen wesentlich dafür, welche Bedeutung Information für diesen Menschen erhält bzw. ob diese überhaupt wahrgenommen wird.

⁶² Nach Luc Ciompi wird in der Literatur für „Gefühle“, „Emotionen“, „Stimmungen“, „Launen“, oder „Gemütsbewegungen“ der Begriff „Affekt“ verwendet (vgl. ebda. 1997, 62ff.). Ciompi definiert Affekt als „eine von inneren oder äußern Reizen ausgelöste, ganzheitliche psycho-physische Gestimmtheit von unterschiedlicher Qualität, Dauer und Bewusstheitsnähe“ (ebda 1997, 67). In der Philosophie wird Gefühl bzw. Emotion als subjektive Befindlichkeit, ein Bewegtsein der Seele in sich selbst beschrieben. Bei akuten und intensiveren Gefühlswogen wird von Affekt gesprochen, bei gleichartig andauernder Gefühlsbefindlichkeit von Stimmung (vgl. Brugger 1976, 119). In der vorliegenden Arbeit wird der Begriff „psycho-physische Gestimmtheit“ oder „psycho-physische Befindlichkeit“ für den aktuell subjektiv empfundenen emotionalen-körperlichen Zustand eines Menschen verwendet.

⁶³ Nach Ciompi führt der Begriff „Kognition“ zu Konfusion, da dieser allumfassend und nicht klar definiert wird (vgl. ebda. 1997, 70f.). In der Literatur umfasst der Begriff Kognition das Spektrum von der einfachsten Wahrnehmung bis zu komplexen Denkprozessen. Ciompi definiert Kognition als „das Erfassen und weitere neuronale Verarbeiten von sensorischen Unterschieden und Gemeinsamkeiten beziehungsweise von Varianzen und Invarianzen“ (ebda. 1997, 72).

Nach Ciompi selektiert und verarbeitet der Mensch Impulse der äußeren und inneren Welt je nachdem, aus welcher psycho-physischen Grundstimmung er diese wahrnimmt.

„Kognitive Informationen haben immer eine affektive Einfärbung. Bestimmte Informationen können nur in bestimmten Stimmungen aufgenommen werden. Stimmungskonforme Informationen werden am leichtesten, stimmungsdifferente am schwersten aufgenommen. Ob Kognitionen zur Information im wörtlichen Sinn werden (in die Fühl-, Denk-, und Verhaltenssysteme des Empfängers eingebaut werden) oder nicht, hängt nicht in erster Linie von ihrem kognitiven Inhalt, sondern von ihren affektiven Konnotationen sowie den affektiv-kognitiven Strukturen des Empfängers selbst ab“ (Ciompi 1997, 301).

Demnach ist die psycho-physische Befindlichkeit eines Menschen ein wesentlicher Faktor bzw. Kontrollparameter für die Veränderung subjektiver Wirklichkeitskonstrukte.

„Umfassende Veränderungen des Denkens und Verhaltens erfolgen in erster Linie aufgrund von globalen affektiven Umstimmungen mit kritischer Veränderung bedeutsamer Kontrollparameter. Einer der wichtigsten dieser Kontrollparameter scheint die allgemeine affektive Spannung zu sein“ (ebda. 1997, 302f.).

Dem Menschen ist es womöglich nicht bewusst, durch welche inneren Parameter sein derzeitiger Zustand bestimmt wird bzw. durch welche inneren Vorgänge seine derzeitige Wahrnehmung, sein Denken und Erleben erzeugt wird. Menschen können durch emotional-körperliches Befinden in ihrem Denken und Verhalten beeinflusst sein, ohne dass sie dieses Befinden bewusst wahrnehmen. Zum Beispiel kann Stresserleben als Kontrollparameter die Wahrnehmung, das Denken und das Verhalten eines Menschen beeinflussen und aufrechterhalten, ohne dass er sich dessen bewusst ist. Jedenfalls scheint es erforderlich zu sein, die psycho-physische Grundstimmung des Klienten als wesentlichen Wirkparameter im psychischen System für Erzeugung und Aufrechterhaltung von kognitiven Schemata bzw. von Wirklichkeitskonstruktionen mit einzubeziehen.

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass auch Maturana menschlichen Emotionen bei der „Konversation“ wesentlichen Einfluss beimisst. Dabei versteht er unter Konversation die „Verflechtung von Sprachlichkeit und Emotionalität“ (vgl. ebda. 1994, 121). Da laut Maturana mit „Sprachlichkeit“ als Ausdrucksform

im Grunde Verhalten gemeint ist (siehe oben Kapitel 2.5.3), sind Verhalten und Emotionen eng miteinander verwoben.

„Zugleich mit den Wechselbädern der Gefühle versteht man die Wirren der Konversation, die ja stets Emotionalität einschließt. Insofern offenbart sie uns die emotionalen Grundlagen des Handelns und lässt sogar erkennen, dass allein Gefühle über den Sinn und die Bedeutung von Taten entscheiden. Eine Berührung kann zärtlich oder aggressiv sein – je nachdem, in welcher Stimmung sie vollführt und empfangen wird“ (ebda. 1994, 130).

Dementsprechend bestimmt die derzeitige „Stimmung“ bzw. „emotional-körperliche Grundstimmung“ eines Menschen, wie „Taten“ bzw. die äußere Welt empfangen bzw. wahrgenommen und welche Bedeutung ihr gegeben wird. So gesehen ist der Mensch in seiner Wahrnehmung, in seinem Denken und Verhalten entscheidend durch seine Emotionen struktur- bzw. zustandsdeterminiert.

„Grundsätzlich ist alles menschliche Tun wunschgeleitet, das heißt emotional“ (ebda, 1994, 176).

Auch Strunk/Schiepek gehen davon aus, dass Kontrollparameter in psychischen Systemen nicht auf der Verhaltensebene, sondern vielmehr auf der emotionalen, motivationalen und bewertende Ebene zu verorten sind, die nicht direkt durch äußere Impulse beeinflussbar sind (vgl. ebda. 2014, 103). Allgemein werden Kontrollparameter als Parameter verstanden, die offene komplexe Systeme umfassend energetisieren, an- oder abregen, wobei in psychischen Systemen am ehesten Emotionen diese Funktion erfüllen. Emotionen „energetisieren, kanalisieren und beeinflussen das Systemverhalten [...], gerade so, wie es Kontrollparameter in nichtlinearen dynamischen Systemen tun“ (Strunk/Schiepek 2006, 293).

Aus dem bisher Gesagten in diesem Kapitel und oben in Kapitel 2.7.2 können zwischen der aktuellen psycho-physischen Grundstimmung eines Menschen als Kontrollparameter und dem kognitiven Schemata als Attraktor folgende Zusammenhänge hergeleitet werden: Die aktuelle psycho-physische Grundstimmung eines Menschen beeinflusst in dem Maße die kognitiven Vorgänge, dass diese Grundstimmung als Kontrollparameter auf die Verarbeitung von sinnesbezogenen Empfindungen zu wahrgenommener Information wirkt: Je nach emotional-körperlicher Befindlichkeit wird die Vielzahl von

Sinnesempfindungen selektiert, verzerrt und emotional eingefärbt und erst in dieser Weise als wahrnehmbare Information herausgeformt. Aus diesem emotional-körperlichen Erleben und Wahrnehmen bilden sich augenblicklich entsprechende kognitive Schemata als Sinn-Attraktoren heraus, die wiederum die Bedeutung und den Sinn der wahrgenommenen Information und infolgedessen die weiteren Emotionen, Körperreaktionen, Kognitionen und somit die Wahrnehmungen bestimmen. Wobei insgesamt die subjektive Wirklichkeitskonstruktion in ihrem relativ stabilen dynamischen Gleichgewicht insbesondere durch die derzeitige psycho-physische Grundstimmung gehalten würde.

Dabei sei noch einmal die Annahme betont, dass in psychischen Systemen die Kontrollparameter nicht eindeutig abgrenzbar bzw. beschreibbar sind wie bei physikalischen oder chemischen Prozessen. Zugleich können in den komplexen bzw. vielschichtigen psychischen Systemen die Ordnungsparameter auf der makroskopischen Ebene eines Subsystems auch als Kontrollparameter für Subsysteme auf einer höheren hierarchischen Ebene wirken (vgl. Schiepek/Eckert/Kravanja 2013, 36f.). Wodurch die Abgrenzung zwischen Ordnungsparametern und Kontrollparametern überhaupt sich als unklar erweist und generell durch den Beobachter des Systems bestimmt zu sein scheint.

Letztendlich kann sich ein Mensch hinsichtlich komplexer Systeme nie sicher sein, „die ‚richtigen‘ oder ‚relevanten‘ Kontrollparameter identifiziert oder beeinflusst zu haben“ (Strunk/Schiepek 2014, 98).

Bei alledem lässt sich ein psychisches System auch dann nicht direkt steuern, wenn ein direkter Zugang zu den Kontrollparametern erschlossen sein würde. Im Übergang von einer Ordnung zu einer anderen wirken weitere selbstorganisierende Prozesse, die eine Steuerung oder Vorhersage gänzlich ausschließen (vgl. Strunk/Schiepek 2014, 92).

Im Folgenden wird unter dem Begriff „Ordnungsübergänge“ genauer betrachtet, wie psychische Systeme sich in ihrem Ordnungszustand wandeln bzw. wie durch eine andere Sichtweise eine bestehende Ansicht in den Hintergrund geraten kann.

2.8.3 Ordnungsübergänge in psychischen Systemen

Wie oben im Kapitel 2.7.4 beschrieben, bewegen sich selbstorganisierende Systeme durch Änderung der Kontrollparameter in einen labilen Zustand, da das relativ stabile dynamische Gleichgewicht und hiermit die bisherige Ordnung ins Schwanken geraten. Offene dynamische komplexe Systeme verändern ausgelöst durch Fluktuationen spontan ihre Ordnungszustände bzw. wechseln von einem geordneten Muster in ein anderes. Die Frage ist: Wie lässt sich dieser Übergang von einer Ordnung in eine andere bei psychischen Systemen beschreiben?

Vertreter der Synergetik sprechen in psychischen Systemen statt von Phasenübergängen auch mit einem etwas weiteren oder „schwächeren“ Begriffsverständnis von „Ordnungs-Ordnungs-Übergängen“ oder einfacher von „Ordnungsübergängen“. Der Begriff „Ordnungsübergänge“ soll dem Verständnis entsprechen, dass Veränderungen in psychischen Systemen nicht immer so ausgeprägt sind und nicht so eindeutig von bestimmten äußeren Bedingungen ausgelöst werden wie in physikalischen oder chemischen Systemen zu beobachten ist (vgl. Schiepek/Eckert/Kravanja 2013, 34).

Insoweit werden Veränderungen in psychischen Systemen allgemein als Ordnungsübergänge beschrieben. Dabei ist die „Gestalt“ der spontan entstandenen neuen Ordnung nicht vorhersehbar. Veränderungen in psychischen Systemen können nur angeregt, nicht aber gezielt instruiert werden (vgl. Strunk/Schiepek 2014, 85ff.).

Die Bewegung aus einem bisher relativ stabilen Attraktor kann sich durch schnelle Verhaltens- und Stimmungswechsel zeigen, die als „konstruktive Destabilisierung“ des psychischen Systems gedeutet werden. Und auch der Übergang in einen neuen Attraktor wird häufig durch Emotionen wie Ängste und Unsicherheiten begleitet (vgl. ebda. 2014, 105f.).

Nach Kriz sind Ordnungsübergänge in psychischen Systemen durch „bedrohliche Instabilität“ gekennzeichnet. Instabilität ist gegeben, weil mit der Bewegung aus dem Attraktor, der die Komplexität bisher reduziert hat, die Komplexität im Übergang zu einem neuen Attraktor rasant anwächst. In diesem Übergang lässt der Mensch von bisher stabilen Deutungen und Lösungen los, um sich überhaupt

für neue Denk- und Sichtweisen öffnen zu können. Im Zuge dessen vergrößert sich plötzlich der Raum an möglichen Deutungen, Bewertungen und damit verbundenen Lösungen, die vorerst in ihrer Gesamtheit bloß wahrgenommen werden. Durch konkretes Erproben von Bedeutungen und Lösungen geht ein neuer Sinn-Attraktor als relativ stabile dynamische Ordnung hervor, der zu den Umweltbedingungen als passend erlebt wird (vgl. ebda. 2013, 125f).

Mit anderen Worten: Ordnungsübergänge in psychischen Systemen sind Übergänge von einem bisher stabilen Sinn-Attraktor, der nicht mehr zu den wahrgenommenen Objekten und Ereignissen der individuell gegebenen Umwelt als passend erlebt wird, zu einem, der sich als passender bzw. „viabel“ erweist und Lösungen anderer Art ermöglicht. So gesehen können Ordnungsübergänge in psychischen Systemen als Akkommodation im Sinne von Piaget bezeichnet werden: Als Anpassung von kognitiven Schemata bzw. der kognitiven Struktur an wahrgenommene Objekte und Ereignisse in der Erlebniswelt (siehe oben Kapitel 2.3.5).

Gerade in der Phase des Übergangs, in welchem noch kein neuer Sinn-Attraktor hervorgebracht wurde, fühlen sich die Menschen verunsichert und verwirrt, da einerseits eine relative stabile bedeutungsvolle Sichtweise von der gegebenen Umwelt verloren geht und andererseits die Anzahl möglicher Bedeutungen sich erheblich erhöht, wobei ein passendes kognitives Schema sich noch nicht herausgebildet hat. Die Welt erscheint plötzlich als vielschichtig und mehrdeutig und nicht mehr als geordnet und eindeutig.

Dementsprechend können Veränderungen von kognitiven Schemata bzw. Wirklichkeitskonstruktionen als Ordnungsübergänge beschrieben werden, in welchen spontan ein Wandel von der bisherigen Ordnung von Wirklichkeit in eine andere geschieht. Dieser Wandel kann durch Abweichungen bzw. „Fluktuationen“ in der gegenwärtig erlebten Wirklichkeit zur bisherigen Wirklichkeitskonstruktion ausgelöst werden und in dem Sinne durch Information: durch die vom wahrnehmenden Organismus erkannten Unterschiede bzw. Veränderungen oder Entwicklungen, die eine sensorische oder semantische Schwelle überschreiten (siehe oben Kapitel 2.4.3).

Nach Kriz können generell Interventionen als Perspektivänderung, Neubewertung und Hinterfragung des bisher „Selbstverständlichen“ oder als Ermöglichung von anderen Sichtweisen verstanden werden, die zu einer Anreicherung von Komplexität beim Menschen führen (vgl. ebda. 2013, 125).

So gesehen lösen wirksame Interventionen Ordnungsübergänge in psychischen Systemen aus, indem durch Information andere Sichtweisen über Objekte oder Ereignisse ermöglicht werden und in diesem Moment bisherige relativ stabile Annahmen oder Überzeugungen in der Erlebniswelt nicht mehr als passend oder als „selbstverständlich“ erscheinen. Plötzlich eröffnet sich die Welt in der Wahrnehmung als vielschichtiger und mehrdeutiger. Aus dieser Komplexität und der damit einhergehenden Instabilität bildet sich entweder eine neue kognitive Ordnung heraus, die die Welt in einem anderen Licht als sinn- und bedeutungsvoll erscheinen lässt, oder die bisherige Ordnung setzt sich wiederum als Sinn-Attraktor durch, was sich auch als mögliche Lösung ergeben kann (siehe oben Kapitel 2.7.4).

Nach Glasersfeld verändern sich subjektive Konstruktionen von Wirklichkeit, wenn Erfahrungen in der Erlebniswelt bzw. Informationen sich als unpassend zur derzeitigen kognitiven Struktur erweisen und folglich die Konstruktion nicht mehr als „viabel“ erscheint (siehe oben Kapitel 2.3.4). Oder in Worten der Synergetik: Der Ordner bzw. das kognitive Schema kann sich spontan wandeln, wenn durch erheblich abweichende Informationen auf der mikroskopischen Ebene ein neuer Ordner sich durchsetzt und ein an die Information angepasstes kognitives Schema auf der makroskopischen Ebene hervorbringt. In diesem Fall könnte auch die Akkommodation – das „Anpassen“ kognitiver Schemata an neue Informationen – als Ordner verstanden werden in der Weise, dass die vielfältigen Wahrnehmungs-, Gedanken-, Gefühls- und Handlungsströmungen auf der mikroskopischen zur Herausbildung eines angepassten kognitiven Schemas auf der makroskopischen Ebene bewegt und geordnet werden.

Offensichtlich liegen hier auch Parallelen zum Wandel zweiter Ordnung nach Watzlawick et al. vor (siehe oben 2.4.2). Wandel zweiter Ordnung wird als ein diskontinuierlicher Wechsel der Struktur verstanden, der durch Fluktuationen ausgelöst und durch positive Regelkreise verstärkt wird. Dieser Prozess wird als

„positive Rückkopplung“ bezeichnet, der zum Verlust der Stabilität oder des Gleichgewichts in Systemen führt. Wandel zweiter Ordnung bedeutet eine qualitative Veränderung des Systems. In dem Sinne kann ein Ordnungsübergang als Wandel zweiter Ordnung bezeichnet werden. Im Zuge dessen können sich Lösungen zweiter Ordnung ergeben. Lösungen, die sich aus der Veränderung der subjektiven „Prämissen“ bzw. Annahmen, Überzeugungen oder Vorstellungen von der Wirklichkeit erschließen (siehe oben Kapitel 2.4.1). Oder mit anderen Worten: Eine Lösung, die sich aus einem anderen kognitiven Schema bzw. Sinn-Attraktor ergibt, der den wahrgenommenen Objekten und Ereignissen eine andere Bedeutung beimsst. In diesem Zusammenhang liegen nun auch Parallelen zur Umdeutung als Intervention auf der Hand, die als Veränderung von subjektiven Bedeutungsrahmen bzw. Deutungsmuster von wahrgenommenen Sachverhalten beschrieben wird (siehe oben Kapitel 2.4.4). Insoweit kann Umdeutung als Perspektivwechsel bzw. als Veränderung der kognitiven Schemata verstanden werden und in diesem Sinne als Ordnungsübergang.

Nach Strunk/Schiepek sind bei psychischen Systemen sowohl die Ordnungsparameter als auch die Ordnungsübergänge das Ergebnis vollständig innerpsychisch determinierter Vorgänge, auch wenn diese von außen angeregt werden (vgl. ebda. 2006, S. 294).

Hier scheint auch ein ähnliches Verständnis zur Theorie autopoietischer Systeme vorzuliegen: Entsprechend der Autopoiese sind Erkennen und Kognition sowie deren Veränderungen durch die eigene Struktur des Menschen determiniert und in dem Sinne autonom vom Menschen bzw. „eigengesetzlich“ selbst erzeugt. Veränderungen können von außen nicht bestimmt, sondern nur durch „Perturbationen“ im Inneren des Systems angeregt werden (siehe oben Kapitel 2.5.2 und Kapitel 2.5.3).

2.8.4 Zusammenfassung und Diskussion

Das Phänomen der Ordnungsbildung durch Selbstorganisation in offenen Systemen ist zentral für das Verständnis, wie Menschen im ständigen Fluss von unüberschaubaren Sinnesempfindungen in die vielschichte Welt eine relativ stabile sinn- und bedeutungsvolle Wirklichkeit konstruieren, aufrechterhalten und

an weitere Wahrnehmungen anpassen. Die in der Synergetik untersuchten Phänomene der Ordnungsbildung in offenen, komplexen, dynamischen Systemen werden von verschiedenen Autoren auf psychische Systeme übertragen. In psychischen Systemen gelten die vielfältigen Wahrnehmungs-, Gedanken-, Gefühls- und Handlungsströmungen eines Menschen als Elemente auf der mikroskopischen Ebene. Aus den Wechselwirkungen der zahllosen Elemente bilden sich selbstorganisiert auf der Makroebene verschiedener Phänomenbereiche sprunghaft Ordnungen bzw. Attraktoren heraus wie zum Beispiel auf der Ebene der Wahrnehmung in Form von prägnanten Gestalten oder auf der Ebene der subjektiven Wirklichkeit in Form von KEV-Mustern.

Auf der kognitiven Ebene menschlicher Prozesse werden Attraktoren nach Kriz als „Sinn-Attraktoren“ bzw. in Anlehnung an Piaget als kognitive Schemata bezeichnet, die das gegenwärtige Erleben sinn- und bedeutungsvoll ordnen. Kognitive Schemata werden als relativ stabile sinn- und bedeutungsvolle Repräsentationen von wahrgenommenen Objekten oder Ereignissen verstanden, die sich aus der Interaktion mit der gegebenen Umwelt im Verlaufe der Zeit individuell herausbilden und sich an neue Erfahrungen anpassen (siehe oben Kapitel 2.3.2 und Kapitel 2.3.5). Aus den gegenwärtigen sinnesbezogenen Wahrnehmungen in der Erlebniswelt wird augenblicklich ein passendes kognitives Schema selbstorganisiert hervorgebracht, das wiederum den Sinn und die Bedeutung des Wahrgenommenen bestimmt und somit das kognitiv-emotionale und körperliche Erleben sowie die weiteren Wahrnehmungen. Insofern besteht eine kreiskausale Wechselwirkung zwischen Wahrnehmungen und kognitivem Schema. Kognitive Schemata reduzieren als Sinn-Attraktoren erheblich die Komplexität kognitiv-emotionaler und körperlicher Prozesse und ordnen diese in eine subjektive Wirklichkeit, die für den Menschen als bedeutungs- und sinnvoll erscheint. Daher können kognitive Schemata einerseits als relativ stabile *Ordnung* und andererseits als *Ordner* bezeichnet werden.

Laut Vertretern der Synergetik werden durch den Vorgang der Assimilation im Verständnis von Piaget neue Informationen in das hervorgebrachte kognitive Schema eingepasst bzw. eingebunden. Durch Assimilation bleibt eine relativ stabile Übereinstimmung zwischen Wahrnehmung und Bedeutung erhalten,

wodurch gleichzeitig das kognitive Schema sich zunehmend als passend und „viabel“ verfestigt. Somit kann auch Assimilation als Ordner verstanden werden, da dieser Mechanismus ordnend auf die Wahrnehmungen bzw. Informationen einwirkt. Somit wirken in psychischen Systemen zumindest auf zwei Ebenen ordnende Kräfte: Einerseits als Assimilation von wahrgenommenen Objekten und Ereignissen in das hervorgebrachte kognitive Schema und in der Weise als stabilisierender Mechanismus der bestehenden Ordnung, wobei andererseits das kognitive Schema als Ordner den Sinn und die Bedeutung einer vielschichtigen mehrdeutigen Wahrnehmungswelt bestimmt. Darüber hinaus wird auch der Vorgang der Akkommodation als Ordner verstanden, da im Zuge dessen die vielfältigen Wahrnehmungs-, Gedanken-, Gefühls- und Handlungsströmungen auf der mikroskopischen zur Herausbildung eines angepassten kognitiven Schemas auf der makroskopischen Ebene bewegt und geordnet werden.

In der Gesamtbetrachtung psychischer Systeme entstehen Attraktoren in verschiedenen Phänomenbereichen als relativ stabile Ordnungen zur Reduktion jeweiliger Komplexität: Als relativ stabile Wahrnehmungen, kognitive Schemata und erlebte Wirklichkeiten. Attraktoren in psychischen Systemen stabilisieren sich mehr und mehr durch wiederholtes Herausbilden, wobei sie gleichzeitig immer weniger empfänglich für Informationen aus der gegebenen Umwelt werden und in dem Sinne sich verselbstständigen bzw. sich von der Umwelt entkoppeln. Zugleich werden wiederholt herausgebildete Attraktoren immer häufiger aufgesucht, sodass hier eine sich selbst verstärkende Dynamik entstehen kann. So gesehen würde der Mensch zunehmend mit der Zeit in seiner eigenen Wahrnehmungs-, Gedanken- und Gefühlswelt leben bzw. in seiner subjektiven Konstruktion von Wirklichkeit verharren.

Für die Vertreter der Synergetik sind Kontrollparameter die Parameter in psychischen Systemen, die eigentlich durch ihr Wirken das relativ stabile Systemgleichgewicht des Menschen aufrechterhalten und verändern können. Dabei befinden sich diese Kontrollparameter im Inneren des Menschen und können nicht eindeutig bestimmt, sondern nur allgemein vermutet werden. In diesem Zusammenhang wird das emotional-körperliche Befinden bzw. die „psycho-physische Grundstimmung“ eines Menschen als ein entscheidender

Parameter psychischer Systeme betrachtet. Demnach beeinflusst die aktuelle psycho-physische Grundstimmung dermaßen die kognitiven Vorgänge, dass diese Grundstimmung als Kontrollparameter auf die Verarbeitung sinnesbezogener Empfindungen zu wahrgenommener Information wirkt: Je nach emotional-körperlicher Befindlichkeit wird die Vielzahl von Sinnesempfindungen selektiert, verzerrt und emotional eingefärbt und erst in dieser Weise als wahrnehmbare Information herausgeformt. Aus diesem emotional-körperlichen Erleben und Wahrnehmen bilden sich augenblicklich entsprechende kognitive Schemata als Sinn-Attraktoren heraus, die wiederum die Bedeutung und den Sinn der wahrgenommenen Information bestimmen. Zugleich bestimmen Bedeutung und Sinn von wahrgenommenen Objekten oder Ereignissen die weiteren Emotionen, Körperreaktionen, Kognitionen und somit die Wahrnehmungen. Oder mit Worten von Watzlawick: Die Wirklichkeit zweiter Ordnung und somit die Wirklichkeit der subjektiven Bedeutung bedingt unsere Weltschau, Gedanken, Gefühle, Entscheidungen und Handlungen (siehe oben Kapitel 2.3.6). Gleichzeitig wirken die herausgebildeten kognitiven Schemata sowie die derzeitigen Wahrnehmungen auf die psycho-physische Grundstimmung und somit auf den Kontrollparameter ein. Wobei insgesamt die subjektive Wirklichkeitskonstruktion in ihrem relativ stabilen dynamischen Gleichgewicht insbesondere durch die derzeitige psycho-physische Grundstimmung gehalten würde. Bei alledem kann sich ein Mensch hinsichtlich psychischer Systeme nie sicher sein, welcher Parameter die relative Stabilität bestehender Ordnungen in diesem Moment erhält. Und selbst wenn ein Zugang zu den Kontrollparametern erschlossen sein würde, lässt sich – wie schon an mehreren Stellen gesagt – ein psychisches System aufgrund seiner Autonomie nicht direkt beeinflussen.

Unten in Abbildung 8 werden die bisher beschriebenen Prinzipien der Selbstorganisation in psychischen Systemen auf das Modell der subjektiven Konstruktion von Wirklichkeit (siehe oben Kapitel 2.3.7) übertragen.

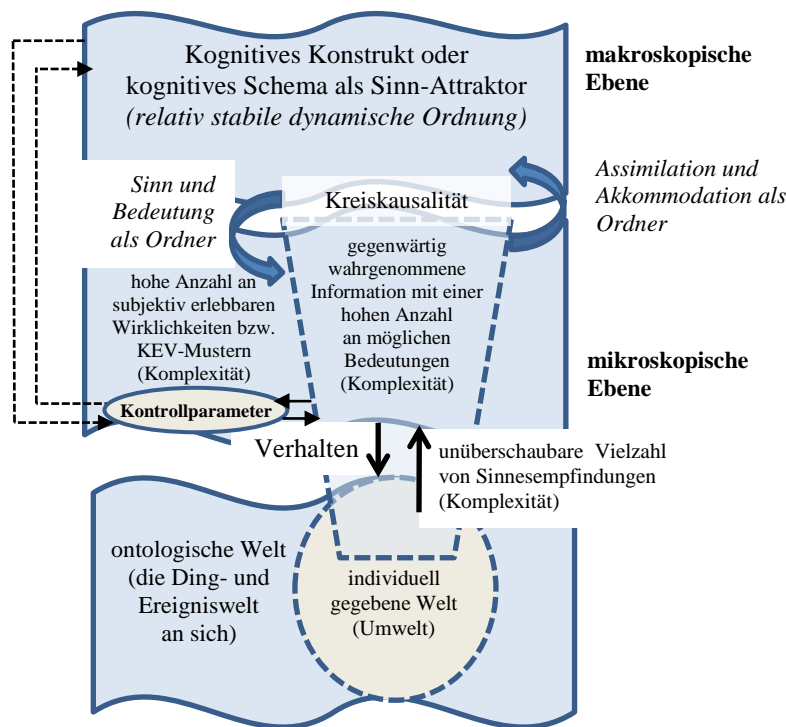


Abbildung 8 Subjektive Wirklichkeit als Phänomen von Selbstorganisation

Quelle: Eigene Darstellung

Vertreter der Synergetik beschreiben Veränderungen kognitiver Schemata bzw. Wirklichkeitskonstruktionen als Ordnungsübergänge. Dieser Wandel kann durch Unterschiede in der gegenwärtig erlebten Wirklichkeit zur bisherigen Wirklichkeitskonstruktion ausgelöst werden und in dem Sinne durch Informationen, die nicht in das bestehende kognitive Schema eingepasst bzw. nicht assimiliert werden können. So gesehen irritieren Informationen bisher stabile kognitive Schemata von wahrgenommenen Objekten oder Ereignissen und lösen dann Ordnungsübergänge in psychischen Systemen aus, wenn plötzlich bestehende Annahmen oder Überzeugungen nicht mehr als passend oder als widersprüchlich zur Information erlebt werden. In der Folge eröffnet sich die Welt in der Wahrnehmung als vielschichtiger und mehrdeutiger. Aus dieser Komplexität und der damit einhergehenden Instabilität des psychischen Systems bildet sich entweder eine neue kognitive Ordnung heraus, die die Welt in einem anderen Licht als sinn- und bedeutungsvoll erscheinen lässt, oder die bisherige Ordnung setzt sich wiederum als Sinn-Attraktor durch, was sich auch als mögliche Lösung ergeben kann. Gerade in der Phase des Übergangs, in welcher noch kein neuer Sinn-Attraktor hervorgebracht wurde, fühlen sich die Menschen

in der Regel verunsichert und verwirrt: Die Welt erscheint plötzlich als vielschichtig und mehrdeutig und nicht mehr als geordnet und eindeutig. Ordnungsübergänge können als Wandel zweiter Ordnung bezeichnet werden, woraus sich Lösungen zweiter Ordnung ergeben: eine Lösung, die sich aus einem anderen kognitiven Schema bzw. Sinn-Attraktor ergibt, der den wahrgenommenen Objekten und Ereignissen eine andere Bedeutung bemisst (siehe oben Kapitel 2.4.1). Hier sei noch zu betonen, dass auch die Akkommodation bei Piaget als eine qualitative Veränderung der Struktur verstanden wird (siehe oben 2.3.5) und unter diesem Aspekt als Wandel zweiter Ordnung bezeichnet werden kann (siehe oben Kapitel 2.4.2).

Insofern wird Umdeutung als Intervention verstanden mit der Absicht, in psychischen Systemen problemerzeugende oder einschränkende Annahmen oder Überzeugungen über die gemeinte Situation durch eine Veränderung der Sichtweise zu irritieren und somit Übergänge in eine andere sinn- und bedeutungsvolle Ordnung anzuregen. Aus den veränderten Annahmen oder Überzeugungen könnten sich passende und gangbare Lösungen erschließen und somit Lösungen zweiter Ordnung (siehe oben Kapitel 2.4.1). Oder kurz gesagt: dem Menschen durch eine veränderte Sichtweise auf die gemeinte Situation neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen.

In der Gesamtbetrachtung psychischer Systeme scheint die Abgrenzung zwischen Attraktoren, Ordnungen und Kontrollparametern nicht eindeutig zu sein und wird eigentlich durch den Blickwinkel des Beobachters bestimmt. Zum Beispiel könnte die psycho-physische Befindlichkeit eines Menschen auch als Ergebnis selbstorganisierender Vorgänge von Elementen auf mikroskopischer Ebene verstanden und dementsprechend als geordnetes Muster bzw. Ordnung auf makroskopischer Ebene eines Subsystems betrachtet werden. Auch Schiepek/Eckert/Kravanja nehmen an, dass in psychischen Systemen verschiedene Subsysteme auf unterschiedlichen Ebenen hierarchisch oder heterarchisch aufeinander einwirken, wobei das geordnete Muster bzw. der Attraktor eines Subsystems als Kontrollparameter auf ein anderes Subsystem Einfluss nehmen kann (vgl. ebda. 2013, 36f.).

Darüber hinaus wird in der vorliegenden Literatur der Begriff „kognitives Schema“ einerseits als Ordnung und andererseits als Ordner psychischer Prozesse verwendet, ohne die jeweiligen Funktionen deutlich zu unterscheiden, wodurch weitere Unklarheiten entstehen.

Sowohl auf der Grundlage der Autopoiese als auch der Synergetik kann davon ausgegangen werden, dass jede beschriebene Ordnung psychischer Systeme das Ergebnis eines Beobachters ist mit dem Versuch, die Vielschichtigkeit und Unüberschaubarkeit und somit die Komplexität psychischer Vorgänge zu ordnen. Das Ergebnis bleibt immer bestimmt durch die Struktur des Beobachters – wie zum Beispiel durch seine Wahrnehmungen, Kenntnisse und Erfahrungen – und ist in diesem Sinne strukturdeterminiert. Dennoch begründen gemeinsam geteilte Wahrnehmungen bzw. Ordnungen eine intersubjektive Wirklichkeit oder nach Glasersfeld eine „Viabilität zweiter Ordnung“, die sich als kognitives Konstrukt zur Reduktion von Komplexität bewährt, solange dieses sich als nachvollziehbar, in sich schlüssig und widerspruchsfrei erweist.

Im Grunde ist das Konzept der Synergetik nicht mehr als ein weiteres kognitives Schema zur Reduktion der Komplexität psychischer Prozesse, das sich entweder in der Interaktion mit einer gegebenen Umwelt als passend bzw. gangbar bewährt und sich durch neue Informationen weiterentwickelt oder im Verlaufe der Zeit durch elaboriertere Modelle abgelöst wird. Mit anderen Worten: Die Prinzipien der Synergetik als allgemeine Theorie der Selbstorganisation komplexer Systeme müssten ausnahmslos auch für die Synergetik als Ergebnis selbstorganisierender psychischer Prozesse gelten. In diesem Sinne gilt die Synergetik als ordnungsschaffendes kognitives Schema zur Beschreibung psychischer Vorgänge, welches selbst aus den psychischen Systemen von Beobachtern nach den Prinzipien der Synergetik erzeugt worden ist. So gesehen erscheint plötzlich die Synergetik als ein gemeinsam geteiltes kognitives Schema von Beobachtern in einem „konsensuellen Bereich“, um die Komplexität psychischer Systeme sinn- und bedeutungsvoll zu reduzieren. Demnach kann das Modell der Synergetik nicht als eine von Beobachtern unabhängige ontologische Wirklichkeit betrachtet werden, sondern als Ergebnis einer kognitiven Konstruktion von Wissenschaftlern aus einem systemtheoretischen Blickwinkel.

Insgesamt ist die Übertragung von Begriffen zur Beschreibung physikalischer und chemischer Systeme auf den Phänomenbereich psychischer Systeme kritisch zu betrachten. Vornehmlich Begriffe wie „Versklavungsprinzip“ oder „Kontrollparameter“ sind für die Beschreibung menschlicher Vorgänge unangemessen und führen zu Widersprüchen zu den eigentlichen Aussagen bezogen auf die Selbstorganisation psychischer Systeme. Beide Begriffe suggerieren direkte Beeinflussung, Steuerung und – im eigentlichen Sinne des Wortes – auch Kontrolle, was grundsätzlich mit den Annahmen zur Selbstorganisation psychischer Systeme unvereinbar wäre.

Gleichzeitig werden die aus physikalischen und chemischen Experimenten hergeleiteten Begriffe eher metaphorisch auf den Phänomenbereich psychischer Systeme übertragen. Hier ist – wie auch bei der Theorie autopoietischer Systeme – streng wissenschaftlich betrachtet die Übertragung nicht nachvollziehbar, sondern dient vielmehr als Metapher zur Beschreibung von Phänomenen der Selbstorganisation in psychischen Systemen. Auch hier besteht ein Bruch zwischen den Ergebnissen aus empirischen Untersuchungen physikalischer und chemischer Systeme und der Übertragung dieser Aussagen auf psychische Phänomene. Vertreter der Synergetik kommen selbst zu dem Schluss, dass die Übertragung der in den Naturwissenschaften experimentell untersuchten Prinzipien der Selbstorganisation auf psychische Systeme vielmehr einen heuristischen als einen empirischen wissenschaftlichen Wert hat. Dabei besteht der Nutzen einer metaphorischen und hypothetischen Übertragung von Begriffen aus den Naturwissenschaften vor allem „in der Strukturierung und Orientierung, die sie in der praktischen Anwendung zum Verständnis des jeweiligen Feldes anbieten“ (Strunk/Schiepek 2006, 277).

Indessen werden wesentliche Prinzipien der Synergetik wie zum Beispiel „Kontrollparameter“ und „Phasenübergang“ in der Übertragung auf psychische Systeme inhaltlich erheblich aufgeweicht, um diese an bestehende Kenntnisse oder Erfahrungen hinsichtlich dieses Phänomenbereiches „anzupassen“. Auch diese Anpassungen sind wissenschaftlich eher fragwürdig und führen in den Kernaussagen zu wesentlichen Abweichungen vom ursprünglich Gemeinten: Sowohl in physikalischen als auch in chemischen Experimenten gelten

Kontrollparameter und Phasenübergänge als abgrenzbar, steuerbar und beobachtbar, wobei beide Prinzipien bezogen auf psychische Systeme eher allgemein als wenig eindeutig und noch viel weniger als steuerbar beschrieben werden.

Eine weitere Frage betrifft das Phänomen „der inneren Kraft“ oder „der inneren Energie“, der ein ordnender und stabilisierender Einfluss auf das psychische System zugewiesen wird. Was ist mit „dieser unsichtbaren Hand, die alles ordnet“ gemeint? Woher kommt diese Kraft oder Energie? Ein Verweis auf die Emotionen, die den Menschen „energetisieren“, ist nur begrenzt aufschlussreich. Vielmehr scheint an dieser Stelle beispielhaft deutlich zu werden, dass naturwissenschaftliche Modelle zwar für die Strukturierung und für das Verständnis von psychischen Vorgängen in einem bestimmten Umfang dienlich sein können, jedoch auch diese Form der Reduktion von Komplexität ausschließlich ist und somit an Grenzen der Beschreibbarkeit psychischer Phänomene gelangt. Jeder Blickwinkel auf das psychische System ist begrenzt durch Vorkenntnisse, Erfahrungen oder Interessen und insofern reduzierend. Auch wenn Vertreter der Synergetik wiederholt hervorheben, interdisziplinär ihr Forschungsvorhaben zu verfolgen, so entsteht jedoch unter den Ordnungsparametern der Synergetik aus der Vielfalt eher Einfalt. Hier wird die Synergetik selbst zum komplexitätsreduzierenden Attraktor, der die unüberschaubare Vielfalt an Zugängen und Ansätzen, die Psyche des Menschen zu beschreiben, auf verhältnismäßig wenige Prinzipien beschränkt. Kurz gesagt: Die Synergetik ist in dem Sinne reduktionistisch, da beispielsweise tradierte philosophische Ansätze zur Erklärung psychischer Vorgänge gänzlich außen vor gelassen werden. Hier sei zum Beispiel auf den Begriff der „Entelechie“ bei Aristoteles (siehe oben Kapitel 2.2) und auf den Begriff der „Form“ bei Thomas von Aquin (siehe oben Kapitel 2.3.7) oder auf den Ansatz des Vitalismus von Jakob von Uexküll und Hans Driesch (siehe oben Kapitel 2.2) sowie auf die existenzphilosophischen und phänomenologischen Grundlagen der Humanistischen Psychologie (Quitmann 1996) verwiesen, die allesamt nicht in Betracht gezogen werden. Unter diesen Gesichtspunkten erscheint die Synergetik als Modell zur Beschreibung psychischer Vorgänge nicht interdisziplinär, sondern einseitig naturwissenschaftlich geprägt. Zumindest verbindet Kriz in seinem

Ansatz der personenzentrierten Systemtheorie den Begriff der „Selbstaktualisierung“ als „phänomenologisch-existenziellen Aspekt“ aus der Tradition der Humanistischen Psychologie mit den Prinzipien der Synergetik (zum Beispiel ebda. 2004, 2013).

Hermann Haken selbst sieht bei der Anwendung der Synergetik auf psychologische und soziologische Phänomenbereiche „fundamentale Grenzen“. Gerade die wert- und bedeutungsneutrale naturwissenschaftliche Sprache sollte insbesondere bei der Übertragung auf psychische Systeme überdacht werden. Ferner sieht er das Streben in den Wissenschaften nach Quantifizierungen hinsichtlich psychischer Prozesse über einen gewissen Grad hinaus eher kritisch (vgl. ebda. 2004, 73f.). Für Beratung ist von besonderer Tragweite, dass sich aus dem Konzept der Synergetik in keinerlei Hinsicht ableiten lässt, welche wesentliche Bedeutung der zwischenmenschlichen Beziehung bei der Anwendung von Interventionen beigemessen werden sollte. Wobei Haken in diesem Zusammenhang den personenzentrierten Ansatz von Kriz als gelungen Integration von Prinzipien der Synergetik und von humanistischen Ansätzen der Beratung hervorhebt und würdigt.

„Diese bislang rein naturwissenschaftliche Betrachtungsweise lässt aber vielleicht erahnen, welche Anforderungen hier auf den Psychotherapeuten oder Psychologen zukommen: die einfühlsame Wahrnehmung des Zustands des Klienten, die auf Erfahrung und Intuition beruhende Abschätzung der Interventionsmöglichkeiten und die Vertrauen einflößende Stabilisierung des Klienten. Meiner Ansicht nach kann die Theorie dynamischer Systeme einschließlich der Chaostheorie hier schnell überstrapaziert werden. Die Synergetik spiegelt wesentliche Eigenschaften biologischer Systeme wesentlich besser wider und gibt wertvolle Hinweise auf die Beeinflussung von Systemverhalten; aber all dies kann nicht die auf Empathie beruhende Beziehung ersetzen: All dies führt uns auf die schon längst von Jürgen Kriz gewonnenen Erkenntnisse zurück“ (Haken 2004, 76).

Bemerkenswert ist auch, dass in der Literatur zahlreiche Verbindungen zur Gestalttheorie der Berliner Schule und zur Erkenntnistheorie von Jean Piaget aufgezeigt werden und auch deutliche Parallelen zu Konzepten wie zum Beispiel des Wandels erster und zweiter Ordnung nach Paul Watzlawick oder der allgemeinen Systemtheorie nach Ludwig von Bertalanffy zu erkennen sind. Hier stellt sich die Frage: Was ist im Einzelnen der Mehrwert der Synergetik für die Beschreibung und das Verständnis psychischer Vorgänge neben der Einführung

eines neuen naturwissenschaftlichen Vokabulars? Oder werden bestehende Ansätze und Konzepte unter einem neuen Sprachgewand einfach nur zusammengefasst?

Eine detaillierte Beantwortung all dieser Fragen würde gewiss den Rahmen dieser Arbeit weitaus überschreiten. Jedenfalls sei an dieser Stelle erwähnt, dass die in der Synergetik herausgearbeiteten Prinzipien der Selbstorganisation wesentlich dazu beitragen, Orientierung in der unüberschaubaren Komplexität psychischer Systeme zu schaffen und psychische Vorgänge begrifflich genauer zu beschreiben. Insofern bietet das Modell der Synergetik Orientierungs- und Beschreibungsmöglichkeiten für das Verständnis psychischer Systeme, die sich erst mit der Zeit in der Beratungspraxis als brauchbar und passend oder als unbrauchbar und unpassend erweisen werden. Darüber hinaus können diese Prinzipien zwar als eingeschränkte, jedoch nachvollziehbare und in sich schlüssige interdisziplinäre Grundlage zur systemtheoretischen Begründung der Wirkung von Interventionen dienen. Gerade dann, wenn diese Prinzipien – wie an mehreren Stellen in dieser Arbeit aufgezeigt – auch früheren anerkannten Konzepten systemtheoretischer Betrachtung psychischer Phänomene entsprechen und sich somit eher als allgemeines Ordnungsmuster über einen längeren Zeitraum festigen könnten.

2.9 Zusammenfassung: Aspekte der Veränderung psychischer Systeme

Im Folgenden werden die wesentlichen Aspekte von Veränderung psychischer Systeme auf der Grundlage verschiedener systemtheoretischer Ansätze zusammenfassend aufgeführt, die in diesem Kapitel ausführlich beschrieben und zum Teil auch kritisch infrage gestellt worden sind. Inhaltlicher Schwerpunkt dieser Arbeit ist weder eine ausgiebige kritische Auseinandersetzung mit noch eine vergleichende Gegenüberstellung von systemtheoretischen Ansätzen. Diesbezüglich wurde an verschiedenen Stellen auf weiterführende Literatur verwiesen. Lediglich sei noch darauf hingewiesen, dass Vertreter der Synergetik einerseits den Ansatz der Autopoiese ausdrücklich ablehnen (zum Beispiel Kriz 2014) und andererseits wesentliche Parallelen zu den Prinzipien selbstregulierender Systeme aufzeigen (zum Beispiel Schiepek/Eckert/Kravanja

2013, 30, Strunk/Schiepek 2006, 239)⁶⁴. Als grundsätzlicher Unterschied zwischen dem Ansatz der Autopoiese und der Synergetik kann folgender herausgestellt werden: Die Theorie autopoietischer Systeme geht eher von einer evolutionären Anpassung der gegebenen Strukturen an veränderte Umweltbedingungen aus, während der Ansatz der Synergetik auch spontane Übergänge in andere Ordnungen und demnach qualitative Sprünge in der Veränderung von Strukturen abbildet. So gesehen beinhaltet die Autopoiese im Grundprinzip ausschließlich Wandel erster Ordnung, während die Synergetik im Besonderen auch Wandel zweiter Ordnung beschreibt. Ein weiterer wesentlicher Unterschied liegt grundsätzlich im Verständnis der Funktionsweise psychischer Systeme, welches bei der Synergetik durch das „Versklavungsprinzip“ und bei der Autopoiese durch den Begriff „Perturbation“ offensichtlich wird. Nach der ursprünglichen naturwissenschaftlichen Konzeption der Synergetik würde streng genommen die subjektiv erlebte Wirklichkeit eines Menschen durch die aus dem kognitiven Schema hervorgebrachte Bedeutung „versklavt“, da Sinn und Bedeutung als Ordner der unzähligen möglichen Wirklichkeiten verstanden werden. Vertreter der Autopoiese betrachten die jeweils verschiedenen Ebenen lebender Systeme an für sich als autopoietisch und in dem Sinne als autonom, die in struktureller Kopplung durch die anderen Ebenen in Form von Perturbationen zu Veränderungen bloß angeregt, jedoch nicht bestimmt werden können. Allerdings wird von Vertretern der Synergetik die streng naturwissenschaftliche Beschreibung selbstorganisierender Systeme bei der Übertragung auf psychische Systeme aufgeweicht, wie schon an mehreren Stellen im vorherigen Kapitel aufgezeigt wurde. Schließlich wird durch den Ansatz autopoietischer Systeme das Phänomen der Emergenz nicht abgebildet, das gerade bei den Ansätzen selbstorganisierender Systeme und insbesondere im Rahmen der Synergetik als

⁶⁴ Wesentliche Kritikpunkte am Ansatz der Autopoiese werden oben in Kapitel 2.5.6 und Kapitel 2.6.4 aufgeführt. Für eine detaillierte Gegenüberstellung von autopoietischen Systemen und nichtlinearen dynamischen Systemen siehe zum Beispiel Strunk/Schiepek (2006, 106). Strunk/Schiepek erkennen auch grundsätzliche Ähnlichkeiten in den Mechanismen der Autopoiese zur Entwicklungstheorie von Jean Piaget und zum Informationsverarbeitungsansatz von Ulric Neisser. Dabei heben sie als Übereinstimmung die Struktur determiniertheit, operationale Geschlossenheit, subjektgebunden Erkenntnis und strukturelle Ähnlichkeit als Voraussetzung für Kommunikation hervor (vgl. ebda. 2006, 239).

wesentlich betrachtet wird. Maturana versteht autopoietische Systeme als durch ihre gegebene Struktur bestimmt, wobei gleichzeitig durch die Einzelemente die Struktur erzeugt wird: Produkt und Produzent sind eins. Hingegen gehen Vertreter der Synergetik davon aus, dass aus den Wechselwirkungen der Einzelemente auf der mikroskopischen Ebene eine Ordnung als emergentes Phänomen auf der makroskopischen Ebene entsteht. So gesehen wird bei autopoietischen Systemen nicht zwischen mikroskopischer und makroskopischer Ebene unterschieden, sondern die verschiedenen Ebenen gelten – wie schon oben erwähnt – als jeweils autopoietisch und miteinander strukturell gekoppelt.

Bei alledem liegt das Hauptaugenmerk in diesem Kapitel auf der Erarbeitung eines wissenschaftlich fundierten und nachvollziehbaren Verständnisses von Veränderung psychischer Systeme auf der Grundlage verschiedener systemtheoretischer Ansätze. Hierfür wurden sowohl grundlegende theoretische Ansätze aus den Anfängen der Übertragung systemischen Denkens in den Phänomenbereich psychischer Systeme als auch aktuell verwendete und diskutierte Konzepte berücksichtigt. In diesem Gefüge wurde darauf geachtet, dass weder der eine noch der andere systemtheoretische Ansatz als ausschließlich und allgemeingültig bewertet und hervorgehoben wird. Vielmehr wurden die verschiedenen Ansätze auf der Grundlage der vorliegenden Literatur nachgezeichnet, begrifflich hinterfragt und erweitert sowie kritisch diskutiert, um den jeweiligen Beitrag für ein umfassendes Verständnis von Veränderung psychischer Systeme herauszustellen. Zusätzlich wurden für eine kritische Diskussion und breitere Fundierung relevante Ansätze aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen und Fachgebieten wie der Philosophie, der Kognitionspsychologie, der Gestaltpsychologie und der Humanistischen Psychologie einbezogen. Das hier erworbene Verständnis von Veränderung dient im weiteren Verlauf dieser Arbeit als theoretisches Fundament zur Beschreibung und Begründung der Wirkung von analogen Methoden und insbesondere der Resonanzbildmethode.

- *Der Mensch als lebendes System*

Menschen können als offene, komplexe und dynamische Systeme verstanden werden. Dabei lässt sich der Mensch zumindest auf drei Ebenen beschreiben: Auf der physischen, psychischen und kognitiven Ebene. Auf der physischen Ebene befinden sich die physikalischen und biochemischen Vorgänge des Organismus. Dieser Phänomenbereich auf der sensomotorischen und neuronalen Ebene ist naturwissenschaftlich greifbar und empirisch zugänglich. Auf der psychischen Ebene wirken sowohl Wahrnehmungen, Kognitionen, Emotionen als auch Körperreaktionen und münden in einer einzigartigen derzeit erlebten Wirklichkeit: das gegenwärtig subjektiv wahrnehmbare und erfahrbare kognitiv-emotionale und körperliche Erleben. Auf der kognitiven Ebene menschlicher Prozesse wirken Schemata, die sich als vernetzte relativ stabile kognitive Strukturen von Kenntnissen, Annahmen, Begriffen und Vorstellungen über wahrgenommene Objekte und Ereignisse herausformen und in dieser Form die Welt sinnesbezogen und mental abbilden. Aus dem derzeit hervorgegangenen kognitiven Schema werden die sprachlichen Möglichkeiten zur Beschreibung sowie der Sinn und die Bedeutung der wahrgenommenen Welt für den jeweiligen Menschen erzeugt und dadurch die derzeit erlebte Wirklichkeit beeinflusst: das gegenwärtig kognitiv-emotionale und körperliche Erleben. Dabei liegt die abstrakte Vorstellung von einem kognitiven Modell, Konstrukt oder Schema jenseits des Physischen und ist nicht naturwissenschaftlich zugänglich, sondern vielmehr eine metaphorische Vorstellung davon, wie Vorgänge auf kognitiver Ebene sich ereignen und wie menschliches Erkennen möglich ist. Grundsätzlich bestehen zwei unterschiedliche Vorstellungen darüber, wie das gerade wirkende kognitive Schema aus einer Vielzahl möglicher Schemata entsteht: Zum einen werden kognitive Schemata als langfristig im Gedächtnis gespeicherte Repräsentationen von der Welt verstanden, wobei ein passendes Schema durch Informationen *abgerufen* wird. Und zum anderen gelten kognitive Schemata als immer wieder neu aus der derzeitigen gegebenen kognitiven Struktur in diesem Moment geformt, wobei dieser Vorgang durch Informationen *hervorgerufen* wird. Diese zweite Annahme entspricht ausdrücklich dem Ansatz der Autopoiese. Vertreter der Synergetik sprechen eher von einer „Attraktoren-Landschaft“ als Ergebnis der individuellen Lerngeschichte eines Menschen. Diese Landschaft wird als Struktur der vorhandenen kognitiven

Schemata eines Menschen verstanden („Schemastruktur“), die sich aus den individuellen Erlebnissen und Erfahrungen herausbildet und auf diesem Hintergrund die Welt wahrgenommen, erkundet und erfahren wird (vgl. Strunk/Schiepek 2006, 281f.).

Insgesamt stellt die Unterscheidung der einzelnen Ebenen menschlicher Vorgänge auch nur eine von Beobachtern erdachte und sprachlich erzeugte Unterscheidung dar, um Veränderungen psychischer Systeme überhaupt beschreiben und nachvollziehen zu können. Genau genommen sollten die physische, psychische und kognitive Ebene als unlösbar miteinander verwoben betrachtet werden, die sich gegenseitig beeinflussen und aus dieser Wechselwirkung die einzigartige Erlebniswelt und in dem Sinne die einzigartige Wirklichkeit eines Menschen spezifizieren.

Menschen befinden sich fortlaufend in Wechselwirkung und Austausch mit ihrem Umfeld durch die Aufnahme und Verarbeitung von Impulsen, die in Verhalten bzw. Kommunikation und folglich in Interaktion mit dem Umfeld münden. Menschen als psychische Systeme sind komplex in dem Sinne, dass sie verschiedenartige Deutungen über die wahrgenommene Welt erzeugen und viele verschiedene kognitiv-emotionale und körperliche Zustände einnehmen sowie sich situationsbezogen anpassen oder verändern können. Zugleich sind das psychische Erleben und dessen Veränderungen nicht bestimmbar oder voraussagbar. Die Dynamik ergibt sich daraus, dass das Erleben nicht statisch, sondern fortlaufend durch vielfältige Kognitionen, Emotionen und auch durch den Körper⁶⁵ erzeugt wird und sich ständig wandelt. Gleichzeitig erhält das psychische System über einen gewissen Zeitraum ein relativ stabiles dynamisches Gleichgewicht innerhalb bestimmter Ausprägungen eines Zustandes. Mit anderen Worten: Das psychische System befindet sich in einem Fließgleichgewicht.

⁶⁵ Die Bedeutung des Körpers für das psychische System und insbesondere für die subjektive Erzeugung von Wirklichkeit wird in den letzten Jahren unter dem Begriff „Embodiment“ unter anderem auch durch Vertreter der Synergetik wie Wolfgang Tschacher untersucht (zum Beispiel Storch/Cantieni/Hüther/Tschacher 2010).

- *Kognitive Schemata als Gegenstand der Veränderung psychischer Systeme*

Als Gegenstand systemischer Beratung gilt die Veränderung subjektiver Konstruktion von Wirklichkeit und hier insbesondere von kognitiven Schemata, die den Sinn und die Bedeutung wahrgenommener Objekte und Ereignisse aus der individuell gegebenen Umwelt bestimmen. Dabei werden kognitive Schemata als ein inneres Abbild von Objekten oder Ereignissen in Form von Kenntnissen, Annahmen, Begriffen und sinnesbezogenen Vorstellungen verstanden, welche der Mensch aus der Interaktion mit der gegebenen Umwelt selbst herausformt. Vor dem Hintergrund seiner Erlebnisse und Erfahrungen konstruiert der Mensch ein kognitives Schema als innere subjektive Repräsentation bzw. Abbild der wahrgenommenen Welt. In dieser Form repräsentieren die kognitiven Schemata der wahrgenommenen Welt nicht die Welt in ihrem Sein, sondern können als subjektives kognitives Konstrukt der Welt begriffen werden. Informationen aus der Umwelt werden in augenblicklich hervorgerufene kognitive Schemata eingeordnet, wodurch wahrgenommene Objekte oder Ereignisse mit den vorhandenen sprachlichen Möglichkeiten beschreibbar werden und als sinn- und bedeutungsvoll erscheinen. Zugleich leitet das derzeit aktivierte kognitive Schema die weiteren Wahrnehmungen, Erkundungen und Handlungen, sodass dem Schema entsprechende Informationen aus der gegebenen Umwelt entnommen und in den Blick genommen werden. Das hervorgebrachte kognitive Schema formt aufgrund seiner Struktur eine subjektive Ordnung aus der unüberschaubaren und vielschichtigen Welt. Das kognitive Schema leitet die subjektive Sichtweise auf die gegebene Umwelt. Diese Sichtweise ordnet die Wahrnehmungen in der Weise und in die Form, sodass diese in die bestehende kognitive Ordnung sinn- und bedeutungsvoll eingesehen bzw. eingepasst werden. Das kognitive Schema kann vermittelt über Sprache oder über analoge bildhafte Formen zum Ausdruck gebracht werden, wie im folgenden Kapitel noch aufgezeigt wird (siehe unten Kapitel 3).

- *Selbstregulation kognitiver Schemata durch Assimilation und Akkommodation*

Kognitive Schemata sind nicht statisch, sondern befinden sich in einem relativ stabilen Fließgleichgewicht und passen sich neuen Erfahrungen selbstregulierend fortwährend an. Kognitive Anpassung an wahrgenommene Sinneseindrücke aus

der Umwelt erfolgt nach Piaget aus einem ständigen Wechselspiel zwischen Assimilation und Akkommodation.

Einerseits werden aktuell wahrgenommen Informationen von der Umwelt in bestehende Vorstellungen, Sinn- und Bedeutungszusammenhänge assimiliert. Andererseits geschehen Veränderungen bzw. Anpassungen von kognitiven Strukturen, wenn Informationen aus der Erlebniswelt nicht in das kognitive Schema eingefügt oder eingepasst werden können. Kognitive Schemata gelten als unpassend, wenn gegenwärtige Erlebnisse nicht als sinn- bzw. bedeutungsvoll in diese eingeordnet werden können. Die Veränderung oder Anpassung kognitiver Schemata wird als Akkommodation bezeichnet. Das Erleben von Stimmigkeit oder Unstimmigkeit erfolgt im Vergleich zwischen dem hervorgebrachten kognitiven Schema und dem unmittelbar sinnesbezogen Wahrgenommenen in der Erlebniswelt. Dieser Vergleich geschieht nach eigenen Kriterien vor dem Hintergrund gegenwärtig vorhandener Kenntnisse, Annahmen, Begriffe und Vorstellungen und in dieser Weise nach dem derzeit hervorgerufenen kognitiven Schema. Letztendlich bestätigt das kognitive Schema sich laufend selbst. Oder allgemein gesagt: Der Mensch sucht nach Informationen in seiner gegebenen Umwelt, die seinen Annahmen und Vorstellungen von der Welt entsprechen. Folglich befindet sich der Mensch auf eigenen sich selbst bestätigenden „viablen“ bzw. gangbaren Wegen in seiner Erlebniswelt, die sich lediglich durch spürbare Hindernisse oder Stolpersteine neu ausformen.

- *Lösungen erster und zweiter Ordnung*

Als Lösungen erster Ordnung gelten Lösungen, die sich aus den vorhandenen Annahmen, Überzeugungen oder Vorstellungen über Wirklichkeit herleiten. Demnach werden Lösungen erster Ordnung als Lösungen verstanden, die sich aus dem hervorgebrachten kognitiven Schema bzw. aus der gegenwärtigen Sichtweise ergeben. Oftmals wiederholte erfolglose Lösungsversuche erster Ordnung können zu einer Verfestigung der als problematisch erlebten Situation führen und werden in diesen Fällen als „mehr desselben“ bezeichnet. Hingegen sind Lösungen zweiter Ordnung überraschende und neuartige Lösungen, die sich aus der Veränderung der vorhandenen Annahmen oder Vorstellungen plötzlich entwickeln und dementsprechend als „etwas anderes machen“ bezeichnet werden.

Folglich gehen Lösungen zweiter Ordnung aus der Veränderung des kognitiven Schemas bzw. der Sichtweise hervor.

- *Wandel erster und zweiter Ordnung*

Wandel erster Ordnung bezeichnet einen Wandel innerhalb der bestehenden Struktur bzw. innerhalb eines gegebenen kognitiven Schemas (Morphogenese), wohingegen Wandel zweiter Ordnung eine Veränderung der Struktur umfasst (Morphostase). Der Wandel zweiter Ordnung ist ein diskontinuierlicher und qualitativer Übergang in eine andere Ordnung, der die vorhandene Struktur bzw. das kognitive Schema wesentlich verändert. Durch beide Mechanismen erhalten Menschen selbstregulierend eine relativ stabile dynamische Ordnung und Orientierung in einer vielschichtigen und vieldeutigen Welt. Wandel zweiter Ordnung wird ausgelöst durch einen vom Subjekt wahrgenommenen deutlichen und bedeutsamen Unterschied zwischen der gegenwärtigen Erlebniswelt und dem derzeit hervorgerufenen kognitiven Schema. Oder: Wandel zweiter Ordnung geschieht dann, wenn das in der Erlebniswelt unmittelbar Wahrgenommene erheblich unpassend oder widersprüchlich zum kognitiven Schema erscheint. Im Grunde entspricht der Wandel erster Ordnung dem Vorgang der Assimilation und der Wandel zweiter Ordnung der Akkommodation.

- *Information als Intervention*

Information wird in Anlehnung an Bateson als Intervention verstanden, weil diese je nach subjektiv gebildeten und wahrgenommenen Unterschieden Veränderungen in der Wirklichkeitskonstruktion bewirken kann. Daraus ergibt sich folgende Annahme: Je nachdem wie deutlich und bedeutsam Unterschiede von dem jeweiligen Menschen in seiner Erlebniswelt gebildet und wahrgenommen werden, können diese Unterschiede im Sinne von Information Veränderungen in dem vorhandenen kognitiven Schema erzeugen. Mit anderen Worten: Ein Wandel zweiter Ordnung bzw. der Vorgang der Akkommodation und somit eine Anpassung kognitiver Schemata an Eindrücke in der Erlebniswelt wird nur durch deutliche und bedeutsame wahrgenommenen Unterschiede und in diesem Sinn durch Information ausgelöst. Eine weitere grundlegende Annahme ist, dass rein kognitive Wahrnehmung oder Einsicht eines Unterschiedes keine umfassende Veränderung im Sinne von Wandel zweiter Ordnung bewirkt. Das Ausmaß des

emotionalen Erlebens beim Wahrnehmen und Erkennen eines Unterschiedes ist für die Veränderung bzw. Anpassung kognitiver Schemata entscheidend.

- *Umdeutung als Rekonstruktion von kognitiven Schemata*

Durch eine veränderte Sichtweise wie zum Beispiel durch das Aufzeigen anderer Facetten oder durch andere mögliche Beschreibungen der gemeinten Situation kann der gegenwärtige Bedeutungsrahmen plötzlich wechseln, woraus sich neue Sinn- und Bedeutungszusammenhänge eröffnen. Aus der veränderten Sichtweise bildet sich ein neues kognitives Schema bzw. Deutungsmuster heraus, wodurch die gemeinte Situation anders gesehen, erlebt und beurteilt wird. So gesehen ermöglicht die Veränderung der Sichtweise eine „Umdeutung“ der Situation, wodurch die gleiche Situation positiver erlebt werden kann. Auf diese Weise kann eine Veränderung der Sichtweise und die damit verbundene Umdeutung als Lösung erfahren werden. Durch eine Veränderung der Sichtweise werden bedeutsame Unterschiede oder Entwicklungen wahrgenommen und erkannt, die nicht in das vorhandene kognitive Schema assimiliert bzw. eingepasst werden können, sodass das kognitive Schema durch „strukturellen Wandel“ sich dieser Information anpasst. Dieser Vorgang wird als Akkommodation bezeichnet. Durch die veränderte Sichtweise erscheint die gemeinte Situation plötzlich vielschichtiger und vieldeutiger, woraus sich neue Einsichten und Annahmen erschließen und sich im Zuge dessen andere mögliche Bedeutungen ergeben. Dabei wird die Bedeutung immer durch das gegenwärtige kognitive Schema des Wahrnehmenden – sei es durch ein bestehendes oder durch ein angepasstes – hervorgebracht. Insofern kann die subjektive Bedeutung für den jeweiligen Menschen nicht von außen vorgegeben werden, sondern wird immer durch die Struktur des derzeitigen kognitiven Schemas bestimmt.

- *Autonome Verarbeitung von Informationen durch die bestehende Struktur*

Nach dem Ansatz autopoietischer Systeme zeichnen sich lebende Systeme insbesondere durch Autonomie und hierbei durch „operationale Geschlossenheit“ und „Strukturdeterminiertheit“ aus. Übertragen auf menschliche Systeme bedeutet Autonomie, dass der Mensch seine Einzigartigkeit bzw. Individualität zum Ausdruck bringt. Die Einzigartigkeit bezieht sich auf die einzige Art und Weise wahrzunehmen, zu denken, zu fühlen und sich zu verhalten. Diese

„Eigengesetzlichkeit“ erfolgt durch die individuell gegebene Struktur des Menschen: Die derzeit bestehende Struktur eines Menschen bestimmt seine Wahrnehmungen, Kognitionen, Emotionen und Körperreaktionen bzw. Handlungen. Aufgrund der Autonomie kann die Wirkung von Interventionen im Menschen nicht von außen verordnet oder bestimmt werden, sodass auch Veränderungen nicht voraussagbar, planbar oder steuerbar sind. Die Interventionen wirken stets bestimmt durch die Eigengesetzlichkeit der gegenwärtigen Struktur des Wahrnehmenden.

- *Perturbation kognitiver Schemata durch strukturelle Kopplung*

Nach dem Ansatz der Autopoiese gehen strukturelle Veränderungen aus der Interaktion des lebenden Systems mit seiner gegebenen Umwelt hervor. Als strukturelle Kopplung wird die Fähigkeit lebender Systeme bezeichnet, sich strukturell an veränderte Umweltbedingungen anzupassen. In der Interaktion zwischen Menschen geschehen durch aufeinander bezogenes Verhalten wechselseitig Störungen bzw. „Perturbationen“, die strukturelle Veränderungen im jeweils anderen auslösen können. Wobei hier Perturbationen als Information im Sinne von Bateson verstanden werden können: als Unterschiede, die von dem wahrnehmenden Organismus als Unterschied erkannt werden. Je nachdem, wie deutlich und bedeutsam diese Unterschiede von dem Wahrnehmenden erkannt werden, beinhalten diese das Vermögen, strukturelle Anpassungen auszulösen. Menschen regen in aufeinander bezogenen Interaktionen wechselseitig strukturelle Veränderungen durch sinnesbezogene Impulse an, sei es sprachlich durch Worte oder analog wie zum Beispiel durch Bilder. Indessen können strukturelle Veränderungen bei den beteiligten Individuen gegenseitig durch Perturbationen von außen jeweils nur ausgelöst, jedoch nicht direkt beim anderen bestimmt oder gesteuert werden. Nach dem Prinzip der Autonomie können äußere Impulse als Perturbationen bzw. als Störungen Veränderungen von Wirklichkeitskonstruktionen bzw. von kognitiven Schemata durch Irritationen nur anregen, ohne vorauszusagen, welche Wirkung diese Impulse bestimmt durch die bestehende Struktur hervorrufen. Die Wirkung äußerer Impulse ergibt sich aus der Wahrnehmung und Erkundung geleitet durch die dem Wahrnehmenden derzeit zur Verfügung stehenden Kenntnisse, Annahmen, Begriffe oder Vorstellungen

und somit durch die bestehende Struktur des hervorgebrachten kognitiven Schemas. Insgesamt gelten zwei notwendige, jedoch nicht hinreichende Bedingungen als Voraussetzung für wirksame Impulse: zum einen, dass die Impulse an die bestehende Struktur des Wahrnehmenden anknüpfen, sodass diese überhaupt bestimmt durch dessen Struktur aufgenommen und erfahren werden. Zum anderen, dass die Impulse ein „Irritationspotenzial“ enthalten und hierdurch das Vermögen, die vorhandene Struktur zu „verstören“. Oder wiederholt in Anlehnung an Bateson: Impulse wirken nur dann, wenn diese einen Unterschied darlegen oder aufzeigen, der für den Wahrnehmenden als deutlicher und bedeutsamer Unterschied erkannt und erfahren wird. Durch Interaktion zwischen den Individuen kann zwar Annäherung oder Angleichung zwischen den subjektiven Sichtweisen geschehen, jedoch bleibt jede Sichtweise immer eine einzigartige, die durch die Eigengesetzlichkeit der jeweiligen Struktur erzeugt und kommuniziert wird. Von daher ist sowohl der subjektive Eindruck von sinnesbezogenen Impulsen der gegebenen Umwelt als auch dessen Ausdruck strukturdeterminiert – sei es verbal durch Worte oder analog wie beispielsweise durch Bilder.

- *Ebenen autonomer Verarbeitung sinnesbezogener Impulse*

Erkennen wird als autonomer Vorgang des Wahrnehmenden und in dem Sinne als strukturdeterminiert verstanden. Menschen bringen selbst ihre derzeit erlebte Wirklichkeit hervor, indem sie Sinnesempfindungen aus der Umwelt zu sinnhaften Erlebnissen und Erfahrungen bedingt durch die eigene Struktur verarbeiten. Nach dem Ansatz autopoietischer Systeme können beim Menschen zumindest drei Ebenen der Verarbeitung von Impulsen aus der Umwelt unterschieden werden: Nerventätigkeit, Erfahrung und Beschreibung. Auf der physischen Ebene verarbeitet das vegetative Nervensystem andauernd Unterschiede in den Relationen seiner Zustände im sensomotorischen oder interneuronalem Bereich, die nur in geringem Maße für den Menschen wahrnehmbar oder erfahrbar sind. Auf der psychischen Ebene formt der Mensch aus den wahrnehmbaren Veränderungen der Nerventätigkeit sinnhafte Erlebnisse und bildet daraus Erfahrungen und Bewusstseinszustände, die auch zu Handlungen führen können. Auf der Ebene der Beschreibung werden die

Erfahrungen in Sprache durch Unterscheidungen und Begriffe hervorgebracht, die in diesem Moment dem Beobachter zur Verfügung stehen. Dabei lassen sich zwar die Erfahrungen nicht gänzlich beschreiben, jedoch hat der Mensch keinen anderen Zugang zu seinen Erfahrungen als über die Sprache. Letztendlich besteht die gesamte Lebenswelt eines Menschen aus den sprachlichen Einheiten, mit welchen er seine Erfahrungen sinn- und bedeutungsvoll erfasst. Im Grunde betrifft diese Ebene das derzeit wirkende kognitive Schema, bedingt durch dessen Struktur Erfahrungen sprachlich erfasst und vermittelt werden. Dabei haben die in Sprache gefassten Beschreibungen wahrgenommener Objekte oder Ereignisse einen erheblichen Einfluss darauf, welche sinn- und bedeutungsvolle Wirklichkeit der Mensch sich herausbildet und erlebt. Mit anderen Worten: Die sprachliche Ebene bzw. das kognitive Schema wirkt wesentlich auf das derzeit kognitiv-emotionale und körperliche Erleben und somit auf die psychische Ebene. Insgesamt gelten die drei Ebenen als voneinander unabhängige strukturell gekoppelte autonome Einheiten, die sich wechselseitig beeinflussen. Oder anders gesagt: Jede dieser drei Ebenen kann als eigenständiges autonomes System und in dem Sinne als operational geschlossen und strukturdeterminiert betrachtet werden. Folglich bestimmt die jeweilige Struktur auf jeder dieser drei Ebenen, wie der sinnesbezogene Impuls aus der gegebenen Umwelt verarbeitet wird, wobei das jeweils „in Form Gebrachte“ als Perturbation auf die anderen Ebenen einwirken kann.

- *Kognitive Schemata als Sinn- und Bedeutungsstrukturen in psychischen Systemen*

Gemäß der Prinzipien selbstorganisierender Systeme gehen in verschiedenen Bereichen menschlicher Prozesse aus den Wechselwirkungen zahlloser Elemente auf der Mikroebene sprunghaft Ordnungen bzw. Attraktoren auf der jeweiligen Makroebene selbstorganisiert hervor. Zum Beispiel bilden sich im Bereich der Wahrnehmung aus einer unüberschaubaren Anzahl sinnesbezogener Empfindungen Ordnungen in Form von wahrnehmbaren prägnanten Gestalten oder Figuren. Oder im psychischen Bereich ordnet sich aus den vielfältigen Kognitionen, Emotionen und Körperimpulsen ein relativ stabiles sinn- und bedeutungsvolles Erleben von Wirklichkeit. Im kognitiven Bereich menschlicher Prozesse werden kognitive Schemata als Attraktoren verstanden, die das

gegenwärtige Erleben sinn- und bedeutungsvoll ordnen. Kognitive Schemata bilden sich in Form von relativ stabilen Sinn- und Bedeutungsstrukturen aus der Interaktion mit der gegebenen Umwelt als Attraktoren heraus. Aus den gegenwärtigen vielfältigen sinnesbezogenen Wahrnehmungen in der Erlebniswelt wird augenblicklich ein passendes kognitives Schema selbstorganisiert hervorgebracht, das wiederum den Sinn und die Bedeutung des Wahrgenommenen bestimmt und somit das kognitiv-emotionale und körperliche Erleben sowie die weiteren Erkundungen und Wahrnehmungen. Insofern besteht eine kreisförmige Wechselwirkung zwischen Erkundungen, Wahrnehmungen und kognitivem Schema. Kognitive Schemata reduzieren als Sinn-Attraktoren erheblich die Komplexität kognitiv-emotionaler und körperlicher Vorgänge und ordnen diese in eine subjektive Wirklichkeit, die dem Menschen bedeutungs- und sinnvoll erscheint. Im Grunde werden der Sinn und die Bedeutung des Wahrgenommenen durch die derzeit bestehende Struktur des kognitiven Schemas bestimmt und können so gesehen als strukturdeterminiert bezeichnet werden. Durch den Vorgang der Assimilation wird das gegenwärtig Wahrgenommene in das hervorgebrachte kognitive Schema eingepasst bzw. eingebunden. Durch Assimilation bleibt eine relativ stabile Übereinstimmung zwischen Wahrnehmung und Bedeutung erhalten, wodurch gleichzeitig das kognitive Schema sich zunehmend als passend und „viabel“ verfestigt. Durch den Vorgang der Akkommodation werden kognitive Schemata an Informationen aus der Erlebniswelt angepasst. Akkommodation geschieht, wenn das gegenwärtig Wahrgenommene in das vorhandene kognitive Schema nicht eingeordnet werden kann oder unerwünschte Auswirkungen aufgrund bestehender Bedeutungs- und Sinnzuschreibungen erlebt werden. Akkommodation wird im Rahmen der Synergetik als Übergang in eine andere Ordnung verstanden und kann dementsprechend als Wandel zweiter Ordnung bezeichnet werden.

- *Psycho-physische Grundstimmung als wesentliche Einflussgröße*

Der Mensch verarbeitet die äußere und innere Welt bedingt durch seine derzeitige Struktur bzw. seinen aktuellen Zustand, woraus sich eine relativ stabile Ordnung von Wirklichkeit bildet. Dabei wird der aktuelle emotional-körperliche Zustand bzw. die psycho-physische Grundstimmung eines Menschen als wesentlicher

Einfluss darauf gesehen, welche Bedeutung Information für diesen Menschen erhält bzw. ob diese überhaupt wahrgenommen wird. Insofern wird von Vertretern der Synergetik die momentane psycho-physische Grundstimmung eines Menschen als Kontrollparameter in Betracht gezogen. Der Zusammenhang zwischen der aktuellen psycho-physischen Grundstimmung als Kontrollparameter und dem kognitiven Schemata als Attraktor kann wie folgt beschrieben werden: Die aktuelle psycho-physische Grundstimmung beeinflusst in dem Maße die kognitiven Vorgänge, dass diese Grundstimmung als Kontrollparameter auf die Verarbeitung sinnesbezogener Empfindungen zu wahrgenommener Information wirkt: Je nach emotional-körperlicher Befindlichkeit wird die Vielzahl von Sinnesempfindungen selektiert, verzerrt und emotional eingefärbt und erst in dieser Weise als wahrnehmbare Information herausgeformt. Aus diesem emotional-körperlichen Erleben und Wahrnehmen bilden sich augenblicklich entsprechende kognitive Schemata als Sinn-Attraktoren heraus, die wiederum die Bedeutung und den Sinn der wahrgenommenen Information erfassen und infolgedessen das weitere kognitiv-emotionale und körperliche Erleben.

- *Ordnungsübergänge von kognitiven Schemata*

Laut Synergetik werden Veränderungen von Wirklichkeitskonstruktionen bzw. kognitiven Schemata als Ordnungsübergänge beschrieben, in welchem auch spontan ein Wandel von der bisherigen Ordnung von Wirklichkeit in eine andere geschehen kann. Dieser Wandel kann durch wahrgenommene Unterschiede in der gegenwärtigen Erlebniswelt zum hervorgebrachten kognitiven Schema ausgelöst werden und im Zuge dessen durch Information, die nicht in das bestehende kognitive Schema eingepasst bzw. assimiliert werden kann. Informationen können bisher stabile Sichtweisen von der gegebenen Umwelt verändern und lösen dann Ordnungsübergänge in psychischen Systemen aus, wenn plötzlich die bestehende kognitive Ordnung nicht mehr als passend oder als widersprüchlich zur Information gesehen und erlebt wird. Aus der veränderten Sichtweise eröffnet sich die Welt in der Wahrnehmung augenblicklich als vielschichtiger und mehrdeutiger. Aus dieser Komplexität und der damit einhergehenden Instabilität des psychischen Systems bildet sich entweder eine neue kognitive Ordnung heraus, die die Welt in einem anderen Licht als sinn- und bedeutungsvoll

erscheinen lässt, oder die bisherige Ordnung setzt sich wiederum als Sinn-Attraktor durch, was sich auch als mögliche Lösung ergeben kann. Gerade in der Phase des Übergangs, in welcher noch kein neuer Sinn-Attraktor bzw. kein neues kognitives Schema hervorgebracht wurde, fühlen sich die Menschen in der Regel verunsichert und verwirrt: Die Welt erscheint plötzlich vielschichtig und mehrdeutig und nicht mehr geordnet und eindeutig. Ordnungsübergänge können als Wandel zweiter Ordnung bezeichnet werden, woraus sich Lösungen zweiter Ordnung ergeben: überraschende und neuartige Lösungen, die sich aus einem veränderten kognitiven Schema herleiten.

Im Folgenden werden die in diesem Kapitel 2 ausgeführten theoretischen Ansätze und Aspekte auf die Resonanzbildmethode von Gisela Schmeer übertragen. Durch diese Übertragung wird beabsichtigt, die Wirkweise analoger Beratungsmethoden und insbesondere die der Resonanzbildmethode theoretisch zu fundieren und zu legitimieren.

3 Die Resonanzbildmethode im Hinblick auf ein systemisches Verständnis von Veränderung

In diesem Kapitel werden der theoretische Hintergrund und insbesondere die systemtheoretischen Aspekte der Veränderung aus Kapitel 2 auf die Resonanzbildmethode nach Gisela Schmeer übertragen, um diese weiterführend wissenschaftlich zu fundieren. Dabei wird das Resonanzbild als bildhafte analoge Intervention verstanden. Hierfür ist es zunächst erforderlich, die wesentlichen Begriffe wie „Intervention“, „analog“, „Analogie“, „Bild“ und „Resonanz“ zu erläutern und zu bestimmen sowie deren Verbindungen untereinander aufzuzeigen. Diese Klärung und Bestimmung relevanter Begriffe erfolgt auch mit Bezügen zu theoretischen Ansätzen aus Kapitel 2. Dadurch erhalten diese Begriffe eine weitere Begründung aus systemtheoretischer Perspektive, die im Rahmen der vorliegenden Arbeit hauptsächlich eingenommen wird. Anschließend wird die Resonanzbildmethode nach Gisela Schmeer dargelegt, um zunächst einen allgemeinen Überblick und -einblick zu erhalten. Hier werden zum einen wesentliche theoretische Säulen zur praktischen Fundierung vornehmlich aus der Perspektive von Gisela Schmeer im Einzelnen nachgezeichnet und zum anderen ihr Werk als Ganzes besprochen. Daran anknüpfend wird das Verfahren zur praktischen Anwendung der Resonanzbildmethode vorgestellt. Auch in diesem Kapitel 3.2 fließen an manchen Stellen theoretische Ansätze aus Kapitel 2 zur wissenschaftlichen Fundierung ein. Im darauf folgenden Kapitel 3.3 werden wesentliche Elemente und Aspekte der Resonanzbildmethode gesondert dargelegt und erläutert, um diese vor dem theoretischen Hintergrund aus Kapitel 2 zu besprechen und aus einem systemtheoretischen Blickwinkel weiterführend wissenschaftlich zu begründen.

Zur Darstellung und Erläuterung der Resonanzbildmethode werden neben der vorhandenen Literatur Aussagen von Gisela Schmeer aus einem teilstrukturierten Interview mit dem Autor dieser Arbeit mit einbezogen. Das Interview dient somit als zusätzliche inhaltliche Quelle. Der Leitfaden und die Transkription des Interviews sind im Anhang aufgeführt (siehe unten Anhang A und B). Zusätzlich werden bei der Darlegung der Resonanzbildmethode Bilder von Teilnehmern oder Patienten aus der vorliegenden Literatur zur Untermalung und Veranschaulichung verwendet. Diese Bilder aus der praktischen Anwendung sollen vor allem dazu

dienen, die Resonanzbildmethode *einsehen* und *gedanklich nachvollziehen* zu können. Insoweit werden diese Bilder neben den eingefügten Kommentaren von Gisela Schmeer nicht weiter bildanalytisch untersucht.

Hier sei nochmal ausdrücklich betont, dass schon während der Erläuterungen relevanter Begriffe und theoretischer Ansätze auf den theoretischen Hintergrund aus Kapitel 2 zurückgegriffen wird, wodurch die wissenschaftliche Fundierung als integrierter Bestandteil der Ausführungen und somit in diesem Kapitel geschieht. Die daraus erworbenen Erkenntnisse werden unten in Kapitel 4 abschließend betrachtet und diskutiert.

3.1 Bestimmung grundlegender Begriffe und deren Verbindungen

Das Resonanzbild gilt als analoge bildhafte Intervention. Um die Wirkung und Wirkweise dieser Intervention auf der Grundlage systemtheoretischer Aspekte von Veränderung wissenschaftlich zu fundieren, ist es zunächst erforderlich, das vorliegende Verständnis von Intervention vor dem Hintergrund des bisher Gesagten zu schärfen sowie die Begriffe „Analogie“ und „Bild“ zu klären. Darüber hinaus werden digitale und analoge Interventionen gegenübergestellt, um aus diesem Vergleich die jeweils besondere Wirkweise herauszustellen. Anschließend wird der Begriff „Resonanz“ aus verschiedenen Disziplinen und Betrachtungsweisen erläutert. Bei der Bestimmung dieser wesentlichen Begriffe werden die theoretischen Grundlagen aus Kapitel 2 berücksichtigt und einbezogen.

3.1.1 Zum Verständnis von Intervention

Im weiteren Verlauf der vorliegenden Arbeit wird das Resonanzbild nach Gisela Schmeer als Intervention bezeichnet. Der Begriff „Intervention“ wurde schon in Kapitel 2.4.3 in Anlehnung an Gregory Bateson und in Kapitel 2.4.4 im Zusammenhang mit der Umdeutung eingeführt. Im Folgenden wird die Bestimmung weiter geschärft, um das zugrunde liegende Verständnis von Resonanzbild als Intervention deutlich herauszustellen. Dabei werden die in Kapitel 2 erarbeiteten theoretischen Annahmen mit einbezogen.

Das Wort „intervenieren“ heißt im Deutschen „vermittelnd eingreifen“; „sich einschalten“, „sich in die Angelegenheit eines Staates einmischen“. Das Verb wurde im 17. Jahrhundert als politischer Fachausdruck aus dem gleichbedeutenden französischen „intervenir“ entlehnt. Dies geht auf lateinisch „intervenire“: „dazwischentreten“, „dazwischenkommen“ zurück. Zu „intervenieren“ stellen sich Intervention „das Intervenieren“, das gleichfalls im 17. Jahrhundert aus dem französischen „intervention“ (lateinisch „interventio“) entlehnt wurde, und Intervenient, „jemand der interveniert“ (vgl. Duden Herkunftswörterbuch 1997, 309).

Im Grunde beinhaltet Intervention immer eine Absicht oder einen Zweck und zwar das, was der Intervenient bzw. der Intervenierende durch „vermittelndes Eingreifen“, „sich Einschalten“ oder „Dazwischentreten“, „Dazwischenkommen“ bewirken möchte. Dementsprechend kann Intervention als ein äußerer Anstoß bzw. Impuls bezeichnet werden mit der Absicht etwas zu bewirken.

Schließlich kann bezogen auf systemische Beratung Intervention allgemein als äußerer „Anstoß“, oder „Impuls“ verstanden werden mit der Absicht, problemerzeugendes oder einschränkendes subjektives Erleben von Wirklichkeit zu verändern. Dabei wird einerseits der Impuls von einem Intervenierenden über Sprache durch Worte oder analog – wie zum Beispiel durch Bilder oder Zeichnungen – nach außen gegeben und andererseits von einem Wahrnehmenden sinnesbezogen empfangen und erkannt.

Nach dem Ansatz autopoietischer Systeme geschieht Erkennen durch Beobachtung (siehe oben Kapitel 2.5.4). Beobachten bedeutet hier unterscheiden, wobei die Unterscheidungen vom Wahrnehmenden selbst nach bestimmten Eigenschaften und Kriterien gebildet werden. Das menschliche Nervensystem erzeugt fortwährend Unterschiede in den Relationen seiner Zustände, die sowohl durch innere physiologische Reize, aber auch durch äußere Impulse ausgelöst werden können. Dabei werden innere Reize oder äußere Impulse durch den derzeitigen Zustand bzw. durch die bestehende Struktur des Menschen autonom und somit „eigengesetzlich“ sinnesbezogen wahrgenommen und erkannt. Folglich ist aufgrund der Autonomie die Wirkung äußerer Impulse im Menschen nicht voraussagbar oder vorhersehbar. Interventionen wirken stets bestimmt durch die

Eigengesetzlichkeit der gegenwärtigen Struktur des Wahrnehmenden, sodass von außen die eigentliche Wirkung nicht beeinflusst oder gesteuert werden kann. Entsprechend regen zwar Interventionen in Form äußerer Impulse das Nervensystem zu Unterschieden an, diese werden jedoch von dem Wahrnehmenden bedingt durch seine gegenwärtige Struktur selbst gebildet und erkannt. Ausschließlich dasjenige, bestimmt durch die Struktur in dieser Form Erkannte oder in dieser Weise *In-formierte*, wirkt auf das gegenwärtige Erleben von Wirklichkeit ein.

Dabei gelten in Anlehnung an Bateson Unterschiede, die für den wahrnehmenden Organismus einen Unterschied darstellen, als Information (siehe oben Kapitel 2.4.3). In diesem Sinne kann – wie schon an mehreren Stellen dieser Arbeit ausführlich dargelegt – Information als Intervention verstanden werden, weil diese je nach subjektiv gebildetem und wahrgenommenem Unterschied auf die subjektive Konstruktion von Wirklichkeit und insbesondere auf das kognitive Schema einwirkt. In diesem Zusammenhang wirken laut Glasersfeld Informationen als subjektiv erkannte Unterschiede, die aus einem Vergleich zwischen kognitivem Konstrukt und dem gegenwärtig Wahrgenommenen in der Erlebniswelt resultieren. Dieser Vergleich geschieht durch den Wahrnehmenden nach selbst gewählten Eigenschaften und Kriterien der Bewertung (siehe oben 2.3.4).

Je nachdem, wie deutlich und bedeutsam Unterschiede von dem jeweiligen Menschen in seiner Erlebniswelt gebildet und sinnesbezogen wahrgenommen werden, können diese Unterschiede Anpassungen – oder in Anlehnung an Piaget Akkommodation – in dem hervorgebrachten kognitiven Schema bewirken (siehe oben Kapitel 2.3.5). Mit anderen Worten: Der Vorgang der Akkommodation und somit eine Anpassung kognitiver Konstrukte bzw. Schemata an sinnesbezogene Eindrücke in der Erlebniswelt wird nur durch deutliche und bedeutsame wahrgenommenen Unterschiede und in diesem Sinn durch Information ausgelöst.

Hier sei wiederholt der Aspekt betont, dass die Wirkung von Interventionen vor allem durch das emotionale Erleben des wahrgenommenen und erkannten Unterschiedes beeinflusst wird. Oder anders gesagt: Für die Wirkung eines

äußeren Impulses ist das Ausmaß des emotionalen Erlebens beim Wahrnehmen und Erkennen eines Unterschiedes entscheidend.

Wie schon oben in diesem Kapitel erwähnt, kann allgemein betrachtet sowohl auf der sprachlichen als auch auf der analogen Ebene interveniert werden. Im Folgenden werden diese beiden Ebenen genauer beschrieben und deren Unterschiede herausgestellt.

3.1.2 Digitale und analoge Intervention – diskursives und intuitives Erkennen

Das Wort „analog“ stammt von dem griechisch-lateinischen „análogos“ und besteht aus dem griechischen „aná“ („gemäß“) und „logos“ („Wort“, „Rede“, „Satz“, „Maß“, „Denken“, „Vernunft“) und heißt eigentlich „dem Logos, der Vernunft entsprechend“. Allgemein bedeutet „analog“ im Deutschen „entsprechend“, „ähnlich“, „gleichartig“ (vgl. Duden Herkunftswörterbuch 1997, 34).

Demnach könnte „analog“ auch heißen, dass etwas in der gegenwärtigen sinnlichen Erfahrung erkanntes Gegenständliches wie ein Objekt, Bild oder Zeichen sowie auch etwas gegenwärtig erlebtes Sinnbildliches wie eine Metapher oder Märchen einem bekannten Objekt oder Ereignis gemäß, ähnlich oder gleichartig ist.

Um die Begriffe „digitale“ und „analoge Intervention“ theoretisch darzulegen und zu fundieren, wird zunächst ein Blick in die gängige Literatur der Beratungspraxis geworfen, um zu schauen, wie diese Unterscheidung in der Praxis im Allgemeinen verstanden wird.

Nach den systemtheoretisch orientierten Beratern und Forschern Eckard König und Gerda Vollmer können grundsätzlich zwei kognitive Prozesse der Verarbeitung wahrgenommener Impulse aus der äußeren Umwelt unterschieden werden. Das digitale Denken verarbeitet Impulse sequenziell, verbal, logisch und analytisch. Das analoge Denken ist ganzheitlich, intuitiv und bildhaft. In Tabelle 1 werden digitales und analoges Denken gegenübergestellt:

Digitales Denken	Analoges Denken
<ul style="list-style-type: none"> • analytisches Wahrnehmen • begriffliches, sprachliches Denken • logische Verknüpfungen (wenn-dann) • mathematisches Denken 	<ul style="list-style-type: none"> • ganzheitliches Denken • nichtsprachliches Denken in Bildern, Formen, Farben • keine logischen Verknüpfungen (sowohl als auch) • Intuition, Kreativität

Tabelle 1 Digitales und analoges Denken

Quelle König/Vollmer 2008, 110

Auf Grundlage dieser Unterscheidung ergeben sich zwei verschiedene Ansatzpunkte in der Beratung (vgl. ebda. 2008, 111):

- a) Digitale Verfahren, auf der Basis rationalen bzw. diskursiven Denkens, um ein Problem zu bearbeiten oder zu analysieren.
- b) Analoge Verfahren, die das analoge bzw. intuitive Denken nutzen, um Situationen zu klären oder neue kreative Ideen zu gewinnen.

Nach König/Vollmer beruhen digitale Verfahren auf begrifflich sprachlichem Denken, wodurch die entsprechende Situation rational analysiert wird und logische Zusammenhänge verstanden werden. Bei analogen Verfahren wählt der Klient für die gemeinte Situation ein Symbol oder eine Metapher, malt ein Bild oder stellt die Situation szenisch dar. Dabei erfolgen Auswahl oder Darstellung nicht rational, sondern „intuitiv“. Der Klient stellt während der sprachlichen Beschreibung des Analoges neue Bezüge her und gewinnt dabei eine neue Sichtweise von der Problemsituation (vgl. ebda. 2008, 110).

Gemäß König/Vollmer können zunächst folgende Unterscheidungen zwischen digitalen und analogen Interventionen festgehalten werden: Durch digitale Interventionen erfolgt Erkennen eher verstandesmäßig rational bzw. diskursiv und in dieser Weise durch begriffliches und analytisches Denken, mathematische Ableitungen oder logische Schlussfolgerungen. Durch analoge Interventionen geschieht Erkennen vielmehr in der sinnesbezogenen Wahrnehmung intuitiv. Dabei werden durch sprachliche Beschreibung des Analoges neue Bezüge hergestellt, wodurch sich die Sichtweise auf die gemeinte Situation verändert. Oder anders gesagt: Durch das sprachliche Erfassen des in der sinnesbezogenen

Wahrnehmung intuitiv erkannten Analogen verändert sich das entsprechende kognitive Schema des Gemeinten und somit dessen Bedeutung.

Was heißt nun in diesem Zusammenhang „intuitiv“? Und: Wie lassen sich intuitives und diskursives Erkennen deutlicher voneinander abgrenzen?

Das Adjektiv „intuitiv“ wurde dem lateinischen „intuitus“ entlehnt und heißt im Deutschen „durch unmittelbare Anschauung (nicht durch Denken) erkennbar“, „auf Eingebung beruhend“ (vgl. Duden Herkunftswörterbuch 1997, 310).

Nach Rehfus heißt das lateinische Wort „Intuition“ im Deutschen „Anschauung“ und bezeichnet den Akt der Erfassung des unmittelbar Gegebenen. Dabei wird unter Intuition ein Erkennen verstanden, das seinen Gehalt weder aus anderen Sätzen oder Begriffen noch aus anderen Urteilen oder aus der Gültigkeit logischer Schlussfolgerungen bezieht, sondern aus einer Anschauung des Gegebenen, wobei dessen „Wahrheit“ unmittelbar, das heißt intuitiv eingesehen werden kann. Voraussetzung des intuitiven Erfassens eines Gegenstandes ist, dass dieser a) als Einzelner und b) als Ganzer gegeben ist. In dieser Hinsicht steht der Begriff des Intuitiven dem Begriff des Diskursiven gegenüber, durch den bezeichnet wird, dass Inhalte nacheinander durchlaufen werden. Im Gegensatz zur intuitiven Erkenntnis, bei der ein einzelner Sachverhalt als Ganzer auf einmal gesehen werden kann, wird durch diskursive Erkenntnis ein Ergebnis durch eine logische Folgerung erreicht (vgl. ebda. 2003, 412f.).

Demnach geschieht intuitives Erkennen durch Einsehen von Objekten oder Ereignissen in der sinnlichen Anschauung durch den erkennenden Menschen, wobei das (Ein-)Gegebene als Einzelnes und gleichzeitig als Ganzes unmittelbar in den Blick genommen wird. Im Gegensatz dazu erfolgt diskursives Erkennen in mehreren Schritten bzw. sequenziell und wird aus anderen Begriffen, Urteilen, aus mathematischen Ableitungen oder aus logischen Schlussfolgerungen hergeleitet. In dieser Weise steht diskursives Erkennen unmittelbar in Verbindung mit bzw. in Abhängigkeit von vorhandenen Kenntnissen, Annahmen, Begriffen oder Vorstellungen und erfolgt somit hauptsächlich durch die kognitive Struktur des Erkennenden.

Kant stellt in diesem Zusammenhang den Verstand als Denken durch Begriffe der Anschauung durch Sinnlichkeit gegenüber:

„Auf welche Art und durch welche Mittel sich auch immer Erkenntnis auf Gegenstände beziehen mag, so ist doch diejenige, wodurch sie sich auf dieselbe unmittelbare bezieht und worauf alles Denken als Mittel abzweckt, die Anschauung. Diese findet aber nur statt, so fern uns der Gegenstand gegeben wird; dieses aber ist wiederum, uns Menschen wenigstens, nur dadurch möglich, dass er das Gemüt auf gewisse Weise affiziere. Die Fähigkeit (Rezeptivität), Vorstellungen durch die Art, wie wir von Gegenständen affiziert werden, zu bekommen, heißt Sinnlichkeit. Vermittelst der Sinnlichkeit also werden uns Gegenstände gegeben, und sie allein liefert uns Anschauungen; durch den Verstand aber werden sie gedacht, und von ihm entspringen Begriffe“ (Kant 1787, II: B 33).

An anderer Stelle seiner Kritik der reinen Vernunft bezieht er den Gegensatz diskursiv versus intuitiv auf das Verhältnis von Verstand und Sinnlichkeit:

„Also ist die Erkenntnis eines jeden, wenigstens des menschlichen, Verstandes eine Erkenntnis durch Begriffe, nicht intuitiv, sondern diskursiv“ (ebda. 1787, II: B 93).

Wie auch schon oben in Kapitel 2.3.3 erläutert, bezeichnet Kant das Vermögen, Objekte oder Gegenstände zu empfangen bzw. aufzunehmen, als Sinnlichkeit und das Vermögen, den Gegenstand sinnlicher Anschauung zu denken, als Verstand. Die gegenständliche Welt ist dem Menschen durch Anschauung als geordnete Erscheinung sinnlich gegeben und wird durch den Verstand gedacht. Durch die sinnlichen Formen der Anschauung und durch die Kategorien des Verstandes ist dem Menschen einzig das Ding als „Erscheinung“ und nicht „das Ding an sich“ zugänglich. Die Erscheinung ist ein inneres Abbild von den Dingen der äußeren Welt, das durch die sinnlichen Formen der Anschauung und durch die verstandesmäßigen Kategorien von dem Menschen konstruiert wird. Wobei die Vereinigung (Synthesis) der Erscheinungen in der Anschauung mit den Urteilsformen des Verstandes die Einbildungskraft leistet.

Zusammenfassend kann nun Folgendes gesagt werden: Durch analoge Interventionen wird eher intuitives Erkennen in der Anschauung des sinnlich Gegebenen angeregt und durch digitale Interventionen eher diskursives Erkennen durch die Kategorien des Verstandes.

Dabei fließen nach Kant beide Quellen menschlicher Erkenntnis unmittelbar zusammen und beide sind gleichermaßen wichtig und unentbehrlich: Ohne Sinnlichkeit kann dem Menschen kein Gegenstand gegeben sein und ohne Verstand kein Gegenstand gedacht werden (siehe oben Kapitel 2.3.3). Dementsprechend werden sowohl bei analogen als auch bei digitalen Interventionen intuitive und diskursive Erkenntnisvorgänge „angestoßen“, wobei beide unmittelbar zusammenfließen.

Wie kann im weiteren Verlauf der Unterschied zwischen digitalen und analogen Interventionen genauer erfasst werden?

Hier lohnt sich wiederholt ein Blick in die grundlegenden Ausführungen von Watzlawick, Beavin und Jackson zum Thema menschliche Kommunikation, da im Grunde Interventionen oder Impulse über Kommunikation vermittelt werden. Wie lässt sich diese Bestimmung herleiten?

Die oben genannten Autoren bezeichnen eine einzelne Mitteilung als Kommunikation. Der Ablauf von Mitteilungen zwischen zwei oder mehreren Personen wird als Interaktion definiert. Jedes Verhalten innerhalb einer Interaktion hat Mitteilungscharakter und ist folglich Kommunikation. Da es nicht möglich ist, sich in einer Interaktion nicht zu verhalten, ist es demzufolge auch unmöglich, nicht zu kommunizieren (vgl. ebda. 1990, 50–53).

„Handeln oder Nichthandeln, Worte oder Schweigen haben alle Mitteilungscharakter: Sie beeinflussen andere, und diese anderen können ihrerseits nicht *nicht* auf diese Kommunikationen reagieren und kommunizieren damit selbst“ (ebda. 1990, 50).

So gesehen können Kommunikationen auch als Intervention oder Impuls bezeichnet werden, wenn diese durch ihren „Mitteilungscharakter“ beim Empfänger einen wahrnehmbaren und bedeutsamen Unterschied und dementsprechend eine Wirkung auslösen.

Nun bestehen im Bereich der menschlichen Kommunikation grundsätzlich zwei Arten, in denen Objekte oder Ereignisse dargestellt und somit zum Gegenstand von Kommunikation werden können. Entweder werden Objekte oder Ereignisse digital zum Beispiel durch Worte oder einen Namen beschrieben oder analog zum Beispiel in Form eines Bildes oder einer Zeichnung dargestellt. Somit bestehen in

der menschlichen Kommunikation die digitale und analoge Modalität, wobei in der zwischenmenschlichen Interaktion gewöhnlich beide zeitgleich verwendet werden (vgl. ebda. 1990, 61–68).

Digitale Kommunikation ist die Vermittlung von Information über Worte, deren Beziehung zum gemeinten Inhalt eine rein zufällige oder willkürliche ist.

„Es gibt letztlich keinen zwingenden Grund, weshalb die fünf Buchstaben k, a, t, z und e in dieser Reihenfolge ein bestimmtes Tier benennen sollen – es besteht lediglich ein semantisches Übereinkommen für diese Beziehung zwischen Wort und Objekt [...]“ (ebda. 1990, 62).

Die abstrakte digitale Kommunikation zeichnet sich durch eine komplexe logische Syntax aus. Von daher ist diese Art für die Vermittlung von Wissen, Kenntnissen oder Daten besonders geeignet und wird demnach fast ausschließlich auf der Inhaltsebene der Kommunikation verwendet (vgl. ebda. 1990, 62f.).

Analoge Kommunikation ist eine direkte Ausdrucksform, wie zum Beispiel durch Gestik, Mimik, Stimmlage und auch über Metaphern oder Bilder. Sie weist eine grundsätzliche Ähnlichkeit oder „dingartige“ Entsprechung zu demjenigen Objekt oder Ereignis auf, welches zum Ausdruck gebracht werden soll.

„In der analogen Kommunikation [...] finden wir etwas besonders Dingartiges in dem zur Kennzeichnung des Dings verwendeten Ausdruck; schließlich liegt es ja im Wesen einer Analogie, dass sie eine grundsätzliche Ähnlichkeitsbeziehung zu dem Gegenstand hat, für den sie steht“ (ebda. 1990, 62).

Dem Analogen ist eine unmittelbare und klare Kennzeichnung der Beziehung zu den angesprochenen Personen oder dargestellten Objekten oder Ereignissen innewohnend und somit die jeweilige subjektive Bedeutung für den Kommunizierenden. Kurz gesagt: Analoge Kommunikationsformen bringen unmittelbar die Beziehungen zu dem Gemeinten und dessen Bedeutungen zum Vorschein.

"[...] es ist leicht, etwas mit Worten zu beteuern, aber schwer, eine Unaufrichtigkeit auch analogisch glaubhaft zu kommunizieren. Eine Geste oder eine Miene sagt uns mehr darüber, wie ein anderer über uns denkt, als hundert Worte" (ebda. 1990, 64).

In der zwischenmenschlichen Kommunikation vermittelt demzufolge die digitale Form den inhaltlichen Aspekt, wobei die analoge Form die Art der Beziehung und

indessen die subjektive Bedeutung ausdrückt. Beide Kommunikationsformen bestehen nicht nur nebeneinander, sondern können sich auch entweder gegenseitig ergänzen (Kongruenz) oder widersprechen (Inkongruenz). Dieser Zusammenhang betrifft insbesondere die sprachliche Kommunikation, wobei das Gesprochene in seiner Bedeutung zeitgleich durch die nonverbalen (zum Beispiel Gestik und Mimik) und paraverbalen (zum Beispiel Stimmlage und Tonalität) Ausdrucksweisen qualifiziert wird.

Der Eindruck von ausschließlich analogen Ausdrucksformen ermöglicht qualitativ sehr verschiedene Übersetzungen in die digitale Sprache, die im Wesentlichen von der subjektiven „Auffassung“ und somit von der Sichtweise des Empfängers bestimmt wird, aus welcher sich der Sinn und die Bedeutung des Wahrgenommenen erschließen.

„Ein Geschenk z. B. ist eine analoge Mitteilung. Ob der Beschenkte jedoch in diesem Geschenk einen Ausdruck der Zuneigung, eine Bestechung oder eine Wiedergutmachung sieht, hängt von der Auffassung ab, die er von seiner Beziehung zum Geber hat“ (ebda. 1990, 97).

Aus der Gesamtbetrachtung des bisher Gesagten kann der wesentliche Unterschied zwischen digitalen und analogen Kommunikationsformen und somit für die entsprechenden Interventionen wie folgt erfasst werden: Analoge Formen bringen vielmehr als digitale das „Dingartige“ gemeinter Objekte oder Ereignisse unmittelbar zum Ausdruck. Die digitale Kommunikation ist zwar in der sprachlichen Vermittlung von Wissen, Kenntnissen oder Daten sowie in der Beschreibung von Objekten oder Ereignissen eindeutiger und insoweit für den Empfänger inhaltlich verständlicher. Dagegen bringen analoge Formen beim Ausdruck die subjektiv erlebten und erfahrenen Beziehungen zu Objekten oder Ereignissen und somit die Bedeutungen von dem Gemeinten unmittelbar zum Vorschein. Jedoch beim Eindruck sind analoge Formen – wie zum Beispiel Zeichnungen oder Bilder – mehrdeutiger, worauf der Wahrnehmende seine für ihn jeweilige Bedeutung und sein für ihn jeweiliges Verständnis in dem Analogen selbst erkundet und in der sinnlichen Anschauung intuitiv erschließt. Im Grunde kann durch digitale Kommunikation auch Bedeutung und Verständnis von dem Sender durch Worte inhaltlich vorgeformt werden, wodurch der Empfänger vielmehr in einem gemeinten Sinn- und Bedeutungsrahmen die geäußerten Inhalte

verstandesmäßig einordnet und diskursiv nachvollzieht. Hierbei wird die abstrakte digitale Kommunikation in Form von Worten oder Zahlen immer nur in unmittelbarer Verbindung mit und in Abhängigkeit von einem kognitiven Schema und somit mit den vorhandenen Kenntnissen, Begriffen, Vorstellungen und Annahmen des Empfängers verstanden. Insofern ist digitale Kommunikation nicht von selbst verständlich, sondern immer nur vermittelt über den „Verstand“ des Empfängers. Eigentlich reagiert der Hörer – in der Regel unbemerkt – immer nur auf seine selbsterzeugten sinnesbezogenen Vorstellungen über das Gehörte und in diesem Sinne zum Beispiel auf die von ihm erzeugten inneren Bilder oder inneren Dialoge. Hingegen wird durch analoge Formen bei dem Wahrnehmenden die Suche nach Sinn und Bedeutung in erhöhtem Umfang angeregt, sodass umso mehr das Analoge intuitiv in der sinnlichen Anschauung unmittelbar selbst eingesehen und erschlossen wird. Wobei als Voraussetzung für intuitives Erkennen gilt, dass das Gemeinte zum einen als Einzelnes und zum anderen als Ganzes dargeboten wird, was zum Beispiel durch Bilder oder Zeichnungen gegeben sein kann.

Zum Beispiel besteht grundsätzlich die Möglichkeit, den Begriff „Baum“ als Gegenstand der Kommunikation mit Worten genau zu beschreiben und indessen sowohl die eigenen Kenntnisse, Annahmen, Vorstellungen mit den zur Verfügung stehenden Begriffen als auch die eigene Bedeutung des Gemeinten sprachlich zu vermitteln. Je genauer die Aussagen des Beschreibenden sind, desto mehr werden hauptsächlich seine Sichtweise und Bedeutungen dem Empfänger verstandesmäßig vermittelt, während der Empfänger mehr und mehr ersucht ist, das Gemeinte diskursiv nachzuvollziehen und zu verstehen. Die andere Möglichkeit ist, „Baum“ analog bildlich darzustellen und ohne sprachlichen Kommentar darzubieten. Hier ist der Betrachter vielmehr gefordert, das Gegebene zunächst in der sinnlichen Anschauung intuitiv zu erfassen und währenddessen mit seinen vorhandenen Kenntnissen, Begriffen, Annahmen und Vorstellungen zu verbinden, um auf diese Weise das Wahrgenommene sinn- und bedeutungsvoll einzuordnen. Hierbei wird das Empfangene nicht wie bei der digitalen Kommunikation unmittelbar mit einem entsprechenden kognitiven Schema verbunden, sondern ein passendes kognitives Schema wird vornehmlich aus der sinnesbezogenen Wahrnehmung bzw. aus der sinnlichen Anschauung des

Gegebenen herausgebildet. Oder kurz gesagt: Das kognitive Schema wird vielmehr aus dem unmittelbaren sinnlichen Eindruck des Gegebenen hervorgebracht, um das Wahrgenommenen sinn- und bedeutungsvoll zu ordnen.

Natürlich werden bei jeder sprachlichen Äußerung unvermeidlich die gesprochenen Worte stets durch nonverbale und paraverbale Aspekte begleitet, wobei gerade durch diese zeitgleichen analogen Ausdrucksweisen die eigentliche Bedeutung des Gemeinten beim Kommunizierenden unmittelbar zum Vorschein kommt. Auch wenn das Gegenüber nach seiner Bedeutung zum Beispiel von „Baum“ ausdrücklich gefragt wird, so bleibt bei der verbalen Antwort die Bedeutung vordringlich über Worte vermittelt, wobei der unmittelbare bedeutungsvolle Ausdruck durch die gleichzeitigen analogen Aspekte in der Regel bloß wenig oder keine bewusste Beachtung oder Anschauung finden. Der Empfänger bleibt gewöhnlich von diesen Aspekten im Verstand unbeeindruckt.

Bei alledem gehen Sinn, Bedeutung und Verständnis stets aus dem kognitiven Schema hervor und somit aus den subjektiven Kenntnissen, Begriffen, Annahmen und Vorstellungen, welche der Wahrnehmende mit dem Wahrgenommenen verbindet. Mit anderen Worten: Sowohl digitale als auch analoge Impulse regen stets bei dem Wahrnehmenden kognitive Schemata an, um überhaupt das Wahrgenommenen sinn- und bedeutungsvoll zu ordnen und zu verstehen.

Nachdem die wesentlichen Unterschiede zwischen digitaler und analoger Form der Kommunikation und dementsprechend der Intervention herausgearbeitet wurden, werden im Folgenden sowohl der Begriff „Analogie“ weiter geschärft als auch „Bild“ und „Resonanz“ begrifflich erfasst sowie deren Verbindungen zueinander aufgezeigt. Dies führt zu einer Klärung der Begriffe, die für den weiteren Verlauf dieser Arbeit grundlegend sind.

Zunächst wird die Frage besprochen: Wie kann durch „Analogie“ im allgemeinen Erkenntnis geschehen?

3.1.3 Analogie als Erkenntnis durch Vergleich

Nach Rehfus bezeichnet ursprünglich der Begriff „Analogia entis“ – lateinisch „Ähnlichkeit des Seins“ – in der scholastischen, speziell der thomistischen, und

neuscholastischen Philosophie das Verhältnis des ewig göttlichen Seins zum endlichen, vergänglichen Sein der Schöpfung. Demnach hat das endliche, vergängliche Sein Teil am ewigen Sein des Schöpfers, sodass eine Ähnlichkeit zwischen den beiden Seinsarten besteht. Der Lehre von der Analogie des Seins liegt die Annahme zugrunde, dass der Begriff des Seins als der allgemeinste Begriff nicht mehr definierbar ist. Er ist damit kein eindeutiger oder univoker Begriff mehr, sondern ein analoger. Das Sein ist nicht bei allen Gegenständen identisch, sondern den verschiedenen Gegenständen angepasst oder proportional. Trotzdem ist jedes endliche Sein gottähnlich, allerdings nur in analoger, unvollkommener Weise (vgl. Rehfus 2003, 244).

Demnach umfasst der Begriff „Analogia entis“ ausschließlich das Verhältnis zwischen dem göttlichen ewigen Sein zum endlichen Sein in der gegenständlichen Welt der Schöpfung. In jedem Objekt der gegenständlichen Welt spiegelt sich das göttliche Sein wider. Oder: Jedes Objekt beinhaltet das göttliche Sein – und zwar in seiner eigenen Form oder Gestalt – und ist somit im Verhältnis zu Gott. Dabei ist dieses Sein nicht eindeutig definierbar, sondern es ist dem Göttlichen analog und somit gemäß. Mit anderen Worten: In jedem Menschen und in jedem Gegenstand ist etwas Gottähnliches bzw. Göttliches.

Um sich dem Begriff „Analogie“ weiterführend anzunähern, sei wiederholt auf Brugger verwiesen, der „Analogie“ insbesondere unter dem Aspekt der „Erkenntnis durch Vergleich“ bespricht. Gerade dieser Aspekt ist für den weiteren Verlauf dieser Arbeit bedeutsam.

Nach Brugger wurde das Wort „Analogie“ von den Griechen geprägt und kommt von „aná-logon“, das „nach Verhältnis“ bedeutet. Hiermit ist zunächst die Analogie der Erkenntnis gegeben, die ein Seiendes nach seinem Verhältnis zu einem anderen erfasst. Das Sein eines Seienden wird durch Vergleich mit einem anderen erschlossen oder wenigsten verdeutlicht. Diese Analogie wird im Deutschen als „Erkenntnis durch Vergleich“ umschrieben. Die Analogie setzt voraus, dass das Seiende, mit dem verglichen wird, bekannter ist als das andere und dass zwischen beiden Übereinkunft und Verschiedenheit zugleich bestehen. Ohne Übereinkunft liegt überhaupt keine Vergleichsmöglichkeit vor und ohne Verschiedenheit bietet der Vergleich bloß eine Wiederholung desselben ohne

neuen Aufschluss. Daher wurzelt die analoge Erkenntnis in der Analogie des Seins, indem zwei oder mehrere Seiende in ihrem Sein zugleich übereinkommen und sich unterscheiden (vgl. ebda. 1976, 11).

Folglich geschieht Erkenntnis durch Analogie in einem Vergleich zwischen zwei oder mehreren Seins, wobei diese zugleich Übereinkunft und Verschiedenheit aufweisen. Das eine Sein wird durch den Vergleich mit einem anderen Sein erschlossen oder zumindest verdeutlicht. Dabei stellen sich grundsätzlich zwei erkenntnistheoretische Fragen: Was vergleicht der Mensch *eigentlich* miteinander? Oder anders gefragt: Was betrachtet der Mensch in welchem Verhältnis zueinander? Und: Wie erkennt der Mensch Übereinkunft und Verschiedenheit?

Nach den im vorangehenden Kapitel 2 erarbeiteten Prinzipien menschlichen Erkennens bleibt dem Menschen ein unmittelbarer Zugang zur ontologischen Welt bzw. zu dem „Ding an sich“ verwehrt. Der Mensch verarbeitet neurologisch die unzähligen Sinnesempfindungen zu wahrnehmbaren Objekten und Ereignissen in seiner gegenwärtigen Erlebniswelt, die unmittelbar mit einem kognitiven Schema verbunden werden, aus welchem das Wahrgenommene sinn- und bedeutungsvoll erscheint. Die weiteren Erkundungen und Wahrnehmungen der individuell gegebenen Welt werden durch das hervorgebrachte kognitive Schema geleitet. Insofern vergleicht der Mensch wahrgenommene oder vorgestellte Objekte und Ereignisse ausschließlich nach eigener Unterschiedsbildung und nach eigenen Kriterien der Bewertung bestimmt durch das derzeit hervorgebrachte kognitive Schema. Wenn der Mensch also zwei oder mehrere „Seins“ miteinander vergleicht, dann werden eigentlich nicht die „Seins“ miteinander verglichen, sondern die mit dem Wahrgenommenen oder Vorgestellten derzeit verbundenen kognitiven Schemata. Indessen bezieht sich die Erkundung nach Gemeinsamkeit und Verschiedenheit auf das kognitive Schema, welches durch das Verhältnis zum anderen erschlossen oder verdeutlicht wird und weniger bekannt ist.

Dieser Vorgang kann am Beispiel einer einfachen Analogie verdeutlicht werden: „Die Nachricht traf mich wie ein Blitz.“ Diese Analogie erhält bei dem Hörenden nur dann Sinn- und Bedeutung, wenn dieser ein kognitives Schema von der gemeinten „Nachricht“ und von „Blitz“ gegenwärtig hervorbringt, um vor dem

Hintergrund der mit dem jeweiligen Schema verbundenen Kenntnisse, Begriffe und Vorstellungen in einem Vergleich Übereinkunft und Verschiedenheit zu erkennen. In dieser Analogie wird durch den Hörenden „Nachricht“ als wenig oder nicht Bekanntes erkundet durch Gemeinsamkeiten und Unterschieden zu „Blitz“ als allgemein Bekanntes oder Bekannteres.

Im Grunde kann die Verschiedenheit zwischen zwei oder mehreren Objekten oder Ereignissen auch als Unterschied verstanden werden, der von dem wahrnehmenden Organismus als Unterschied erkannt wird. Gemäß Bateson wird dieser Unterschied als Information bezeichnet. Demnach erfolgt Erkennen durch Analogie durch Unterschiede bzw. Informationen, die vom wahrnehmenden Menschen – in der Regel nicht bewusst – nach selbstgewählten Eigenschaften und Kriterien gebildet werden. Wobei die Selektion und Erkundung durch das derzeit hervorgegangene kognitive Schema geleitet wird und demnach vor dem Hintergrund der vorhandenen Kenntnisse, Annahmen, Begriffe und Vorstellungen über die jeweils wahrgenommenen und zu vergleichenden Inhalte.

In Anlehnung an Piaget kann Erkennen durch Analogie als dynamisches Gleichgewicht zwischen Assimilation und Akkommodation bezeichnet werden, wobei sich zum einen das kognitive Schema durch Assimilation stabilisiert, indem das Wahrgenommene in Form von „Übereinkunft“ in das Schema eingepasst wird, und zum anderen durch Akkommodation sich labilisiert, indem das Schema sich der „Verschiedenheit“ anpasst und sich dabei verändert (siehe oben Kapitel 2.3.5).

3.1.4 Bild als analoge Repräsentation von Objekten oder Ereignissen

Bilder entsprechen grundsätzlich immer etwas anderem oder sind etwas anderem gleichartig oder ähnlich und können so gesehen als analog in dem oben gemeinten Sinn bezeichnet werden. Wie lässt sich nun der Begriff „Bild“ genauer erfassen?

Allgemein wird „Bild“ bei Jacob und Wilhelm Grimm wie folgt bestimmt:

„[...] in bild liegt die vorstellung eines unter der schaffenden, gestaltenden, knetenden, stoszenden, schnitzenden, hauenden, gieszenden hand hervorgegangenen werks. der schöpfer, meister, figulus hat es nach etwas anderem, das schon da ist, gemacht, und über dem bild schwebt dieses urbild: hier schwindet, wie Klopstock sagt, das bild vor dem urbild. bild aber geht fort

auf bild, es ist abbild, ebenbild, nachbild, vorbild, [...]“ (Grimm/Grimm 1854, Bd. 2, Sp. 8).

„Bild“ wird hier als ein Werk der Hände verstanden, das durch verschiedene Weisen herausgeformt werden kann. „Bild“ bezieht sich demnach auf das Ergebnis einer praktischen Handlung. Dabei ist der Schaffende geleitet durch die Vorstellung von etwas, das vor-handen ist oder vor-handen war. Mit anderen Worten: „Bild“ bezieht sich immer auf etwas von dem Schaffenden Wahrgenommenes, sei es ein Objekt oder Gegenstand, ein Ereignis oder Sachverhalt. Diese ursprüngliche Quelle eines Bildes wird als Urbild bezeichnet.

Nach Brugger entsteht ein Gebilde, wenn der Mensch eine formlose Masse gestaltet und formt. Sofern dieses Gebilde auf etwas anderes hinweist, weil es mit ihm der Form und Gestalt nach eins sein und das andere für den Betrachter gegenwärtig setzen soll, ist es ein Bild von jenem. Besitzt jenes die maßgebende Form ursprünglich, so ist es das Urbild. Soweit ein Abbild dem Urbild gleich ist, heißt dies Ebenbild. Grundsätzlich unterscheidet sich Bild von einer bloßen Ähnlichkeit zum Gemeinten durch seine Anschaulichkeit der gemeinsamen charakteristischen Züge (vgl. ebda. 1976, 49f.).

Ritter unterscheidet zwischen der pragmatischen und erkenntnistheoretischen Bedeutung von „Bild“. Der Begriff „Bild“ wird im pragmatischen Sinne von der ursprünglichen etymologischen Bedeutung ausgehend als „Gestaltetes“ verstanden. Dabei wird „Gestaltetes“ entweder instrumental als gestaltete Nachahmung (Mimesis) oder generativ als schöpferische Zeugung (Kreation) verwendet. In der Erkenntnislehre wird „Bild“ als Sammelbegriff für Wahrnehmung oder Vorstellung gebraucht und ist in diesem Sinne selber ein sprachliches Bild. Erkenntnistheoretisch wird der Begriff „Bild“ auf der Grundlage der Subjekt-Objekt-Unterscheidung in zweierlei Hinsicht verwendet: Zum einen für die unmittelbare sinnliche Wahrnehmung und zum anderen als Vorstellung, die im Rahmen der drei Vermögen „Erinnern“, „Erkennen“ und „Planen“ (Entwerfen) als (Re-)Präsentation aufgefasst werden kann. Dabei wird Bild entweder als subjektive Leistung des Wahrnehmenden oder Vorstellenden verstanden – sei in angeborener Kompetenz oder in erlernter Fähigkeit – oder im objektiven Sinn vom Abgebildeten her als sich in der Wahrnehmung oder

Vorstellung spiegelnder, verdoppelnder Gegenstand. Ontologisch wird sowohl für das pragmatische als auch für das erkenntnistheoretische Verständnis der nichtzeitliche Repräsentationscharakter von Bild im Rahmen der ontologischen Grundbestimmung von Sein und Schein bestimmt. Auf der eine Seite dieser Bestimmung wird Sein als das Gewisseste angesetzt – dann entspricht das Bild dem abgebildeten Sein als Abbild (Kopie, Spiegelbild). Auf der anderen Seite wird vom Schein ausgegangen, sodass dann das Bild als nicht hintergehbare Erscheinung des Abgebildeten verstanden wird. Das Bild gilt hier als Erscheinung eines Wirklichen, das nur als Erscheinung erreichbar ist, oder als bloßer Schein, der sich selbst als Täuschender darbietet (vgl. ebda. 1971, Bd. 1, 915).

Aus dem bisher Gesagten kann vorläufig der Begriff „Bild“ wie folgt erfasst werden: „Bild“ bezieht sich im Unterschied zu „Gebilde“ immer auf ein von dem bilderschaffenen Menschen wahrgenommenes Objekt oder Ereignis. Insofern ist ein Bild den wahrgenommenen Objekten oder Ereignissen entsprechend, gleichartig oder ähnlich und in dem Sinne analog. Durch ein Bild werden Form und Gestalt des Wahrgenommenen in der Gegenwart für die Betrachter anschaulich. Das ursprünglich Wahrgenommene, dessen Form und Gestalt das Bild in Abbildung enthält, wird als Urbild bezeichnet. Dabei weist das Bild gemeinsame „charakteristische Züge“ mit dem Wahrgenommenen auf und ist von daher in seiner Entsprechung mehr als ähnlich. Mit anderen Worten: Durch das Bild wird das Besondere oder das Einzigartige bzw. das „Dingartige“ der wahrgenommenen Objekte oder Ereignisse in der sinnlichen Anschauung sichtbar und *intuitiv einsehbar*. Da menschliche Wahrnehmung durch die Struktur des Wahrnehmenden bestimmt ist und daher als Ergebnis autonomer Verarbeitung äußerer oder innerer sinnesbezogener Impulse oder Reize verstanden wird, wird genaugenommen durch ein von „Menschenhand“ erschaffendes Bild immer nur das Besondere der subjektiven bildlichen Wahrnehmung oder Vorstellung des Wahrnehmenden offensichtlich und nicht unmittelbar von dem „Ding an sich“. So gesehen ergibt sich die folgende Annahme: Durch ein von dem Menschen erschaffenes Bild werden die „charakteristischen Züge“ seiner derzeit vorhandenen kognitiven Schemata des Wahrgenommenen ersichtlich und in diesem Sinne die vorhandenen Kenntnisse, Begriffe, Annahmen und

Vorstellungen über die wahrgenommenen Objekte oder Ereignisse und die sich daraus ergebene Bedeutung.

Allgemein kann der Begriff „Bild“ in pragmatischer und erkenntnistheoretischer Hinsicht verwendet werden. Die pragmatische Verwendung bezieht sich auf die bildliche Gestaltung wahrgenommener Objekte oder Ereignisse in Form der Nachahmung oder der Schöpfung. Im Zusammenhang menschlichen Erkennens bezieht sich „Bild“ einerseits auf das unmittelbar bildlich Wahrgenommene in der gegenwärtigen Erlebniswelt und andererseits auf die bildliche Vorstellung als das innere bildliche Sich-Vergegenwärtigen ehemals wahrgenommener Objekte oder Ereignisse. Erkenntnistheoretisch stellt sich die Frage, inwieweit das Bild sowohl in der gegenwärtigen sinnlichen Wahrnehmung als auch in der sinnesbezogenen Vorstellung der ontologischen Welt bzw. dem „Ding an sich“ entspricht. Mit anderen Worten: Inwieweit repräsentiert das vom Menschen wahrgenommene oder vorgestellte Bild die ontologische Welt in ihrem Sein oder ist dessen in der Anschauung auftretende Erscheinung bloßer Schein? Diese Frage wurde im vorausgehenden Kapitel 2 dieser Arbeit vor dem Hintergrund verschiedener erkenntnistheoretischer Ansätze ausführlich besprochen: Einerseits sind Menschen nach dem Ansatz autopoietischer Systeme in ihren Wahrnehmungen und Kognitionen durch die eigene derzeitige Struktur bestimmt, sie sind in diesem Sinne autonom bzw. „eigengesetzlich“. So gesehen werden Wahrnehmungen und Vorstellungen durch die einzige Art und Weise der individuell gegebenen Struktur hervorgebracht. Kurz gesagt: Der momentane Zustand bzw. die derzeit bestehende Struktur eines Menschen bestimmt seine Wahrnehmungen und Vorstellungen. In dieser Form sind Wahrnehmungen und Vorstellungen als Ergebnis einer subjektiven Konstruktion bzw. einer „subjektiven Leistung“ zu verstehen. Andererseits wird hier grundsätzlich davon ausgegangen, dass die Wahrnehmungen und Vorstellungen eines Menschen sich im Sinne von Kant immer auf ein „Ding an sich“ beziehen und demnach aus wahrgenommenen Empfindungen von einer wie auch immer gearteten ontologischen Welt herausgebildet sind. Demnach sind sowohl gegenwärtig sinnlich wahrgenommene Bilder als auch vergegenwärtigt vorgestellte Bilder in ihrer subjektiven Konstruktion nicht losgelöst von der realen Welt, sondern sie beziehen sich immer auf etwas „Seiendes“.

Hier sei ein weiteres Mal auf den Gestaltpsychologen Wolfgang Metzger verwiesen, der auch davon ausgeht, dass das in der Anschauung eines Menschen Gegebene bzw. seine erlebte Welt sich auf eine physikalische bzw. auf eine allgemeine „erlebnisjenseitige Welt“ bezieht. Das physikalisch Wirkliche bezeichnet er als „Wirklichkeit im ersten Sinn“ im Unterschied zur Wirklichkeit der Anschauung und Vorstellung, die er als „Wirklichkeit im zweiten Sinn“ beschreibt (vgl. ebda. 2001/1940, 14ff.).

Dabei betont Metzger, dass Menschen in der gegebenen Anschauung oder Vorstellung immer nur ein „Bild“ und in dem Sinne ein „Abbild“ der physikalischen Welt betrachten, auch wenn das Bild in der Anschauung als die eigentliche ich-unabhängige Wirklichkeit erlebt wird. Auch in seinem Verständnis werden Bilder oder Vorstellungen vielmehr als Repräsentation und nicht als Präsentation gesehen.

„[...] es gibt *für uns* nur die wirklichen Leute und Sachen selbst, wie sie vor uns hintreten und in Wechselwirkung mit uns stehen. Und diese wirklichen Gegenstände, Leute und Dinge selbst, unsere eigene Person eingeschlossen, sind die Wahrnehmungskomplexe oder -bilder. [...]. Obwohl die Dinge und Wesen unserer unmittelbaren Umgebung demnach tatsächlich zu den im ersten Sinn wirklichen Gegenständen in der Beziehung eines Bildes zu dem darin Abgebildeten stehen, haben sie [...] anschaulich *nicht* den Charakter eines Bildes, werden sie keineswegs als auf ein anderes, eigentlich Wirkliches hinweisend, es „bedeutend“ *erlebt*, wie es bei den Vorstellungen und Begriffen im strengen Sinn der Fall ist, – sondern als die letzte und eigentliche, ich-unabhängige Wirklichkeit selbst“ (ebda. 2001, 17).

An dieser Stelle sei nochmals der doppelte Aspekt von „Bild“ herausgestellt, der für den weiteren Verlauf dieser Arbeit von besonderer Bedeutung ist: Einerseits gilt „Bild“ als gegenständlicher schöpferischer bildlicher Ausdruck von gegenwärtig oder ehemals Wahrgenommenem durch den Gestaltenden bzw. Schöpfenden. Andererseits wird Bild als gegenwärtige Wahrnehmung oder vergegenwärtigte Vorstellung von Objekten oder Ereignissen und insofern als bildlicher Eindruck verstanden. Dabei ist sowohl bildlicher Ausdruck als auch bildlicher Eindruck stets durch die Struktur des Gestaltenden bzw. des Wahrnehmenden bestimmt und beide werden insbesondere durch das gegenwärtig hervorgebrachte kognitive Schema geleitet. Bildlicher Ausdruck und Eindruck gelten als subjektives Abbild der äußeren ontologischen Welt und werden in

diesem Sinne als Repräsentation betrachtet. Genau genommen kann der bildliche Eindruck als subjektives inneres Abbild der äußeren ontologischen Welt und der bildliche Ausdruck als subjektives äußeres Abbild der inneren Vorstellung über die äußere Welt betrachtet werden. Folglich bildet im Grunde der analoge bildliche Ausdruck das mit dem Gemeinten verbundenen kognitive Schema des bildschöpfenden Menschen ab. Oder anders formuliert: Zum einen repräsentiert der bildliche Eindruck nach innen sichtbar die Objekte oder Ereignisse der äußeren Umgebung in der subjektiven Wahrnehmung oder Vorstellung. Zum anderen repräsentiert der bildliche Ausdruck nach außen sichtbar die inneren subjektiven Vorstellungen des Wahrgenommenen. So gesehen ist der bildliche Ausdruck ausschließlich eine analoge Abbildung der subjektiven Vorstellungen des Schöpfenden oder Gestaltenden. Oder wie schon oben in Anlehnung an Jakob und Wilhelm Grimm gesagt: Der Schaffende ist geleitet durch die Vorstellung von etwas, das vorhanden ist oder vorhanden war.

Nun stellt sich abschließend die Frage, wie der Begriff „Resonanz“ bestimmt und wie dieser mit dem bisher Gesagten über Analogie und Bild verbunden werden kann.

3.1.5 Zum Verständnis von Resonanz

Auch der Begriff „Resonanz“ ist für die vorliegende Arbeit grundlegend. Im Folgenden wird der Begriff „Resonanz“ zunächst aufgeklärt, wodurch dessen Herkunft aus der Physik und Physiologie sowie die ersten Anwendungen in der Psychologie und dessen Gebrauch in der Musikphilosophie betrachtet werden. Hier dienen vor allem die Ausführungen von Ritter und Gründer, die stellenweise mit den theoretischen Grundlagen aus Kapitel 2 verknüpft werden, um vor diesem Hintergrund das Phänomen der Resonanz weiterführend wissenschaftlich zu fundieren. In einer zusammenfassenden Betrachtung werden aus den verschiedenen Ansätzen die gemeinsamen Merkmale von Resonanz und die wesentlichen Aspekte für die vorliegende Arbeit herausgestellt.

Das Wort „Resonanz“ wurde im 15. Jahrhundert aus spätlateinisch „resonantia“ entlehnt und heißt im Deutschen „Widerhall“, „Mitschwingen“, „Mittönen“. Dies gehört zu lateinisch re-sonare „wieder ertönen“, „widerhallen“, einer Bildung aus

lateinisch „re-“, „zurück“, „wieder“ und lateinisch „sonare“ „tönen“, „hallen“. Der übertragende Gebrauch von „Resonanz“ im Sinne von „Anklang“, „Verständnis“, „Wirkung“ erfolgte im 17. Jahrhundert unter Einwirkung des entsprechenden französischen „résonance“ (vgl. Duden Herkunftswörterbuch, 1997, 590).

Im Allgemeinen beschreibt der Begriff „Resonanz“ das Phänomen, dass zwei oder mehrere Objekte miteinander räumlich-zeitlich in Verbindung stehen, wobei in dieser Verbindung mindestens ein Objekt mit einem anderen „mitschwingt“ oder „mittönt“. In diesem Sinne erwidert ein Objekt zum Beispiel eine Schwingung, einen Ton, Klang oder Hall, jeweils durch etwas von etwas anderem ausgelöst. Von daher wirkt ein Objekt auf mindestens ein anderes ein, sodass dieses andere Objekt auf diesen einwirkenden Reiz resoniert.

Gisela Schmeer bestimmt den Begriff „Resonanz“ bezogen auf den Menschen eher kurz als „miteinander in gleicher oder ähnlicher Wellenlänge schwingen“ (vgl. ebda. 2006, 11). An anderer Stelle umschreibt sie „Resonanz“ als „ein Mitschwingen mit äußeren Gegebenheiten, das dauernde unbewusste Auswählen sowie die gestalterische Verarbeitung dieses permanenten unbewussten Dialoges zwischen drinnen und draußen“ (ebda. 2003, 71).

Im Interview beschreibt Schmeer auch den „Resonanzkörper“ bei Musikinstrumenten als Metapher für den zwischenmenschlichen Kontakt, wobei sie sich eher allgemein äußert:

„Ich bin gut bekannt mit einem Sänger, der sofort von vibrierenden Saiten, vom Resonanzkörper im Klavier erzählt hat. Das Nachschwingen oder Mitschwingen im Kontakt mit Menschen. Mit einem ist man auf einer Welle, mit anderen nicht, als würden sie ein ganz anderes Instrument symbolisieren, das einem fremd ist, wo es zu keiner Resonanz kommt. Dann ist die Unterhaltung eher anstrengend“ (Schmeer 2016, Interview siehe Anhang B, III.3).

Wie lässt sich dieses Phänomen der „Resonanz“ genauer beschreiben? Dabei führen die Begriffe „Schwingung“, „Ton“, „Klang“ oder „Hall“ zunächst auf die Felder der Physik und Physiologie und insbesondere auf das Gebiet der Akustik und der Musikästhetik, deren Zusammenhänge mit dem Begriff „Resonanz“ im Folgenden weitgehend auf der Grundlage der Erläuterungen von Ritter und Gründer besprochen werden.

3.1.5.1 Resonanz als physikalisch-physiologisches Phänomen

Nach Ritter/Gründer kennzeichnet der Begriff „Resonanz“ in der Physik das Mitschwingen eines Systems bei der Einwirkung periodisch veränderter Kräfte oder Felder. Dabei ist die einwirkende Frequenz gleich oder nahezu gleich der Eigenfrequenz des Systems. In der Psychologie und Neurophysiologie ist „Resonanz“ in seiner strengen physikalischen Definition nur in der akustischen Wahrnehmungsforschung zur Anwendung gekommen. Vielmehr wird der Begriff „Resonanz“ als Metapher für die Erklärung bestimmter Vorgänge zu verschiedensten Zeiten und auf unterschiedlichsten Gebieten verwendet. Allgemeine Merkmale des Resonanzbegriffs sind zum einen die Analyse komplexer Eingangsmuster, die sich auf die materiellen Eigenschaften des resonierenden Systems beziehen, und zum anderen das Hervorbringen zeitlicher Aspekte in dem Verhältnis von Eingangsmustern und resonierendem System. Bereits im 18. Jahrhundert werden Resonanzvorgänge als mögliche Erklärung für das Phänomen der akustischen Wahrnehmung diskutiert. Charles Bonnet geht hier erstmals der Frage nach, ob für die qualitative Besonderheit der menschlichen Empfindungen die äußere objektive Reizstruktur oder die innere Nervenregung verantwortlich sei. Sein Ansatz der Resonanztheorie des Hörens wird neben anderen auch zu einem Vorläufer der Theorie der spezifischen Sinnesenergie⁶⁶. Im 19. Jahrhundert verbindet sich die Resonanzvorstellung endgültig mit der Theorie

⁶⁶ Als Begründer der neueren Physiologie gilt Johannes Müller (1801–1858), dessen Erkenntnisse und Meinungen über das Sehen und die Spezifität der „Sinnesenergien“ die internationale psychologische Forschung erheblich beeinflusst hat. 1826 formulierte er das Gesetz der spezifischen Sinnesenergien, welches unter anderem besagt, dass das Sensorium sich nicht der äußeren Gegenstände bewusst ist, sondern nur der Zustände der Sinnesnerven. Das Sensorium kann die Gegenstände der Außenwelt nicht direkt wahrnehmen, weil nur die neuronale Energie in das Gehirn gelangt. Es gibt fünf spezifische neuronale Energien, je eine für die fünf Sinne. Dabei ist das Wort „Energie“ nicht unbedingt wörtlich zu nehmen. Müller spricht eher von „Qualität“ (vgl. Guski 1996, 19f.). Mit anderen Worten: Nicht der äußere Reiz, sondern die durch ihn gereizten Sinnesrezeptoren bestimmen die Qualität der Sinnesempfindung und jedes Sinnessystem reagiert in eigener Weise auf Reize verschiedenster Art. Damit erschloss Müller schon im ersten Drittel des 19. Jahrhundert Thesen bezüglich der Sinneswahrnehmung, die später von Vertretern des radikalen Konstruktivismus und hier insbesondere durch Heinz von Foerster aufgegriffen wurden: Nicht die Qualität der sinnesbezogenen Wahrnehmung, sondern ausschließlich die Quantität wird durch äußere Reize bestimmt (vgl. ebda. 2011, 15ff.). Somit kann die Qualität der Wahrnehmung als Ergebnis eines autonomen strukturdeterminierten Prozesses des Wahrnehmenden verstanden werden, der durch äußere Reize zwar ausgelöst, jedoch nicht bestimmt wird.

der spezifischen Sinnesenergien, im Verständnis einer umfassenden Beziehung zwischen dem Gehörgang und der Besonderheit der Hörempfindungen: Jede einzelne Faser übermittelt genau einen reinen Ton an das Gehirn, indem es einen spezifischen Nerv anregt. Bis in das erste Drittel des 20. Jahrhunderts findet in der Physiologie und Psychologie die Resonanztheorie des Hörens weite Verbreitung. Die heutige Theorie des Hörens beruht auf einer Theorie der Frequenzanalyse von Erregungsmustern durch die serielle Aktivität mehrerer Gehörnerven und nicht eines einzigen, wie die Vertreter der Resonanztheorie postulieren. Zudem wird heute zwischen einer physikalisch-physiologischen Erklärung der Vorgänge im Ohr und der spezifisch psychologischen Ebene, der Gehörempfindung, deutlicher unterschieden. Anpassung an länger anhaltende Lautstärke, psychophysische Beziehung zwischen Reiz und Empfindung sowie Klangveränderung durch Aufmerksamkeitsprozesse gelten als drei der wichtigsten Momente, die einer spezifisch psychologischen Untersuchung des Hörens vorbehalten bleiben und durch Resonanzvorgänge im engeren physikalisch-physiologischen Sinn nicht erklärt werden können (vgl. Ritter/Gründer 1992, Bd. 8, 916f.).

Zusammenfassend betrachtet wird aus physikalisch-physiologischer Sicht das Phänomen der Resonanz in dem Verhältnis zwischen äußerem Reiz und dem inneren „Anklingen“ oder „Mitschwingen“ hauptsächlich bei der akustischen Wahrnehmung und somit beim Hörvorgang des Menschen empirisch untersucht. Hierbei wird auf psychologischer Ebene zusätzlich die subjektive Gehörempfindung miteinbezogen. Auch im Rahmen dieser Untersuchungen ist zumindest auf längere Sicht die erkenntnistheoretische Frage unausweichlich, ob die qualitative Besonderheit der menschlichen sinnesbezogenen Empfindungen durch die äußere „objektive“ Reizstruktur oder durch die innere Nervenenerregung des Wahrnehmenden bestimmt wird. Im Grunde legt die Theorie der spezifischen Sinnesenergie von Johannes Müller schon im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts nahe, dass Resonanzen durch äußere Reize im wahrnehmenden Menschen zwar sinnesbezogen angeregt werden, jedoch die erlebte Qualität durch die Struktur des Menschen bestimmt wird. Mit anderen Worten: Die Qualität der Erlebniswelt wird im Inneren des Menschen durch seine physiologische Struktur erzeugt und lediglich durch äußere Impulse ausgelöst. Dieser physikalisch-physiologische Zusammenhang wird insbesondere von Heinz von Foerster als eine Begründung

für seinen konstruktivistischen Ansatz menschlichen Erkennens auch mit dem Verweis auf die Theorie der spezifischen Sinnesenergie von Johannes Müller herangezogen (vgl. ebda. 2011, 15ff.).

„Sehen Sie, es ist ein unglaubliches Wunder, das hier stattfindet. Alles lebt, es spielt Musik, man sieht Farben, erfährt Wärme oder Kälte, riecht Blumen oder Abgase, erlebt eine Vielzahl von Empfindungen. Aber all dies sind konstruierte Relationen, sie kommen nicht von außen, sie entstehen im Inneren. Wenn man so will, ist die physikalische Ursache des Hörens von Musik, dass einige Moleküle ein bisschen langsamer und andere ein bisschen schneller auf das Trommelfell platzen. Das nennt man Musik. Die Farbwahrnehmung entsteht in der Retina; einzelne Zellengruppen errechnen hier, wie ich sagen würde, die Empfindung der Farbe. Was von der Außenwelt ins Innere gelangt, sind elektromagnetische Wellen, die auf die Retina einen Reiz auslösen und im Falle von bestimmten Konfigurationen zur Farbwahrnehmung führen“ (ebda. 2011, 16).

Demnach kann die sinnesbezogene Wahrnehmung als innere Resonanz auf äußere Frequenzen oder Wellen verstanden werden, wobei diese Impulse nicht die äußere Welt in den Menschen hineintragen, sondern über quantitatives Einwirken auf die Sinnesorgane eine subjektive Erlebniswelt im Inneren anregen, die in ihrer sinnlichen Qualität ausschließlich durch die Struktur des Menschen erzeugt wird. So wäre physikalisch-physiologisch betrachtet die sinnesbezogene Wahrnehmung und die damit verbundene Erlebniswelt ein qualitatives Abbild der quantitativen Einwirkungen aus der äußeren Umwelt. Oder anders gesagt: Der Mensch verarbeitet die unzähligen Sinnesempfindungen bestimmt durch seine gegebene Struktur zu sinnesbezogen wahrnehmbaren Gestalten oder Einheiten, woraus in der Summe als Ganzes eine subjektive Erlebniswelt hervorgeht. Oder mit Worten von Heinz von Foerster:

„[...] wenn diese vielen verschiedenen Zellen, diese sensorischen Endorgane, angeregt werden, dann werden diese Reize im Nervensystem miteinander korreliert – und es entsteht ein Reichtum der Empfindungen und Wahrnehmungen. Zentral ist: Dieser ungeheure Reichtum der Erlebnisse ist gewissermaßen schon eingebaut; er hat nichts mit dem Reiz zu tun, der diese Zellen erregt“ (ebda. 2011, 17).

Dabei scheint die Frage nicht beantwortet zu sein, ob die Qualität der Erlebniswelt bei allen Menschen bezogen auf eine gemeinsam wahrgenommene Umwelt als universell gleich oder individuell verschieden verstanden wird. Wie schon oben in Kapitel 2.3 ausführlich erläutert, lässt sich im Grunde diese Frage nicht endgültig

beantworten. Jedoch drängt sich an dieser Stelle wiederum der Ansatz autopoietischer Systeme nach Maturana auf: Die Nerventätigkeit wird als autonom und operativ geschlossen verstanden, wodurch es für den Menschen unmöglich ist, die ontologische Welt zu erkennen. Der Mensch empfängt aus seiner Umwelt bloß Impulse bzw. Perturbationen, aus welchen er eine subjektiv wahrnehmbare Welt bestimmt durch seine Struktur autonom und demnach eigengesetzlich individuell erzeugt (siehe oben Kapitel 2.5.4).

Auch wenn die Qualitäten in der sinnlichen Wahrnehmung als individuell unterschiedlich gelten sollten, bleibt folgende Frage: In welcher Art und inwieweit bestehen diese Unterschiede? Jedoch werden wohl all diese erkenntnistheoretischen Fragen für den Menschen nicht eindeutig und endgültig beantwortbar bleiben, wie schon oben in Kapitel 2.3 besprochen.

3.1.5.2 Resonanz als kognitives Phänomen in der Gedächtnispsychologie

Ritter/Gründer beschreiben an anderer Stelle, dass in der Gedächtnispsychologie „Resonanz“ als Metapher zur Erklärung des Wiedererkennens und der Ähnlichkeitsassoziation dient. Da zwei Ereignisse sich nie völlig gleichen, kann ihre Assoziation, soweit sie nicht zeitlich benachbart auftreten, nur durch Resonanz zwischen gleichartigen Aspekten erklärt werden. Zudem gilt die gleichzeitige und doch getrennte Existenz zweier Bewusstseinsinhalte als Voraussetzung für das Wiedererkennen oder Erkennen einer Ähnlichkeit. Für die Erklärung des Gedächtnisses bietet sich eine physiologische Resonanztheorie an, die im Unterscheid zum physikalischen Ansatz kein materielles Mitschwingen eines Organs, sondern nur eine spezifische Auslösung von Nervenerregung durch Partialklänge voraussetzt. Anfang des 20. Jahrhunderts unterstellt Richard Semon in einer Verallgemeinerung der physiologischen Resonanztheorie, dass in jedem Bewusstseinsvorgang Empfindungen koexistieren und Ähnlichkeit bzw. Wiedererkennen Ausdruck des Grades der Homophonie⁶⁷ in dieser Koexistenz sind (vgl. Ritter/Gründer 1992, Bd. 8, 918).

⁶⁷ „Homophonie“ stammt aus dem Griechischen und heißt „Gleichklang“.

Hier scheint ein weiterer wesentlicher Aspekt der vorliegenden Arbeit beinhaltet zu sein: Schon Anfang des 20. Jahrhunderts wird der Begriff „Resonanz“ als Metapher für den Vorgang des Wiedererkennens oder der Verknüpfung mit Ähnlichem und Bekanntem von wahrgenommenen Inhalten auf der Grundlage einer physiologischen Resonanztheorie verwendet. Kurz gefasst und betont: Resonanz wird hier als kognitiver Vorgang des menschlichen Erkennens bzw. des Wiedererkennens auf physiologischer Grundlage verstanden. Dabei gilt als Voraussetzung, dass beide Inhalte, das sinnlich Wahrgenommene und das dadurch kognitiv „Anklingende“ bzw. das damit kognitiv Verbundene, zu gleicher Zeit im Bewusstsein des Wahrnehmenden gegenwärtig sind, sodass ein „Gleichklang“ zwischen beiden Inhalten „eingeläutet“ wird. Dabei ist der Grad bzw. das Ausmaß von „Gleichklang“ bestimmt durch die wahrgenommenen Gemeinsamkeiten zwischen den im Bewusstsein gleichzeitig existierenden Inhalten. Hierzu könnte aus konstruktivistischer Sichtweise und insbesondere nach Glasersfeld Folgendes gesagt werden (siehe oben Kapitel 2.3.4): Das Ausmaß von Resonanz bzw. von „Gleichklang“ ergibt sich aus den subjektiv wahrgenommenen Gemeinsamkeiten in einem Vergleich zwischen den in der Erlebniswelt wahrgenommenen Inhalten und dem damit verbundenen kognitiven Konstrukt bzw. Schema nach Eigenschaften und Kriterien, die durch den Wahrnehmenden selbst – in der Regel nicht bewusst – ersucht sind.

3.1.5.3 Resonanz als psychisches Phänomen in der Musikästhetik

Allgemein meint „Resonanz“ in der Musik die Klangformung und -verstärkung durch ein Musikinstrument mit Resonanzboden oder Resonanzkörper oder durch die menschliche Stimme. In diesem Zusammenhang geht es um das Mittönen, den Klang oder das Echo. Auf musikalischem Gebiet existiert ein Resonanzkörper als Hohlkörper, dessen Aufgabe die Verstärkung von Klängen oder Tönen ist (Titze 2008, 10).

Bei Ritter/Gründer lassen sich auch in der Musikphilosophie und insbesondere in der Musikästhetik Hinweise zum Begriff „Resonanz“ auffinden, die für die vorliegende Arbeit bedeutsam sind (vgl. ebda. 1984, Bd. 6, 254):

Ende des 19. Jahrhunderts gehen der Psychologe Moritz Lazarus, der Physiker und Physiologe Helmut von Helmholtz und der Musiktheoretiker Hugo Riemann davon aus, dass nicht die Gefühle, wohl aber ihre allgemeine Dynamik und Bewegungsform musikalisch darstellbar seien. Dabei wird die verborgene Aktivität des Hörers herausgearbeitet, der durch eine „synthetische Geistestätigkeit“ den musikalischen Zusammenhang rekonstruiert und die Tonfolgen wie deren allgemeinen Empfindungsgehalt „subjektiviert“, d.h. als sein eigenes Erlebnis erfährt. Versuchten Helmholtz und Riemann zunächst von den „Tonempfindungen“ her eine Musikästhetik⁶⁸ aufzubauen, so erweist sich, dass nicht die klingende Musik, sondern die „Tonvorstellungen“ in der Phantasie des Künstlers und des Hörers den Sinnzusammenhang der Musik konstituieren. Die Musikphilosophie setzt nun überwiegend bei der Analyse der ästhetischen Wahrnehmung an, wobei im weiteren zeitlichen Verlauf die Einfühlungspsychologie diesen Ansatz aufnimmt. Im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts geht der Psychologe und Philosoph Theodor Lipps davon aus, während der Hörer die Tonfolgen strukturiert und wertet, bewirken diese in ihm eine „psychische Resonanz“ und evozieren „dunkle Erinnerungen“ an „analoge Bewegungen des Lebens“. Das sich in die Töne einfühlende ideelle Ich genießt sich selbst und erlebt im Tonganzen eine „innere Geschichte“, die es als eigene Geschichte erfährt. Nach dem Philosophen Johannes Volkelt vermitteln die „Bewegungsempfindungen“ die Einfühlung in das Werk, in dem das Selbst dann „Arten und Grade von Spannung und Tätigkeit“ erlebt. Die Musikphilosophie im Zeichen der Einfühlungspsychologie ist Inhaltsästhetik, die nun aufweist, wie sehr der Hörer den seelischen Gefühlsinhalt nur aufgrund eigener Erfahrung und eigenen Erlebens realisiert.

In diesem aufgeführten Verständnis von Musikästhetik scheinen auch für die vorliegende Arbeit bedeutsame Hinweise zum Phänomen der Resonanz vorzuliegen. Der Hörer wird hier nicht als passiv empfangendes Objekt, sondern

⁶⁸ Das Wort „Ästhetik“ stammt aus dem Altgriechischen und heißt „Wahrnehmung“, „Empfindung“. Ästhetik meint zunächst die Wissenschaft vom sinnlich Wahrnehmbaren, von der sinnlichen Erkenntnis. Später in der engeren Bedeutung meint Ästhetik die Wissenschaft und Lehre vom sinnfällig Schönen (vgl. Duden Herkunftswörterbuch 1997, 48).

als aktiv verarbeitendes Subjekt beschrieben, das durch „synthetische Geistestätigkeit“ aus den sinnlichen Empfindungen einen musikalischen Zusammenhang rekonstruiert und indessen sein eigenes subjektives Erlebnis (wieder-)erfährt. Im Grunde ertönt oder erklingt Musik immer nur im hörenden Menschen, wobei der Hörende aus den akustischen Sinnesempfindungen wahrnehmbare Töne oder Klänge (re-)konstruiert, die an seine eigenen Erfahrungen und Erlebnisse unmittelbar anklingen. So gesehen resonieren eigene Erfahrungen und Erlebnisse auf die innerlich hörbaren Töne oder Klänge beim Hörenden, sodass in dieser konkreten Hinsicht auch im Rahmen der Musikphilosophie von „psychologischer Resonanz“ gesprochen werden kann. Erst aus diesem Zusammenspiel zwischen (re-)konstruiertem innerlich hörbarem musikalischen Zusammenhang und darauf resonierenden Erfahrungen und Erlebnissen geschieht ein inneres subjektives Erleben des Hörenden. Zusammengefasst kann nun Folgendes gesagt werden: Aus akustischen Sinnesempfindungen geht ein (re-)konstruierter hörbarer musikalischer Zusammenhang hervor, der bei gemäßen und somit analogen Erfahrungen und Erlebnissen des Hörenden „anklingt“ und damit verbundene sinnesbezogene Vorstellungen herausbildet. Vor dem Hintergrund dieser augenblicklich hervorgebrachten akustisch untermalten Vorstellungswelt wird gegenwärtig eine kognitiv-emotionale und körperliche Wirklichkeit subjektiv erlebt. Zudem könnte auch gesagt werden, dass durch akustische Sinnesempfindungen und daraus Hörbarem augenblicklich ein entsprechendes kognitives Schema mit subjektiven Vorstellungen hervorgebracht wird, wodurch dem Gehörten Sinn und Bedeutung gegeben werden. Interessant ist auch die oben aufgeführte Aussage, dass zwar die subjektiv erlebten Gefühle an sich musikalisch nicht darstellbar seien, jedoch deren „allgemeine Dynamik und Bewegungsform“. Mit anderen Worten: Bei aller subjektiven Konstruktion wahrnehmbarer Töne und musikalischer Zusammenhänge sowie der darauf resonierenden erlebten Wirklichkeit durch den hörenden Menschen korrespondieren diese Konstruktionen immer mit den Reizen und dessen Muster aus der äußeren Welt, auf die sie sich beziehen. Insofern können diese Vorgänge der Konstruktion nicht als „radikal“ verstanden werden (siehe oben Kapitel 2.3.4).

3.1.5.4 Zusammenfassende Betrachtung

In diesem Kapitel wurde das Phänomen der Resonanz auf der Grundlage der Ausführungen bei Ritter und Gründer aus verschiedenen Perspektiven dargelegt und auch stellenweise vor dem Hintergrund der theoretischen Ansätze aus Kapitel 2 weiter ausgeführt und begründet.

Dabei legen Vertreter physikalisch-physiologischer Ansätze auf der Grundlage empirischer Untersuchungen nahe, dass Resonanzen durch äußere Reize im wahrnehmenden Menschen zwar sinnesbezogen quantitativ angeregt werden, jedoch die erlebte Qualität wie Farben, Töne oder Körperempfindungen durch die Struktur des Menschen bestimmt wird. Die sinnesbezogene Wahrnehmung kann als innere Resonanz auf äußere Frequenzen oder Wellen verstanden werden, wobei die sinnliche Qualität der subjektiven Erlebniswelt ausschließlich durch die Struktur des Menschen erzeugt wird.

Auf physiologischer Grundlage wird „Resonanz“ auch als Metapher für den kognitiven Vorgang des Wiedererkennens oder der Verknüpfung wahrgenommener Inhalte mit Ähnlichem und Bekanntem verwendet. So gesehen resonieren die sinnlich wahrgenommenen Inhalte mit eigenen Vorstellungen des Wahrnehmenden, die dem Wahrgenommenen gemäß und somit analog sind. Dabei gilt als Voraussetzung, dass beide Inhalte, das sinnlich Wahrgenommene und das damit kognitiv verbundene Vorgestellte, gleichzeitig im Bewusstsein des Wahrnehmenden gegenwärtig sind, sodass diese miteinander resonieren können.

Auch Vertreter der Musikästhetik beschreiben den Hörer als aktiv verarbeitendes Subjekt, das aus den sinnlichen Empfindungen einen musikalischen Zusammenhang rekonstruiert und dem indessen sein eigenes subjektives Erlebnis (wieder-)erfährt. Beim Hörenden resonieren auf die innerlich hörbaren Töne oder Klänge gemäße und somit analoge Erfahrungen und Erlebnisse. Aus diesem Zusammenspiel zwischen (re-)konstruiertem innerlich hörbarem musikalischen Zusammenhang und darauf resonierenden Erfahrungen und Erlebnissen geschieht ein subjektives Erleben in einer inneren Vorstellungswelt des Hörenden.

In der Gesamtbetrachtung stellen alle dargelegten Ansätze beim Phänomen der Resonanz die Aktivität und Subjektivität des wahrnehmenden Menschen heraus.

Sowohl bei den physikalisch-physiologischen Vorgängen der Wahrnehmung von Sinnesempfindungen und den kognitiven Vorgängen des Wiedererkennens als auch bei den psychologischen Vorgängen in der Musikästhetik werden bezogen auf die empfangenen sinnlichen Reize Resonanzen und das damit verbundene Erleben durch die jeweilige Struktur des Wahrnehmenden im Inneren selbst erzeugt. Mit anderen Worten: Der von außen empfangene sinnliche Reiz resoniert im Inneren des Wahrnehmenden in Form von Wahrnehmungen, Vorstellungen und Erlebnissen, die sich bestimmt durch die eigene Struktur in ihrer einzigartigen Qualität herausbilden. So verstanden weisen diese theoretischen Ansätze eine hohe Entsprechung mit den Annahmen der Konzeption autopoietischer Systeme auf. Wie oben in Kapitel 2.5.2 ausführlich beschrieben, sind nach Maturana lebende Systeme operational geschlossen und somit durch den eigenen derzeitigen Zustand bestimmt und in diesem Sinne strukturdeterminiert bzw. zustandsdeterminiert. Das bedeutet auch, dass alle Wahrnehmungen, Vorstellungen oder Erlebnisse des Menschen durch die eigene Struktur bzw. durch den eigenen Zustand bestimmt sind und somit durch die aktuellen psychischen und physischen Voraussetzungen. Die Verarbeitung sinnlicher Reize wird als autonom verstanden und ist folglich durch die „Eigengesetzlichkeit“ bzw. durch die eigene Weise des Wahrnehmenden bestimmt. In dieser Hinsicht lösen zwar die von außen empfangenen sinnlichen Reize innere Resonanzen in Form von sinnesbezogenen Wahrnehmungen, Vorstellungen und Erleben beim Menschen aus, jedoch werden diese in ihrer Art von der jeweiligen Struktur bzw. von dem derzeitigen Zustand des Wahrnehmenden durch die eigene Weise bestimmt. So gesehen können die von außen empfangenen sinnlichen Reize als Perturbationen bezeichnet werden, die im Inneren des Wahrnehmenden mit Wahrnehmungen, Vorstellungen und Erlebnisse resonieren. Dabei gilt das jeweils Angeklungene oder Hervorgerufene als Resonanz.

In diesem Zusammenhang lohnt sich erneut ein Blick in die Schriften von Metzger, der anschaulich beschreibt, wie der Mensch die Einwirkungen der äußeren Umgebung - und somit bei ihm auch Resonanzen - autonom verarbeitet.

„[...]“, dass das Subjekt oder der Organismus den äußeren Einwirkungen nicht rein erleidend, weder als ‚Schlachtfeld‘ noch als ausgelöster Automat, ausgeliefert sei, dass er tätig, selbsttätig, ja schöpferisch sich mit ihnen

auseinandersetze [...], sie beantworte, ihnen entgegenwirke, sich ihnen anpasse, Störungen ausgleiche oder beseitige, und all das auch beim scheinbar bloßen Empfangen, beim Wahrnehmen und Empfinden [...]; dass er keine ‚tabula rasa‘ sei und kein Maschinensatz, sondern ein hoch entwickeltes, lebendig-tätiges Wesen mit einem höchst komplizierten System von Anlagen, Kräften und Strebungen und mit dauernden und wechselnden Innenbedingungen (der Wachheit, der Aufmerksamkeit, des Bedürfniszustandes, der Einstellung, des Interesses, der Zielgerichtetheit usw.), ohne deren Berücksichtigung der Einfluss, den ‚die Reize‘ als Außenbedingung (bzw. als deren Wechsel) ausüben, nie verstanden werden kann“ (ebda. 2001, 249).

Im Grunde wird die Wirkung von äußeren Impulsen oder Reizen immer durch die Struktur und somit durch den derzeitigen Zustand bzw. durch die „Innenbedingungen“ des Wahrnehmenden bestimmt. Menschen werden als offene, komplexe dynamische Systeme verstanden, wobei die physische, psychische und kognitive Ebene unlösbar miteinander verwoben sind, die sich gegenseitig beeinflussen und aus dieser Wechselwirkung die einzigartige Erlebniswelt und in dem Sinne die einzigartige Wirklichkeit eines Menschen spezifizieren (siehe oben Kapitel 2.3.7).

Hier sei noch abschliessend auf einen wesentlichen erkenntnistheoretischen Aspekt hingewiesen: Bei den hier ausgeführten Ansätzen zur Resonanz resonieren die von außen empfangenen Reize stets mit Wahrnehmungen, Vorstellungen oder Erleben, die zwar zum einen dem Empfangenden eigen sind, jedoch zum anderen dem empfangenden Reiz gemäß und somit analog sind. Insofern reagiert der Mensch nicht auf irgendeine „eigene Weise“, sondern immer auf eine dem empfangenen Reiz gemäße „eigene Weise“. Mit anderen Worten: Der Mensch resoniert nicht „radikal“ unabhängig von der ontologischen Welt, sondern auf seine eigene Weise auf diese bezogen. In diesem Sinne können die Wahrnehmungen, Vorstellungen und das Erleben eines Menschen einerseits als subjektiv und andererseits als bezogen zur empfangenen ontologischen Welt verstanden werden.

3.2 Die Resonanzbildmethode nach Gisela Schmeer

Nach Gisela Schmeer wird durch die Einführung und Förderung eines bildsprachlichen Ausdrucks allgemein der Blick für vorhanden Muster, Zusammenhänge oder Beziehungen geöffnet, die bisher in einem Thema verborgen und unsichtbar blieben. Die Bewusstheit wird erweitert und neue

Erkenntnisse über das gemeinte Thema werden gewonnen, die unmittelbar mit einer Veränderung des emotionalen Erlebens einhergehen (ebda. 2003, 2006).

Demnach verändert sich durch analoge bildhafte Methoden die Sichtweise des Wahrnehmenden in der Weise, dass andere Facetten oder Aspekte bei den gemeinten Themen wahrgenommen und insofern neue Erkenntnisse gewonnen werden. Hieraus ergibt sich ein verändertes emotionales Erleben. Mit anderen Worten: Durch analoge bildhafte Methoden verändert sich das bestehende kognitive Schema des Gemeinten, wodurch ein anderes emotionales Erleben von Wirklichkeit hervorgeht. Wie oben in Kapitel 2.4.5 beschrieben, geht dieser Wandel stets mit einer Veränderung der subjektiven Bedeutung von den gemeinten Objekten oder Ereignissen einher. So kann auch hier von Veränderung kognitiver Schemata durch Umdeutung gesprochen werden (siehe oben Kapitel 2.4.4).

Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist die Resonanzbildmethode, die als analoge bildhafte Methode verstanden wird und von Gisela Schmeer entwickelt worden ist. Sie wird auf der Basis systemtheoretischer Aspekte der Veränderung beschrieben und dadurch wissenschaftlich fundiert. Unter den analogen Methoden eignet sich die Resonanzbildmethode besonders für wissenschaftliche Untersuchungen, da diese weitgehend standardisiert ist.

Die Standardisierung bezieht sich auf das schrittweise Vorgehen, die Anweisung zum Initialbild und Resonanzbild, auf das Format des Resonanzbildes und die Verwendung der Materialien. Die Anwendung ist gebunden an das örtliche Zusammensein von Teilnehmern in einer Gruppe zum Beispiel zur Selbsterfahrung, Therapie oder Supervision, als Team oder als gesamte Organisation. Innerhalb dieser Gruppe werden anstehende Fragen, Anliegen oder Probleme geklärt, wobei die Teilnehmer bereit sein sollten, bildsprachliche Kommunikation und Dokumentation in den Prozess mit einzubeziehen. Dabei sind die graphischen Gestaltungsmöglichkeiten so vielfältig wie die Wesensart der Menschen, die aus dem Stegreif ihre augenblickliche Verfassung, ihre Gedanken und Gefühle in das Resonanzbild und damit in die Gruppe hineingeben. Die Resonanzbildmethode ist ein sinnlich bereicherndes Übungs-, Kommunikations-, Therapie- und Lernverfahren. Die Methode entlastet durch Erkennen

unvorhergesehener Zusammenhänge. Fixierte Denk- und Verhaltensmuster werden auf visuellem Wege aufgelöst (vgl. Schmeer 2006, S. 292).

Dabei bedeutet das Wort „Methode“ allgemein „Untersuchungs-, Forschungsverfahren“, „planmäßiges Vorgehen“. Das in dieser Form seit dem 17. Jahrhundert bezeugte Fremdwort beruht – unter Einfluss des französischen „méthode“ – auf einer Entlehnung aus spätlateinisch „methodus“, das seinerzeit aus griechisch „méthodos“, „Weg oder Gang einer Untersuchung, nach festen Regeln oder Grundsätzen geordnetes Verfahren“, übernommen ist. Das griechische Wort bedeutet wörtlich etwa „das Nachgehen“, „der Weg zu etwas hin“. Es ist eine Bildung aus griechisch „metá“ „hinterher, hinternach, nach usw.“ und griechisch „hodós“ „Weg“, „Gang“ (vgl. Duden Herkunftswörterbuch 1997, 456).

So kann die Resonanzbildmethode als ein geordnetes Verfahren mit bestimmten Regeln und Grundsätzen verstanden werden, wobei eine Absicht oder ein „Weg zu etwas hin“ verfolgt wird. Demnach ist das Resonanzbild als Intervention ein Bestandteil eines Verfahrens, das in einem geordneten Verlauf nach bestimmten Regeln und Grundsätzen zur Wirkung kommt.

In diesem Kapitel 3.2 gilt es, grundlegende und weiterführende Fragen zur Resonanzbildmethode zu beantworten: Auf welche theoretische Ansätze bezieht sich Gisela Schmeer? Durch welche Bestandteile ist das geordnete Verfahren der Resonanzbildmethode aufgebaut? Und: Wie hängen diese Bestandteile in einem geordneten Verfahren zusammen? Im Folgenden wird zunächst der allgemeine theoretische Hintergrund mit den verschiedenen Zugängen von Gisela Schmeer zur wissenschaftlichen Fundierung der Resonanzbildmethode aufgeklärt. Hier werden zum einen ihre theoretischen Ansätze allgemein dargelegt und zum anderen ihr systemisches Denken in diesem Gesamtgefüge verortet und herausgestellt. Anschließend werden die einzelnen Schritte im Verfahren bei der praktischen Anwendung der Resonanzbildmethode beschrieben und durch Beispiele aus der Praxis veranschaulicht. In diesem Kapitel wird die Resonanzbildmethode nah angelehnt an der vorliegenden Literatur von Gisela Schmeer sowie bezugnehmend auf ihre Aussagen im Interview zunächst

beschrieben und vor dem Hintergrund der theoretischen Ansätze aus Kapitel 2 weiterführend besprochen und begründet.

Im darauf folgenden Kapitel 3.3 werden wesentliche Elemente und Aspekte der Resonanzbildmethode gesondert erläutert, um diese auf der Basis der theoretischen Ansätze aus Kapitel 2 wissenschaftlich zu fundieren.

3.2.1 Theoretische Ansätze zur praktischen Fundierung der Resonanzbildmethode

Die Resonanzbildmethode nach Gisela Schmeer ist der Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit. Bevor diese Methode im Einzelnen und insbesondere unter dem Blickwinkel der in Kapitel 2 erarbeiteten theoretischen Grundlagen betrachtet und untersucht wird, werden im Folgenden allgemeine theoretische Ansätze beschrieben, die die Praxis von Gisela Schmeer zunächst als Ärztin für Psychoanalyse und später als Kunsttherapeutin beeinflusst haben und bis heute prägen. Hier wird der theoretische Hintergrund dargelegt, vor welchem die praktische Arbeit und die lehrende Tätigkeit als Dozentin, Professorin und Lehrtherapeutin von Gisela Schmeer basieren und wo ihr systemischer Ansatz im Zusammenhang mit anderen theoretischen Zugängen sichtbar wird. Dabei werden nur einzelne grundlegende Ansätze ausführlicher wiedergeben, um sich nicht vom eigentlichen Pfad der vorliegenden Arbeit zu weit zu entfernen.

Schmeer hat insgesamt zahlreiche kunsttherapeutische Lehrbücher mit verschiedenen thematischen Schwerpunkten veröffentlicht: Ihr erstes Fachbuch erschien 1990 mit dem Titel „Heilende Bäume – Baumbilder in der psychotherapeutischen Praxis“ und das bisher Letzte wurde 2006 zur Resonanzbildmethode herausgegeben (ebda. 1990, 2006). Im Jahr 2015 wurde von ihr eine Gesamtschau über ihre Wege zur Kunsttherapie und ihr didaktisches Konzept veröffentlicht (ebda. 2015).

Schmeer konnte aus der Betrachtung zahlreicher Bilder ihrer Patienten und vor dem Hintergrund ihres tiefenpsychologischen und medizinischen Fachwissens sowie anderer theoretischer Einflüsse allgemeine Ansätze zur Analyse von „Baumbildern“ (ebda. 1990), „Körperbildern“ (ebda. 1994) oder von dem „Ich im Bild“ (ebda. 1998) herausstellen.

Schmeer legt in ihrem Gesamtwerk eine umfangreiche theoretische Bandbreite mit ungewöhnlichen Verflechtungen offen, die ausgehend von psychoanalytischen Konzepten wie von Sigmund Freud, Carl Gustav Jung und Fritz Riemann über Zeichentheorien, Symbollehren und Comichtheorien bis hin zu systemtheoretischen und neurokognitiven sowie hypnotherapeutischen Ansätzen reicht.

Im Interview spricht Schmeer über weitere Einflüsse auf ihre Theoriebildung und Praxis als Therapeutin: Der Wartegg-Zeichentest von dem Leipziger Psychologen Ehrig Wartegg, in welchem das intuitive Moment sowie die Reduktion von Bildinhalten und Bilddynamiken gefordert sind. Darüber hinaus ein Experiment von Marianne Simmel und Fritz Heider aus den 1940er-Jahren mit dem Ergebnis, dass die menschliche Psyche beim Betrachten von Zeichen Zusammenhänge, Bedeutungen und Geschichten erzeugt, wo ursprünglich keine vorhanden sind. Zum Beispiel wird von Probanden aus Dreiecken eine Eifersuchtsszene gedichtet. Des Weiteren der Autor Alexander Kluge über „Geschichten im Kino“ und das Studium der Comic-Theorien für die Bedeutung von Lücken bei Bildsequenzen. Lücken werden durch die Aktivität des Gehirns des Betrachters gefüllt, um Sinnzusammenhänge und Bedeutungen zu finden. Im Beratungskontext steht der Sinn, der gefunden wird, im Zusammenhang mit der persönlichen Entwicklung des Patienten: „Irgendein Thema oder Entwicklungsschritt taucht neu auf und wird noch einmal angeschaut“ (Schmeer 2016, Interview siehe Anhang B, I.3).

Im Folgenden werden theoretische Ansätze nachgezeichnet, die ihre praktische Arbeit und somit auch die Entwicklung und Anwendung der Resonanzbildmethode im Wesentlichen geprägt haben. Hier werden ihre psychoanalytische und systemische Sichtweise, ihre zeichentheoretischen Bezüge und bildanalytischen Ansichten sowie ihre kognitionspsychologischen Ansätze genauer in den Blick genommen. Diese theoretischen Grundlagen werden ausschließlich aus der Perspektive von Schmeer auf der Basis ihrer Literatur und persönlicher Gespräche erläutert, um die jeweilige besondere Prägung sichtbar werden zu lassen. Im Zuge dessen werden einzelne Abbildungen aus ihrer Literatur verwendet, um die aufgeführten theoretischen Modelle zu veranschaulichen.

An manchen Stellen werden Bezüge zu vorgelagerten Kapiteln hergestellt, wo diese für den weiteren Verlauf dieser Arbeit von Bedeutung sind. In den folgenden Ausführungen wird der Begriff „Patient“ aus der Literatur von Schmeer übernommen, um dem klinischen und therapeutischen Kontext zu entsprechen, in welchem sie überwiegend tätig ist.

3.2.1.1 Psychoanalytische Sichtweise

Gisela Schmeer ist Diplom-Psychologin sowie Ärztin für Psychoanalyse und Psychotherapie. Vor diesem Hintergrund hat sie ihren Ansatz der psychoanalytischen Kunsttherapie entwickelt. Nach Schmeer orientiert sich die psychoanalytische Theorie im Vergleich zu anderen Ansätzen am längsten und am meisten am Prinzip der Psychodynamik und befasst sich schon seit Jahrzehnten mit den Wechselwirkungen zwischen den seelisch-körperlichen und geistigen Instanzen des Menschen. Die Untersuchungs- und Behandlungsmethode von Sigmund Freud basiert im Wesentlichen auf der Innenschau (Introspektion), dem Nachdenken (Reflexion), dem Wiedererinnern unbewusster psychischer Prozesse und dem Ausdruck im Wort (Verbalisieren). Die Psychoanalyse ist eine Behandlungsmethode, um innere Konfliktstrategien zu verändern (vgl. ebda. 1994, 11).

Für die Psychoanalyse ist das von Freud beschriebene Strukturmodell der Psyche grundlegend. Das Ich fungiert dabei als Organisator, der die Belange des Es, des Über-Ich und der Realität mit den Interessen der ganzen Person abzustimmen sucht (siehe unten Abbildung 9).

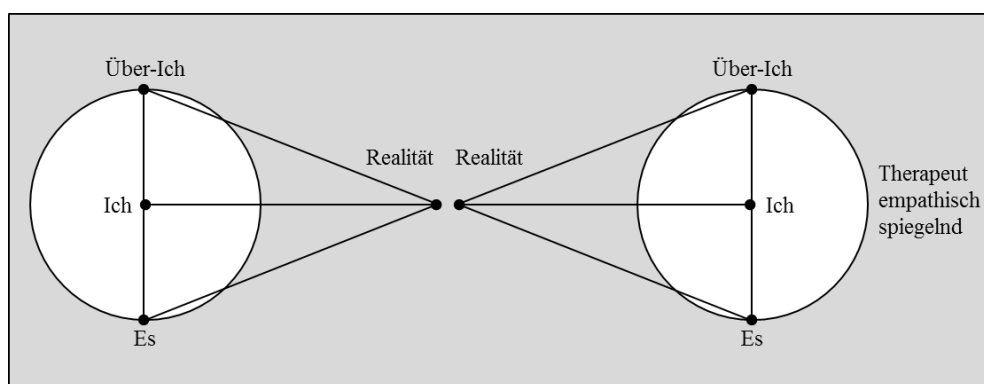


Abbildung 9 Das Strukturmodell der Psyche nach Freud

Quelle: Schmeer 1994, 12

Nach Schmeer gilt im Rahmen der klassischen Psychoanalyse der Analytiker zwar als empathisch und mitempfindend, dennoch wird er als „neutraler“ Beobachter und Begleiter der Patienten außerhalb der Therapieprozesse verortet. Schmeer weist darauf hin, dass in Hinblick auf systemtheoretische Ansätze nicht die Eigenschaften der Objekte, sondern die Beziehungen der Objekte untereinander im Mittelpunkt des Interesses stehen, wobei die Bedingungen des Beobachters immer Einfluss auf seine Beobachtungen haben. Schmeer beabsichtigt, das klassische Strukturmodell der Psyche durch Aspekte der Systemtheorie zu erweitern (vgl. ebda. 1994, S. 12).

Im Rahmen der psychoanalytischen Kunsttherapie verbindet Schmeer das Strukturmodell der Psyche mit systemtheoretischen Aspekten und mit analogen Ausdrucksweisen. Hier werden sowohl die Wechselwirkungen zwischen allen bewussten und unbewussten Vorgängen in der Beziehung zwischen Therapeuten und Patienten als auch das gemalte Bild als „drittes Objekt“ in den systemischen Kontext miteinbezogen (siehe unten Abbildung 10).

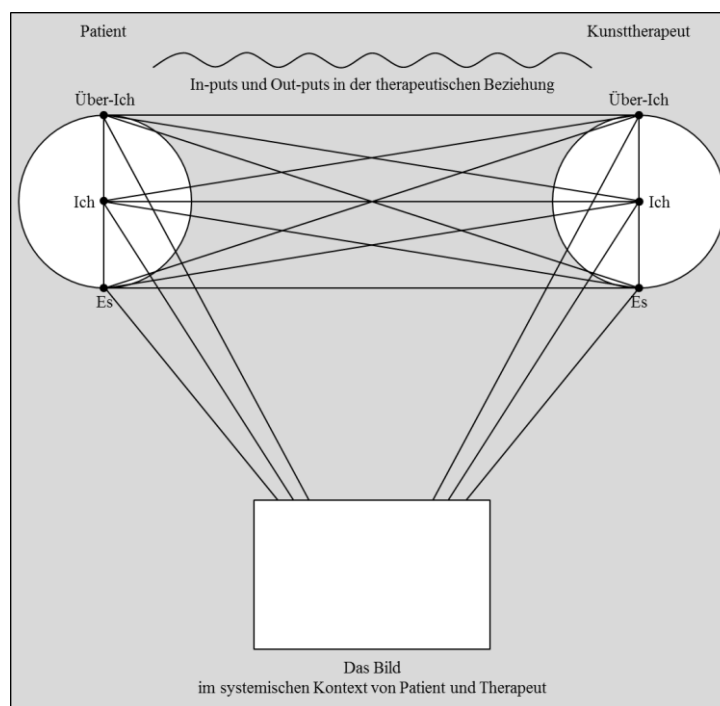


Abbildung 10 Das erweiterte Strukturmodell der Psyche

Quelle: Schmeer 1994, 13

Nach diesem erweiterten Modell fließen die unbewussten Stimm- und Stimmungsqualitäten, die unbewussten inneren Bilder, Tabus und Blockaden des Therapeuten als „Inputs“ in die körperlich-seelisch-geistigen Regulationen und in den kreativen Prozess des Patienten mit ein und bedingen das gemalte Bild des Klienten als Ergebnis bzw. „Output“ dieses Prozesses mit. Dabei wird aus systemtheoretischer Perspektive jede Aussage des Therapeuten auch als Aussage über sich selbst verstanden (vgl. ebda. 1994, 13).

Durch das Einbeziehen der Beziehungen zwischen allen Elementen im therapeutischen Prozess leistet Schmeer einen wesentlichen Beitrag, eine angenommene „Neutralität“ und „Objektivität“ des Analytikers infrage zu stellen und dessen Bedeutung und Einfluss für den therapeutischen Prozess im Sinne einer Kybernetik zweiter Ordnung hervorzuheben. Dabei siedeln Vertreter der Kybernetik erster Ordnung den Therapeuten außerhalb des therapeutischen Prozesses an und denken eher in Begriffen von Macht, Steuerung und Kontrolle. Im Rahmen der Kybernetik zweiter Ordnung wird der Therapeut als in das System unmittelbar eingebunden verstanden, wonach Therapeut und Patient sich in ihrem gegenwärtigen Erleben unmittelbar wechselseitig beeinflussen. Aus diesem Eingebundensein ist eine objektive Beschreibung allein schon deswegen unmöglich, da der Therapeut den Patienten nicht beobachten kann, ohne ihn gleichzeitig durch seine Beobachtung zu beeinflussen, wobei umgekehrt das Gleiche gilt. Vertreter der Kybernetik zweiter Ordnung gehen generell davon aus, dass ein Beobachter immer nur subjektiv aufgrund seiner kognitiven Struktur ein System erkennt und beschreibt (siehe oben Kapitel 2.1).

Schmeer scheint hier ähnliche Annahmen zu vertreten wie Maturana in seinem systemtheoretischen Ansatz der Autopoiese, ohne ausdrücklich auf ihn zu verweisen. Nach Maturana wird alles Gesagte von einem Beobachter zu einem anderen Beobachter gesagt. Jeder Beobachter erzeugt „seine Welt“ durch seine sprachlichen Unterscheidungen. Der Mensch erschafft sich seine Wirklichkeit durch Sprache. Insofern enthält Sprache stets Hinweise darüber, nach welchen Unterscheidungen der Beobachter seine Welt konstruiert, die durch seine derzeit vorhandenen Kenntnisse, Begriffe, Annahmen und Vorstellungen und

dementsprechend durch seine kognitive Struktur gebildet werden (siehe oben Kapitel 2.5.4).

Eine weitere interessante Entwicklung liegt darin, dass der Begriff „Realität“ aus oben Abbildung 9 in Abbildung 10 nicht mehr aufgeführt ist. Es hat den Anschein, dass in Abbildung 10 durch das „Bild“ des Patienten seine „Realität“ dargelegt wird und diese als gemeinsamer Bezugspunkt im therapeutischen Kontext gilt.

Nach Schmeer hat das gesprochene Wort in der klassischen Psychoanalyse einen hohen Stellenwert. Andere Ausdrucks- und Kommunikationsformen als das Sprechen wie die Körpersprache oder das Malen werden als „Agieren“ und in diesem Sinne als ein Umgehen der „Hochform der Bewusstheit“ im Wort gedeutet. Jedoch wird von einzelnen Analytikern schon seit Jahrzehnten der bildnerische Ausdruck der Patienten in den Therapieprozess miteinbezogen. Dabei kann kein noch so versierter Experte voraussagen, wie der Patient im Einzelnen sein Bild gestalten bzw. malen wird. Zwar ist jeder Analytiker darin geübt, das, was der Patient erzählt, sich auch bildhaft vorzustellen. Jedoch ist es in der Regel für den Analytiker äußerst überraschend, wenn der Patient einen bisher durch Worte vermittelten Traum, Konflikt oder ein Gefühl nun durch Malen zum Ausdruck bringt. Das bildlich Gestaltete sieht immer anders aus als das, was der Analytiker sich innerlich vorgestellt hat, sodass das Bild als „Dritter“ auf bisher Übersehenes hinweist und neue Botschaften, Ressourcen und Lösungen aufzeigt (vgl. ebda. 1994, 14).

In dem Interview betont Schmeer nochmals, dass innere bildliche Vorstellungen nur begrenzt sprachlich vermittelbar sind und daher das Einbeziehen von Bildern die einseitige Sicht des Zuhörers „korrigiert“ (vgl. ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, II.2).

Demnach werden durch ein Bild die Sichtweise des Patienten analog und dementsprechend die „charakteristischen Züge“ seiner kognitiven Schemata zur gemeinten Situation zum Ausdruck gebracht, die in dieser Form nicht über Sprache vermittelt werden können. So gesehen führt allein schon der analoge Ausdruck über ein Bild zu neuen Einsichten und Erkenntnissen, die digital über

rein sprachlichen Ausdruck zwar hörbar, jedoch nicht einsehbar wären. Indessen werden die im Analogen sinnlich eingesehenen Erkenntnisse vom Wahrnehmenden immer sprachlich erfasst und insofern mit einem hervorgebrachten kognitiven Schema augenblicklich verknüpft (siehe oben Kapitel 3.1.2).

Schmeer bezeichnet ihren Ansatz als „psychoanalytische Kunsttherapie“, in der einerseits das psychodynamische Verständnis und andererseits bildnerische Ausdrucksmöglichkeiten in Form von Bildern oder Bildelementen im Vordergrund stehen. Somit kann dieser Ansatz als eine durch Einbeziehen bildlicher Ausdrucksmöglichkeiten „modifizierte Psychoanalyse“ bezeichnet werden. Hierbei werden sowohl in der Psychodiagnostik als auch im therapeutischen Ansatz die Grundregeln der psychoanalytischen Verfahrensweise übernommen: Zum Beispiel sitzt der Patient dem Therapeuten gegenüber, der Therapeut sollte möglichst alle mimischen und körperlichen Bewegungen und „Zeichen“ des Patienten wahrnehmen und dem Patienten nicht mehr „Bild“ zumuten, als er integrieren kann, da das Bild oftmals ein Überangebot von „Unbewusstem“ enthält. Der Therapeut begleitet den Patienten durch seine gestaltete und sichtbar gewordene „seelische Landschaft“ vor dem Hintergrund des Bildes, in dessen Verlauf er verschiedene Bildelemente „berührt“ bzw. bespricht. Der Integrationsprozess geschieht wie bei der Psychoanalyse durch das gesprochene Wort, wobei das bildlich Gestaltete „zum Medium einer tieferen, (ab-)gründigeren, reicherer, farbigeren und der Wahrheit näheren Sprache wird“ (vgl. ebda. 1994, 15).

In Bezug auf oben Kapitel 3.1.2 könnte gesagt werden, dass das Einsehen des bildlich Gestalteten in der sinnlichen Wahrnehmung zu einem intuitiven Erkennen führt, wobei das neu Erkannte oder Bewusstgewordene durch Sprache und somit durch Worte und Begriffe erfasst wird. Im Grunde wird durch andere sprachliche Unterscheidungen, die reichhaltiger und vielschichtiger sind, die veränderte Sichtweise auf die gemeinte Situation zum Ausdruck gebracht.

Nach Schmeer steht bei diesem Ansatz der psychoanalytischen Kunsttherapie der Erkenntnisprozess im Vordergrund, der sich auf das Erkennen und Bewusstwerden von psychischen Abläufen in Anlehnung an die klassische

Psychoanalyse bezieht: „Fixierung“, das „Ich“ im psychodynamischen Kontext, „Übertragung“ und „Projektion“, „Gegenübertragung“, „Widerstand“, „Komplex“, „Ressourcen“ und „Besetzung“ (vgl. 1994, 16ff.)⁶⁹.

Aus psychoanalytischer Sichtweise bezeichnet Schmeer das „Ich“ als ein Konstrukt, das weder eine Gestalt noch einen Ort aufweist, sondern ausschließlich als psychische Funktion bzw. als Organisationsprozess verstanden wird. Das Ich organisiert die verschiedenen Ich-Funktionen der Psyche: sowohl die Triebe, die Affekte, die Interessen, die Selbstbilder, die Objektbilder als auch die Integration der Erfahrungen mit der Außenwelt. Diese Bereiche der menschlichen Psyche müssen organisiert werden, sodass der Mensch im Verlaufe seiner Entwicklung eine „angemessene innere Repräsentanz“ erlangt (vgl. ebda. 1998, 32).

Auch im Zusammenhang mit dem Strukturmodell von Freud gilt das Ich als funktionell und zwar als Vermittler zwischen dem Es, dem Über-Ich und den Anforderungen der „Realität“ (vgl. ebda. 1998, 40).

Nach Schmeer handelt es sich bei all diesen Begriffen bloß um Konstrukte oder Modellvorstellungen, um psychische Phänomene erfassen und einordnen zu können. Dabei lassen sich psychische Phänomene analog durch spontan gemalte Bilder zum Ausdruck bringen.

„Es gibt nicht das Ich, Es und Über-Ich, es gibt lediglich psychische Phänomene, die übereinkunftsgemäß diesen Begriffen zugeordnet werden. Und es gibt spontane Bilder, in denen sich eben diese Phänomene ausdrücken, die dann wiederum den begrifflichen Modellen zugeordnet werden können“ (ebda. 1998, 40).

Durch die Verknüpfung zwischen dem spontan bildlichen Ausdruck psychischer Phänomene des Patienten mit den Begriffen aus dem psychoanalytischen Strukturmodell erschafft Schmeer ihren originären Ansatz der psychoanalytischen Kunsttherapie. Hierbei ist zu betonen, dass sie diese Begriffe nicht als tatsächlich

⁶⁹ Für eine detaillierte Erläuterung der grundlegenden Begriffe der Psychoanalyse sei an dieser Stelle zum Beispiel auf Laplanche/Pontalis 1972 und Müller-Pozzi 1991 verwiesen. Dabei ist bemerkenswert, dass der Begriff „Ressource“ in beiden Büchern nicht aufgeführt wird und daher zumindest hier nicht zum grundlegenden Vokabular der Psychoanalyse zählt. Daher scheint Schmeer bei dem Begriff „Ressource“ vielmehr durch die systemische Sichtweise beeinflusst worden zu sein.

existierende Bestandteile des Menschen, sondern als „Konstrukte“ versteht, die dazu dienen, psychische Phänomene sprachlich zu erfassen und zu beschreiben. Insofern kann das psychoanalytische Strukturmodell als kognitives Konstrukt bzw. Schema bezeichnet werden. Durch dieses kognitive Konstrukt wird einerseits das Wahrgenommene begrifflich erfasst und eingeordnet, wobei es auf diese Weise Sinn und Bedeutung erfährt. Andererseits werden durch diese herausgeformte Sichtweise die weiteren Erkundungen und Wahrnehmungen von der äußeren und inneren Welt geleitet.

Auf Grundlage des Strukturmodells werden intrapsychische Konflikte als Ergebnis einer Spannung zwischen dem Es, Ich und Über-Ich verstanden. Diese Spannung wird durch Abwehrmechanismen zum Ausdruck gebracht. Die Abwehr richtet sich zum Beispiel gegen Angst-, Scham- oder Schuldgefühle und geschieht als unbewusste Tätigkeit des Ich. Die Abwehrmechanismen werden auch als Schutz- oder Bewältigungsmechanismen bezeichnet, da diese häufig eine „lebensrettende Funktion“ erfüllen (vgl. ebda. 1998, 40).

3.2.1.2 Systemische Sichtweise

Schmeer bezieht sich in ihren späteren Fachbüchern weniger auf die psychoanalytische als auf die systemische Theorie. Nach eigenen Angaben hat ihr die systemische Sichtweise weitere Zugänge zur kunsttherapeutischen Arbeit mit ihren Patienten eröffnet (vgl. ebda. 2003, 11).

In dem Interview sagt Schmeer, dass ihre langjährigen praktischen Erfahrungen mit Systemen sich vor allem auf bildliche Vorstellungen von Systemen beschränken wie von dem menschlichen Organismus, dem innerpsychischen System bzw. von der Psychodynamik, vom synaptischen neuronalen System und von Familien- und Gruppensystemen. Besonderes Augenmerk legt sie auf die Psychodynamik mit dem Unbewussten, den Ich-Strukturen, der Traumodynamik, Verdrängung, Verschiebung usw. Unterdessen hat sie sich mit übergreifenden Systemen und Systemtheorien kaum beschäftigt (vgl. ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, II.1).

Aus dieser Äußerung wird deutlich, dass Schmeer unter anderem auch psychoanalytische Begriffe und deren Zusammenhänge mit einem – wenn auch

wenig differenzierten – systemischen Blick oder systemischen Denken betrachtet und dadurch eine Integration beider Ansätze ermöglicht.

Nach Schmeer führen Interventionen in der Psychotherapie allgemein dazu, „blockierte Energie“ beim Patienten zu lösen und wieder in Fluss zu bringen. Dabei scheint der Dialog zwischen Bildelementen besonders geeignet zu sein, „komplex gebundene Energie“ zu bewegen. Hierbei sprechen der Therapeut und Patient nicht über das Bild, sondern der Therapeut bittet den Patienten, die auf dem Bild sichtbaren Elemente oder Symbole untereinander kommunizieren zu lassen. In dessen Verlauf nimmt der Patient die Rolle der jeweiligen Elemente ein und kommuniziert zu einem oder mehreren anderen Elementen auf dem Bild, die wiederum aus dem Munde des Klienten antworten können. Durch diese Dialoge werden die einzelnen Bildelemente miteinander vernetzt, woraus ein System mit seinen Beziehungen und Wechselwirkungen sichtbar wird (vgl. ebda. 1994, S. 24ff.).

In Abbildung 11 wird die Vernetzung der Bildelemente durch angeleitete Dialoge an einem Beispiel graphisch veranschaulicht:

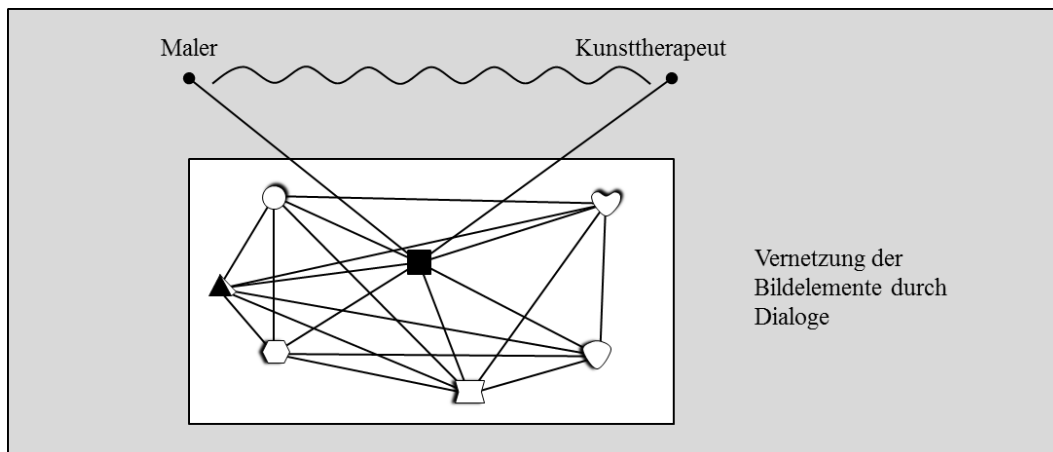


Abbildung 11 Vernetzung von Bildelementen durch Dialoge

Quelle: Schmeer 1994, 26

Der Patient als Sprecher dieser Bildelemente hat die Freiheit, selbst zu entscheiden, wie tief er in die jeweiligen Elemente „eintaucht“, die mit primären

Gefühlen wie Angst, Wut, Scham, Schmerz, Liebe usw. besetzt sein können (vgl. ebda. 1994, 26).

In dieser Art des Vorgehens besteht eine wesentliche Abgrenzung zur „klassischen“ psychoanalytischen Therapie, in welcher überwiegend der Therapeut die Äußerungen oder symbolischen Ausdrucksformen der Patienten interpretiert und seine Deutungen über das Geschehen vorgibt (zum Beispiel Thomä/Kächle 1989, 277ff.). Schmeer vertritt hier vielmehr eine systemische Sichtweise, die einerseits die Objektivität, Allwissenheit und Deutungshoheit des Therapeuten infrage stellt und andererseits den Erkenntnisprozess überwiegend der Selbstregulation des Patienten überlässt.

Währenddessen verwendet Schmeer auch zirkuläre und hypothetische Fragen⁷⁰, die auf der Grundlage systemtheoretischer Ansätze von Vertretern der systemischen Beratung entwickelt wurden. Nach Schmeer ermöglichen diese Fragen, den gesamten Kontext eines Bildes zu klären, ohne den „wunden Punkt“ direkt anzusprechen. Zum Beispiel könnten die anderen Bildelemente sich über den „wunden Punkt“ unterhalten, wobei der Patient wiederum die verschiedenen Perspektiven einnimmt (vgl. ebda. 1994, S. 39).

Die systemische Sichtweise von Schmeer wird insbesondere durch ihr Verständnis vom menschlichen Organismus deutlich (vgl. ebda. 1994, S. 39ff.). Den menschlichen Organismus betrachtet sie als dynamisches System, dessen Elemente bzw. Subsysteme in Beziehungen und Wechselwirkungen untereinander stehen. Hier werden auf der körperlichen Ebene das Nervensystem, Hormonsystem und Immunsystem sowie das Verhalten als Elemente bzw. Subsysteme betrachtet. Einerseits befindet sich der menschliche Organismus über sein Verhalten in Interaktion mit der gegebenen Umwelt, wobei andererseits die Umwelt direkt das Hormon- und Immunsystem beeinflusst. Der Organismus erhält durch Selbstregulation ein dynamisches Gleichgewicht (Homöostase)

⁷⁰ Für weiterführende Literatur zur Entwicklung von zirkulären und hypothetischen Fragen im Rahmen der systemischen Beratung sei hier zum Beispiel verwiesen auf Schlippe/Schweitzer (1996/2013 und 2010) sowie auf Simon (1999).

zwischen den einzelnen Subsystemen. In Abbildung 12 wird der menschliche Organismus als System in Interaktion mit seiner Umwelt graphisch dargestellt:

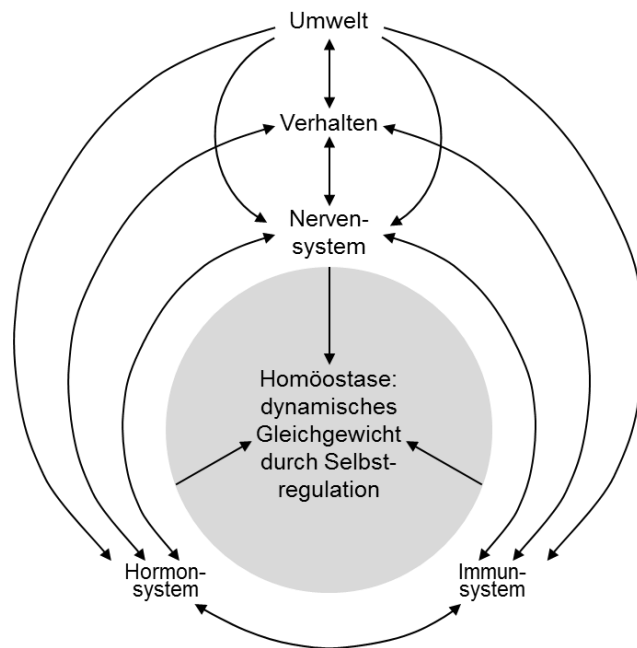


Abbildung 12 Der menschliche Organismus als System

Quelle: Schmeer 1994, S. 40

Diese Auffassung vom menschlichen Organismus als System stimmt weitestgehend mit der allgemeinen Definition von offenen Systemen überein, die oben in Kapitel 2.2 aufgeführt wird. Im Wesentlichen wird ein offenes System definiert als eine von der Umwelt abgegrenzte Einheit, die aus Einzelementen und dessen Merkmalen besteht, die miteinander in Wechselwirkungen stehen und mit ihrer Umwelt Stoffe, Energie oder Informationen austauschen. Offene Systeme befinden sich in einem dynamischen Gleichgewicht bzw. Fließgleichgewicht, in dem durch fortlaufende regulierende Veränderungen eine relative Stabilität des Systems erhalten bleibt.

Nach Schmeer ist die gesamte Existenz des Patienten betroffen, wenn in Verbindung mit kunsttherapeutischen Interventionen „Lebensenergien“ bewegt und „verschoben“ werden. Die verschiedenen ineinandergreifenden und in Wechselwirkung miteinander verbundenen Bereiche und Subsysteme des Menschen werden gleichsam „angeschubst“ bzw. „aufgeweckt“, wodurch sie sich

neu regulieren. Dabei befinden sich Unbewusstes, Vorbewusstes, Bewusstes, die körperliche, seelische und geistige Ebene als Komponenten des menschlichen Systems in einem unmittelbaren Zusammenhang (vgl. ebda. 1994, 42).

Auch an anderer Stelle wird die systemische Sichtweise von Schmeer deutlich, wo sie Wahrnehmen und Denken als unmittelbar miteinander verbunden versteht, sodass diese Vorgänge des psychischen Systems im Grunde nicht voneinander losgelöst betrachtet werden können.

„Zwischen Wahrnehmen und Denken gibt es nämlich keine Trennung. Das Wählen, das aktive Umschauen und Ergründen, das Erfassen des Wesentlichen, das Vereinfachen, Abstrahieren, Analyse und Synthese, Ergänzen und Korrigieren, Vergleichen, Kombinieren, Unterscheiden und in Zusammenhang bringen – all diese Funktionen betreffen in gleicher Weise und gleichzeitig sowohl die Wahrnehmung (das Sehen) als auch das Denken und das Wissen. Wissen ist natürlich viel mehr als das, was wir über die Augen wahrnehmen“ (Schmeer 2006, 124).

Diese Ansicht entspricht auch dem oben in Kapitel 2.9 formulierten Verständnis psychischer Systeme. Hier werden die physische, psychische und kognitive Ebenen als unlösbar miteinander verwoben betrachtet, die sich gegenseitig beeinflussen und aus dieser Wechselwirkung die einzigartige Erlebniswelt und in dem Sinne die subjektive Wirklichkeit eines Menschen spezifizieren. Dabei ist das „Wissen“ viel mehr als das gegenwärtig sinnlich Wahrnehmbare, da „Wissen“ in Form kognitiver Schemata oder Strukturen aus der Interaktion mit der Umwelt geschichtlich erwachsen ist und somit aus vielfältigen Erfahrungen, Eindrücken oder Erlebnissen resultiert.

In dem Interview spricht Schmeer von einem systemischen Ineinandergreifen von kognitiven Prozessen, Emotionen, vegetativem Nervensystem und dem Gehirn, wobei auch „körperlich akzentuiertes Erkennen“ möglich ist: „Es wird einem kurz schwarz vor den Augen. Man zittert. Einem bleibt die Sprache weg... es fehlen die Worte... etc.“ (ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, IV.3).

Nach Schmeer geht insgesamt in der kunsttherapeutischen Arbeit das Freisetzen oder das wieder in Fluss bringen von Lebensenergie oder das Lösen von Blockaden mit dem Phänomen des *plötzlichen und spontanen Wandels* des Patienten einher. Das Bild kann den Patienten von einem auf den anderen

Moment völlig verwandeln. Es ist ein Moment der Überraschung, der von einer Sekunde auf die andere die eingefahrenen Strukturen „sprengt“. Im Zuge dessen ist der Augenblick größer als das Fassungsvermögen des Patienten, wobei Abgespaltenes, Blockiertes, verdrängtes Unbewusstes in die „Erschütterung des Augenblicks“ einbezogen wird und zum Energieschub beiträgt. Schmeer versucht dieses Phänomen unter anderem in Anlehnung an die in den Naturwissenschaften beschriebenen Synergieprozesse zu erfassen (vgl. ebda. 1994, 272). Während des Integrationsprozesses von dem im Bild Erkannten und Bewusstgewordenen sind beim Patienten körperlich starke Turbulenzen mit einhergehender Konfusion beobachtbar. Dabei geschieht der Übergang in einen neuen Synergiezustand des psycho-physischen Systems sprunghaft (vgl. ebda. 1994, 272).

Auch an diesen Stellen sind die theoretischen Begründungen von Schmeer eher skizzenhaft und wenig fundiert. Entscheidend ist jedoch ihre Beobachtung des Phänomens aus der Praxis der Kunsttherapie, dass die Patienten bei der Integration von Erkenntnissen einen plötzlichen und sprunghaften Wandel sichtbar durchlaufen, welcher auch mit körperlichen Ereignissen einhergeht. Dieses Phänomen der Selbstorganisation in offenen, komplexen, dynamischen Systemen wird insbesondere von Vertretern der Synergetik aufgegriffen und beschrieben (siehe oben Kapitel 2.7.4) und dient in dieser Arbeit als theoretischer Ansatz zur wissenschaftlichen Fundierung der Resonanzbildmethode.

Dieser Wandel kann in Anlehnung an Watzlawick et al. als Wandel zweiter Ordnung beschrieben werden. Wie oben in Kapitel 2.4.2 schon dargelegt, zeichnet sich Wandel zweiter Ordnung durch einen diskontinuierlichen und qualitativen Wechsel aus, der das System selbst verändert. Dieser Wechsel geschieht durch Verstärkung von Fluktuationen bzw. Abweichungen vom bisherigen Systemzustand. Im kunsttherapeutischen Zusammenhang könnten durch das Betrachten eines Bildes plötzlich neue Aspekte über ein Objekt oder Ereignis eingesehen und bewusst werden, die als „Abweichungen“ bisher stabile kognitive Schemata über das Gemeinte in „Bewegungen“ oder in „Schwingungen“ versetzen, woraus sich spontan und sprunghaft eine neue kognitive Ordnung selbstorganisiert ergeben kann. Dieser qualitative Wandel ist durch Diskontinuität gekennzeichnet, ein Sprung in eine höhere hierarchische logische Stufe der

möglichen Veränderungen und folglich eine „Metaveränderung“, eine Veränderung der möglichen Veränderungen. Übertragen auf das psychische System würde Wandel zweiter Ordnung zu einer neuen Sichtweise auf die gemeinte Situation führen, wodurch bisher nicht in Betracht gezogene Lösungen plötzlich sichtbar werden können. Diese neuartigen Lösungen könnten nach Watzlawick et al. als Lösung zweiter Ordnung bezeichnet werden (siehe oben Kapitel 2.4.1).

An anderer Stelle formuliert Schmeer die Voraussetzung von Veränderung psychischer Systeme wie folgt, ohne sich dabei ausdrücklich auf systemtheoretische Ansätze zu beziehen:

„Soll beim Patienten etwas Neues entstehen, so muss er aus seinem Schubladendenken, deringleisigkeit seiner Gedanken herauskatapultiert werden“ (Schmeer 2003, 73).

Diese Vorstellung von Veränderung weist eine große Ähnlichkeit zum Ansatz der Synergetik auf. Vertreter der Synergetik gehen davon aus, dass Veränderungen psychischer Systeme durch Ordnungsübergänge geschehen, wobei diese Ordnungen als Sinn-Attraktoren bzw. als kognitive Schemata verstanden werden (siehe oben Kapitel 2.8.3).

Das systemische Denken von Schmeer wird auch durch den Begriff „Feld“ deutlich, welchen sie in dem Interview besonders herausstellt und erläutert:

„In das Feld kommen Informationen vom Klienten, vom Bild und von meinem Inneren. Eine Suspension entsteht, wenn sich zwei Essenzen, die sich nicht vertragen, mischen. Dann entsteht ein Schwebestand (zum Beispiel zwischen Öl und Wasser) und irgendwann mischt es sich. So ist es mit den Angeboten des Klienten und mit meiner Erfahrungsinformation; und wie von selber, wenn man nur warten kann, kommt die gute Frage aus diesem Feld. Alles hängt drin in dem Feld und man hält es aus, dass es sich noch nicht formulieren lässt, und auf einmal kommt dieses evidente Gefühl, „jetzt frage ich das““ (Schmeer 2016, Interview siehe Anhang B, II.1).

Mit anderen Worten: Aus den Wechselwirkungen der Informationen von Therapeut, Klient und Bild entsteht ein komplexes dynamisches System bzw. ein „Feld“, aus welchem unvorhersehbar und spontan aus den unzähligen Möglichkeiten selbstorganisiert eine neue Ordnung sich herausbildet, die geleitet durch ein „evidentes Gefühl“ in Form „einer guten Frage“ sprachlich erfasst wird

und so eine veränderte Sichtweise erzeugen kann. Diese Beschreibung beinhaltet eine hohe Entsprechung mit den Prinzipien selbstorganisierender Systeme und insbesondere mit Phänomenen der Emergenz (siehe oben Kapitel 2.7 und Kapitel 2.8) als auch dem Phänomen des „konsensuellen Bereiches“ durch strukturelle Kopplung lebender Systeme (siehe oben Kapitel 2.5.3 und unten Kapitel 3.3.6).

3.2.1.3 Zeichentheoretische Bezüge

Für Schmeer gilt die Lehre von den Zeichen bzw. die Semiotik⁷¹ als eine weitere theoretische Grundlage insbesondere für die praktische Anwendung der Resonanzbildmethode in Gruppen. Im Allgemeinen führt das Arbeiten mit Bildern in Gruppen einerseits zu einem persönlichen Ausdruck des Malers, wobei andererseits diese Bilder auch immer eine „Nachricht“ an die jeweils anderen teilnehmenden Personen beinhalten (vgl. ebda. 2006, 54).

Wie unten in Kapitel 3.2.2 beschrieben, wird die Resonanzbildmethode vornehmlich in Gruppen durchgeführt, sodass hier zum einen Bilder als persönlicher analoger Ausdruck von jedem Teilnehmer betrachtet werden und zum anderen diese Bilder über sinnesbezogene Wahrnehmung als Eindruck auf

⁷¹ Semiotik stammt von dem griechischen Wort „semeion“, „Zeichen“: Theorie der Zeichen. Die Semiotik untersucht weniger die Bedeutung einzelner Zeichen als vielmehr allgemein ihre Funktionsweise und ganze Zeichensysteme. Im Allgemeinen wird der Beginn der modernen Semiotik und somit der Semiotik als eigenständige Wissenschaft in den Werken von Ferdinand de Saussure und Charles Sanders Peirce gesehen, wobei die linguistische Tradition Saussures unter anderem von Umberto Eco weitergeführt wurde. Nelson Goodman vertrat einen erkenntnistheoretischen Ansatz der Semiotik, der betont, dass Zeichen immer nur innerhalb eines Zeichensystems Bedeutung zugewiesen wird. Goodman hat seinen Ansatz sowohl für die Wissenschaftstheorie als auch für die Ästhetik nutzbar gemacht. Erklärt wird hier nicht nur die unterschiedliche Art, wie Zeichen in der Kunst und Wissenschaft zur Erkenntnis beitragen, sondern auch die Funktionsweise von Bildern, die als spezielle Art von Zeichen ausgewiesen werden (vgl. Rehfus 2003, S. 612).

Dieser erkenntnistheoretische Ansatz von Goodman ist für die theoretische Fundierung der Resonanzbildmethode zentral: einerseits die „Funktion“ von Bildern für die Erzeugung von Erkenntnissen und andererseits die Verknüpfung der Bedeutung von Zeichen mit dem Kontext, in welchem sie wahrgenommen werden. Mit anderen Worten: Zeichen haben eine erkenntniserzeugende Funktion, wobei die gemeinten Zeichen immer nur in dem Kontext oder Zusammenhang ihre Bedeutung erhalten, in welchem sie wahrgenommen werden. Demnach ist die Bedeutung von Zeichen nicht universell, sondern kontextbezogen.

die anderen Teilnehmer wirken. Zudem werden Resonanzbilder eher in Form von Zeichen, Objekten oder Symbolen spontan und kurz skizziert.

In diesem Zusammenhang stellen sich folgende Fragen: Wie werden die auf den einzelnen Bildern ausgedrückten sichtbaren Zeichen von einem Wahrnehmenden als „Nachricht“ verstanden? Und: Gibt es Hinweise aus der Semiotik für eine allgemeine Bedeutung von Zeichen, sodass über analogen Ausdruck eine gemeinte Bedeutung im Eindruck der Wahrnehmenden vermittelt werden kann?

Für Schmeer gelten Zeichen allgemein als Übermittlung von Nachrichten von einem Sender zu einem Empfänger, wobei im Zusammenhang mit der Resonanzbildmethode jeder Teilnehmer der Gruppe sowohl Sender als auch Empfänger visueller Botschaften ist. Dabei ist eine Voraussetzung für das Arbeiten mit Zeichen in Gruppen, dass der Austausch der visuellen Botschaften von den Teilnehmern als sinnvoll, wertvoll und informativ erachtet wird. Zeichen ist immer das, was in einem Kontext zum Zeichen erklärt wird. Indessen haben Zeichen keinen Selbstzweck, sondern sie existieren immer nur im Zusammenhang mit den Objekten oder Aussagen, für die sie stehen, und sind in Zeichensysteme eingebunden. Somit haben Zeichen eine „dienende“ Funktion (vgl. ebda. 2006, 55).

Demnach vermitteln Zeichen visuelle Botschaften, die einerseits vom Sender bildlich ausgedrückt und andererseits vom Empfänger visuell wahrgenommen werden können. Indessen erhalten die gemeinten Zeichen ihre Bedeutung immer nur in dem Kontext oder Zusammenhang, in welchem sie wahrgenommen werden. Oder anders gesagt: Die Bedeutung von Zeichen ist nicht universell, sondern individuell und kontextbezogen. So gesehen sind Zeichen nicht eindeutig, sondern vieldeutig. Im Grunde kann aus konstruktivistischer Sichtweise gesagt werden, dass ein „Zeichen an sich“ keine Bedeutung beinhaltet, sondern dass eine Bedeutung immer von einem Beobachter bedingt durch seine kognitive Struktur dem Zeichen in diesem Moment zugeschrieben wird. Die Bedeutung wird vielmehr von dem Wahrnehmenden aufgrund seiner Kenntnisse, Begriffe und Vorstellungen und somit durch sein derzeit hervorgebrachtes kognitives Schema in das sichtbare Zeichen hineingelegt. Zudem ist die subjektive Bedeutung von Zeichen zum einen durch die Umwelt geprägt, in welcher der Wahrnehmende

seine Erfahrungen mit und derweil seine Kenntnisse über Zeichen erworben hat, und zum anderen durch den gegenwärtigen Kontext, in welchem das Zeichen in diesem Moment wahrgenommen wird. Ein Zeichen wird stets eingebettet in einem gegenwärtigen Kontext wahrgenommen, dessen Bedeutung sich aus diesem Moment mit den derzeitigen „Randbedingungen“ vor dem Hintergrund der kontextbezogenen Erfahrungen und Kenntnisse erschließt. So ist die Bedeutung von Zeichen zwar geschichtlich erwachsen, dient jedoch immer den aktuellen Anforderungen der Situation und im Grunde den derzeitigen Bedürfnissen des Wahrnehmenden. Nach Luc Ciompi werden Bedürfnisse und somit die Bedeutung von wahrgenommenen Objekten durch die aktuelle psycho-physische Befindlichkeit bzw. Grundstimmung des Wahrnehmenden bestimmt, die von Vertretern der Synergetik als ein Kontrollparameter psychischer Systeme verstanden wird (siehe oben Kapitel 2.8.2). Die Frage würde daher lauten: Welche Bedeutung hat ein Zeichen für den Wahrnehmenden in diesem Moment auch aufgrund seiner aktuellen psycho-physischen Befindlichkeit? Darüber hinaus erwächst in diesen jeweiligen Kontexten neben der subjektiven Bedeutung auch eine gemeinsam geteilte intersubjektive Bedeutung zwischen den beteiligten Individuen oder mit Worten von Glaserfeld eine „Viabilität zweiter Ordnung“ (siehe oben Kapitel 2.3.4).

Die „dienende“ Funktion von Zeichen ist zunächst allgemein die Vermittlung von Nachrichten. Dabei scheint eine gewisse Einstellung des Empfangenen erforderlich zu sein, sodass überhaupt ein Erkunden nach einer Nachricht in dem visuell sichtbaren Zeichen erfolgt. Im Grunde beinhaltet diese Einstellung die Überzeugung, dass in dem wahrnehmbaren Zeichen eine sinn- und wertvolle Information für den Wahrnehmenden verborgen sein könnte.

Hier stellt sich die Frage: Welche „dienende Funktion“ haben Zeichen im Zusammenhang mit der Resonanzbildmethode? Schmeer geht davon aus, dass die nichtsprachlichen Zeichen bei der Anwendung der Resonanzbildmethode in Gruppen der Entwicklung der einzelnen Teilnehmer dienen.

„In einer Gruppe muss Übereinkunft darüber bestehen, dass die Botschaften, welche ausgetauscht werden, dem Weiterkommen jedes Teilnehmers dienen, den Horizont jedes Einzelnen erweitern, eingefleischte Sicht-Weisen sprengen,

also in Bezug auf die Lebens- und Arbeitsplatzgestaltung kreativ und heilsam wirken können“ (Schmeer 2006, 55).

An dieser Stelle sei auf den Begriff der „strukturellen Kopplung“ oben in Kapitel 2.5.2 verwiesen, der von Maturana als ein kennzeichnender Mechanismus autopoietischer Systeme verstanden wird. In dieser Hinsicht entstehen soziale Systeme wie zum Beispiel Gruppen aus der strukturellen Kopplung zwischen den einzelnen Individuen. Hier basiert die strukturelle Kopplung auf „Sprachlichkeit“ bzw. Kommunikation zwischen den Individuen, die sowohl digital über Worte als auch analog über Zeichen geschieht. Im Zuge dessen entsteht ein Gleichgewicht zwischen individueller Erhaltung und der Erhaltung der Gruppe als erweiterter Einheit. Das Gleichgewicht bleibt so lange aufrecht, wie die Dynamik der Erhaltung der Gruppe die individuelle Erhaltung einschließt. In sozialen Systemen geht aus der strukturellen Kopplung von Individuen ein sprachlicher Bereich als eigener Existenzbereich der Gruppe hervor, der sowohl die Erhaltung der Mitglieder als auch deren Entwicklung ermöglicht. Dementsprechend sollten bei der Anwendung der Resonanzbildmethode die ausgetauschten Botschaften vermittelt über Zeichen, Symbole oder Worte im Grunde entwicklungsfördernd und „heilsam“ für die Teilnehmer wirken, sodass der Zusammenhalt der Gruppe erhalten bleibt. So verstanden scheint der Begriff der „strukturellen Kopplung“ die oben von Schmeer aufgeführte Voraussetzung für die Anwendung der Resonanzbildmethode in Gruppen vor dem Hintergrund der Theorie autopoietischer Systeme und somit aus einer systemtheoretischen Sichtweise zu bestätigen und zu begründen.

Grundsätzlich müssen die gemeinten Zeichen vom Sender in der Weise dargeboten werden, dass diese auch für den Empfänger sinnesbezogen wahrnehmbar sind. Schmeer unterscheidet hier zwischen visuellen, auditiven und taktilen Zeichen, wobei bei der Anwendung der Resonanzbildmethode mit visuellen Zeichen gearbeitet wird. Dabei beziehen sich die Botschaften, welche auf visuellem Wege in Gruppen entstehen und ausgetauscht werden, für das „Hier und Jetzt“ und gelten nicht dauerhaft. Indessen ist der Zeichenvorrat nicht gleich und feststehend, sondern individuell, gesellschaftlich und zeitlich verschieden. Der Vorrat an Zeichen verändert sich sowohl mit der Entwicklung des Einzelnen als auch mit der Entwicklung der Gesellschaft (vgl. ebda. 2006, 55).

Demnach kann das Zeichenrepertoire eines Menschen als dynamische kognitive Struktur verstanden werden, die sich fortwährend verändert und sich mit der Zeit herausbildet. Dabei werden die Bedeutungen von Zeichen in dem jeweiligen Kontext im „Hier und Jetzt“ immer wieder neu durch die Beteiligten erschaffen. Zum Beispiel hat in einem Gebäude das Zeichen für „Notausgang“ für die Anwesenden im Alltag eine andere Bedeutung als bei einem Feueralarm. Insgesamt könnte gesagt werden, dass keine universelle und beständige Bedeutung von Zeichen besteht, sondern dass diese immer wieder neu durch den jeweiligen Betrachter in einem gegebenen Kontext erzeugt wird.

Im Rahmen der Semiotik unterscheidet Schmeer zwischen Syntaktik, Semantik und Sigmatik. Gegenstand der Syntaktik sind sowohl die Beschaffenheit von Zeichen als auch deren Verknüpfungsmöglichkeiten. Die prinzipiellen syntaktischen Bestandteile aller visuellen Zeichen sind vor allem Form, Helligkeit, Farbe, Material und Bewegung. Die Semantik untersucht die Bedeutung visueller Zeichen. Dabei sind Zeichen vieldeutig und können nur aus ihrem Bedeutungszusammenhang heraus verstanden werden. Während die Semantik nach der Bedeutung von Zeichen fragt, untersucht die Sigmatik das Verhältnis des Zeichens zum Bezeichneten. In diesem Verhältnis kann das Zeichen als Ikon, Index oder Symbol das Bezeichnete darstellen. Dabei wird ein Zeichen Ikon genannt, das einen gewissen Grad an Übereinstimmung mit seinem gemeinten Objekt oder Sachverhalt aufweist. Ein Zeichen ist ein Index, wenn es auf andere Objekte oder Sachverhalte hinweist. Zeichen als Symbole beinhalten stets das Allgemeine, wogegen Ikone und Indizes das Individuelle bezeichnen (vgl. ebda. 2006, 55f.).

Schmeer führt hier wesentliche Begriffe der Semiotik eher allgemein mit wenigen Erläuterungen auf, ohne diese genauer zu erfassen und zu diskutieren⁷².

⁷² Eine genauere Begriffsbestimmung der Semiotik kann innerhalb des thematischen Rahmens dieser Arbeit nicht geleistet werden. Jedoch sei auf ausführliche Darstellungen bei Ritter/Gründer 1995 Bd. 9, 601ff. oder bei Seiffert/Radnitzky 1992, 296ff. verwiesen.

Bei alledem dienen Zeichen als Träger visueller Nachrichten vom Sender zum Empfänger. Nach Schmeer können in Gruppen allein schon diese visuellen Nachrichten vermittelt über Zeichen eine erwünschte Veränderung bewirken.

„Die visuellen Nachrichten, die in Gruppen ausgetauscht werden, wirken auf den Empfänger ein und können zu einem *Gesinnungswandel* führen. Wandel der Gesinnung kann bereits *Heilung* oder doch der *Aufbruch eingefahrener Denk- und Gefühlsmuster* und eine *Umorientierung* in Richtung Heilung/Innovation sein“ (Schmeer 2006, 57).

Der Kommunikationserfolg ist sowohl von der Ähnlichkeit des Zeichenrepertoires von Sender und Empfänger als auch von der Ästhetik der gemalten Zeichen abhängig. Das Zeichenrepertoire ist der Vorrat an Zeichen, über den Sender und Empfänger jeweils individuell verfügen, wobei die allgemeinen ästhetischen Maßstäbe weitgehend gesellschaftlich bedingt sind. Das individuelle Zeichenrepertoire wird zum großen Teil im gesellschaftlichen Umgang und beim sozialen Lernen unbewusst erworben und ist jederzeit abrufbar. Indessen wird das Zeichenrepertoire wesentlich durch das soziale und insbesondere durch das berufliche Umfeld bestimmt (vgl. Schmeer 2006, 57f.). Allgemeine ästhetische Kategorien werden im folgenden Kapitel unter bildanalytischen Ansichten beschrieben (siehe unten Kapitel 3.2.1.4).

Die Entwicklung gemeinsamer Bedeutungen bestimmter Zeichen könnte wiederum vor dem Hintergrund der „strukturellen Kopplung“ als Mechanismus lebender Systemen beschrieben werden, der von Maturana im Rahmen seiner Konzeption der Autopoiese aufgeführt wird (siehe oben Kapitel 2.5.3 und Kapitel 2.6.2).

Demnach wird im Verlauf der strukturellen Kopplung durch aufeinander bezogene Kommunikationen ein gemeinsamer sprachlicher Bereich erschlossen, wobei Kommunikation sowohl gesprochene oder geschriebene Sprache in Worten als auch analoge Ausdrucksformen wie zum Beispiel Zeichen oder Bilder meint. Die verwendeten Worte ebenso wie die analogen Ausdrücke erhalten durch wiederholtes und wechselseitiges Angleichen und Anpassen bisheriger individueller Bedeutungen mit der Zeit eine gemeinsam geteilte Bedeutung, welche nur für diesen herausgebildeten „konsensuellen“ Bereich gültig ist. Mit anderen Worten: Es entsteht ein zeitlich und räumlich begrenzter Rahmen bzw.

Kontext, innerhalb dessen ein aufeinander abgestimmtes und übereinstimmendes semantisches Verständnis besteht und dementsprechend bestimmtes Verhalten gezeigt wird. So gesehen gleichen sich nach dem Prinzip der strukturellen Kopplung Menschen durch aufeinander bezogene Interaktion mit der Zeit mit ihrer kognitiven Struktur gegenseitig an. Die an der Interaktion Beteiligten schaffen einen „konsensuellen Bereich“ in Gestalt einer gemeinsamen Sichtweise bzw. eines gemeinsam geteilten Konstruktes von Wirklichkeit. Diese Sichtweise ist nicht statisch bzw. feststehend, sondern wird durch den wechselseitigen Interaktionsprozess laufend erzeugt und angepasst („strukturelle Plastizität“). Dabei ist ein wesentlicher Aspekt, dass durch Interaktion zwischen den Individuen zwar Angleichung zwischen den subjektiven Sichtweisen geschieht, jedoch jede Sichtweise immer eine einzigartige bleibt, die durch die Eigengesetzlichkeit der jeweiligen Struktur erzeugt und kommuniziert wird. Nach diesem Verständnis ist *eine* Bedeutung, die für die Beteiligten des konsensuellen Bereiches identisch ist, unmöglich.

Nach Schmeer nimmt der Wahrnehmende in der Regel ein Zeichen ohne bestimmte Methode wahr. Bildobjekte werden angeschaut und unreflektiert beurteilt. Diese Art, Zeichen wahrzunehmen, entspricht der angeborenen ganzheitlichen visuellen Wahrnehmung des Menschen. Dabei werden alle Zeichen als komplexe Gebilde aufgenommen, wodurch oft einzelne Zeichen zugunsten des Gesamteindrucks übersehen werden (vgl. ebda. 2006, 58).

Im Hinblick auf die theoretischen Grundlagen aus Kapitel 2.8.1 könnte hierzu Folgendes gesagt werden: Auf der kognitiven Ebene werden die visuell wahrgenommenen Zeichen augenblicklich mit einem entsprechenden kognitiven Schema verknüpft, sodass das Wahrgenommene Sinn und Bedeutung erfährt. Unmittelbar zuvor formt sich auf der Wahrnehmungsebene aus den vielfältigen Sinneseindrücken ein Gesamteindruck heraus, der als relativ stabiler Attraktor die weiteren Wahrnehmungen in diese Form einbindet bzw. ordnet. Im Verständnis der Gestaltpsychologie kann dieser Gesamteindruck auch als relativ stabile Figur bezeichnet werden, die sich aus einzelnen Elementen als sichtbares sinn- und bedeutungsvolles Ganzes im Vordergrund herausformt, wodurch einzelne

Elemente im Hintergrund übersehen oder als Bestandteil des Ganzen überschattet werden können.

Im Zusammenhang mit Resonanzbildern richtet Schmeer ein besonderes Augenmerk auf Piktogramme, sodass diese Zeichen auch hier nicht unerwähnt bleiben. Nach Schmeer setzt sich der Begriff Piktogramm aus dem lateinischen „pictus“ (Bild) und dem griechischen „gramm“ (Geschriebenes) zusammen und bedeutet schriftliches Bild. Piktogramme sind Bildsymbole, die international eine ähnliche Bedeutung haben wie zum Beispiel Verkehrszeichen oder Hinweisschilder an Flughäfen. Ähnlich wie bei Resonanzbildern fallen dem Betrachter bei Piktogrammen die Einfachheit der Botschaft und die unmittelbare Verständlichkeit ins Auge. Jedoch vermitteln die Piktogramme ihre jeweilige Botschaft mit einer gewissen Starre, wobei die Resonanzbilder neben der allgemeinen (oftmals symbolischen) Botschaft eine persönliche Prägung beinhalten (vgl. ebda. 2006, 59ff.).

Und gerade durch diese persönliche Prägung in den Resonanzbildern scheint das Wesentliche bzw. das „Dingartige“ der kognitiven Vorgänge des Zeichnenden analog zum Ausdruck gebracht zu werden, wie unten an anderer Stelle noch ausführlich besprochen wird (siehe unten 3.3.2).

3.2.1.4 Bildanalytische Ansichten

Schmeer unterscheidet zwischen ästhetischen und psychologischen Kategorien der Bildanalyse (vgl. ebda. 2006, 67ff.): Die ästhetischen Kategorien beinhalten die Formbehandlung der Zeichen wie groß oder klein, rund oder eckig, aufgelockert oder geschlossen, Fülle oder Magerkeit, Unausgewogenheit oder harmonische Durchformung oder allgemeine graphische Merkmale wie zum Beispiel zarte, feste, zügige oder abgesetzte Strichführung, Schraffierungen oder Schattierungen.

Die psychologischen Kategorien betreffen eine Inhaltsanalyse wie zum Beispiel nach Distanzierung (durch abstrakte Formen) oder Gefühlsebene (durch ästhetische Formen), nach gegenständlichen, szenischen oder symbolischen Darstellungen, Dynamiken oder nach dem persönlichen Ausdrucksstil des Malers. Der persönliche Ausdrucksstil wird durch graphische Merkmale oder Formen

sichtbar, die in ähnlicher Art in allen von dem Maler erstellten Resonanzbildern erkennbar sind.

Gregory Bateson geht davon aus, dass die Wahrnehmung nur mit Unterschieden arbeitet, sodass jede Aufnahme von Information notwendigerweise die Aufnahme von einem Unterschied ist. Dabei ist die Wahrnehmung von Unterschieden durch Schwellen begrenzt. Unterschiede, die zu klein oder zu langsam dargestellt sind, werden nicht wahrgenommen (siehe oben Kapitel 2.4.3).

Dementsprechend müssten zum einen die gemeinten Zeichen vom Sender in der Art dargeboten werden, dass diese überhaupt vom Empfänger als sichtbarer Unterschied in der visuellen Wahrnehmung und in diesem Sinne als Information erkannt werden können. Zum anderen wird nach Vertretern des Konstruktivismus die Wahrnehmung stets durch die derzeitige Struktur des Beobachters bestimmt und ist in diesem Sinne subjektiv und kontextbezogen. Genau genommen ist nach Glasersfeld das sinnlich Wahrgenommene das Ergebnis einer Bildung von Unterschieden nach Eigenschaften und Kriterien, die von dem jeweiligen Beobachter vor dem Hintergrund seiner kognitiven Struktur zwar selbst jedoch in der Regel nicht bewusst hervorgebracht werden (siehe oben Kapitel 2.3.4).

Bei der Analyse von Bildern und hier vornehmlich von Resonanzbildern ist die Bildung von Unterschieden in der Wahrnehmung nach bestimmten Eigenschaften und Kriterien sehr bedeutsam. Dabei ergeben sich für den jeweiligen Betrachter mögliche Unterscheidungen in den sichtbaren Bildern und Zeichen aus seinen bisherigen Erfahrungen und den daraus erworbenen Kenntnissen, Annahmen, Begriffen und Vorstellungen. Hier sei betont, dass die Art der Bildanalyse stets von dem Betrachter des Bildes und demnach durch seine kognitive Struktur bestimmt wird, die sich im Laufe der Zeit aus den individuellen Erfahrungen herausbildet und fortwährend verändert. Das Betrachten, Erkunden und Analysieren von Bildern wird von dem hervorgebrachten kognitiven Schema des Wahrnehmenden geleitet und ist in diesem Sinne subjektiv und situativ.

Nach Schmeer kann bei der Anwendung von Resonanzbildern die Analyse des Gruppenleiters durch „intuitive Begabung“ wertvolle und stimmige Erkenntnisse für die Teilnehmer eröffnen. Jedoch kommt diese intuitive Begabung erst durch

vielseitige künstlerische Bildung und durch ein ausgeprägtes Bildwissen und Zeichenrepertoire zum Tragen (vgl. ebda, 2006, 33).

In dem Interview sagt sie, dass das Lesen von Resonanzbildern durch Üben ausgebildet wird. Sowohl das bildliche als auch das sprachliche Erkennen ist von dem Symbolverständnis des Erkennenden abhängig. Dieses Verständnis ist durch das jeweilige gesellschaftlichen Umfeld geprägt (vgl. ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, II.5).

Bei dem dieser Arbeit zugrunde liegende Verfahren der praktischen Anwendung der Resonanzbildmethode wird die Analyse des Gruppenleiters und somit seine Betrachtungsweise nicht mit einbezogen. Hier wird ausschließlich der selbstregulierende Erkenntnisprozess des Malers selbst auf Grundlage der theoretischen Ansätze aus Kapitel 2 beschrieben.

3.2.1.5 Kognitionspsychologische Ansätze

Schmeer beschreibt auf Grundlage der „neurokognitiven“ Psychologie Wahrnehmungs- und Resonanzprozesse und versteht in diesem Zusammenhang Wahrnehmung als subjektive Konstruktion des wahrnehmenden Menschen.

„Wahrnehmung wird heute interpretiert als *konstruktiver Prozess*, wobei Wahrnehmender und Wahrgenommenes in dauerndem *komplexen Zusammenspiel* immer Neues kreieren. Das Ergebnis dieses Zusammenspiels sind *permanente Wahrnehmungs-, Erinnerungs- und Lernprozesse*, bei denen sich das Gehirn dauernd verändert, im Gehirn gleichsam dauernd neue ‚software‘ produziert wird. In jedem Augenblick ist das Gehirn einen andere Maschine“ (ebda. 2006, 30).

So gesehen werden Wahrnehmungen, Erinnerungen und Lernen eines Menschen fortwährend aus der Interaktion mit seiner gegebenen Umwelt gegenwärtig erzeugt. Diese Ansicht entspricht auch dem Verständnis von autopoietischen Systemen nach Maturana. Laut Maturana werden kognitive Prozesse und somit auch Wahrnehmen, Erinnern und Lernen stets bestimmt durch den gegenwärtigen Zustand bzw. durch die Struktur des Menschen augenblicklich erzeugt. Sowohl Wahrnehmung als auch Lernen werden als andauernder Prozess von Zustandsveränderungen des lebenden Organismus begriffen, der durch die Interaktion mit seiner gegebenen Umwelt immer in der Gegenwart ausgelöst wird.

Wahrnehmen, Erinnern und Lernen gehen aus der derzeitigen Struktur des Menschen hervor, wobei gleichzeitig diese Prozesse die Struktur bilden und hierdurch Ausgangsbasis für weitere Prozesse sind: „Produkt und Produzent sind eins“ (siehe oben Kapitel 2.5.4).

Durch diese fortlaufende Veränderung der Struktur verändert sich auch die „innere Einstellung“ bzw. Sichtweise, durch welche die äußeren Reize oder Impulse selektiert und empfangen werden, die gerade in diesem Moment für den wahrnehmenden Menschen bedeutsam sind.

„Da das Wahrnehmungssystem durch die Reizmuster, die es aufnimmt, fortlaufend verändert wird, ändert sich auch die ‚innere Einstellung‘ mit der jeder an die Welt herangeht. So werden zum Beispiel aus der großen Zahl der auf uns einströmenden Eindrücke *selektiv* nur einige aufgenommen, und so werden zum Beispiel vom Einzelnen niemals alle in einer Gruppenrunde vorgestellten Bilder und Worte (verbale und visuelle Information) aufgegriffen, sondern nur diejenigen, die ‚etwas mit ihm zu tun haben‘“ (Schmeer. 2006, 30).

Kurz gesagt: Der wahrnehmende Mensch empfängt nur die Reize oder Impulse aus der gegebenen Umwelt, die an seine derzeitige Struktur „anschlussfähig“ sind bzw. „anklingen“ und insofern „etwas mit ihm etwas zu tun haben“.

Schmeer geht weiter davon aus, dass nicht nur das Empfangen von Sinnesempfindungen und somit der Eindruck, sondern auch die weitere Verarbeitung des Wahrgenommenen und der Ausdruck durch Selbstregulation und auf diese Weise durch die derzeitige Struktur des Menschen bestimmt werden.

„Nicht nur die Art und Weise, wie Informationen ausgewählt und aufgegriffen werden, sondern auch die Art, wie sie verarbeitet, gestaltet und als out-put, z.B. als Resonanzbild, wieder in die Gruppe eingegeben werden, unterliegt bei jedem einzelnen Gruppenteilnehmer der *Selbstregulation*. Diese ist durch Wahrnehmung, Erinnern, Denken, und Handeln bestimmt“ (ebda. 2006, 30).

Wobei Selbstregulation insbesondere als kreiskausaler Zusammenhang zwischen „Bottom-up-“ und „Top-down-Prozessen“ genauer erfasst wird:

„Um diese Selbstregulation ein wenig zu differenzieren, bedarf es der Unterscheidung und des Verständnisses der Bottom-up- und der Top-down-Prozesse. Unter Bottom-up versteht die Wahrnehmungspsychologie die einfache Aneinanderreihung und Unterscheidung elementarer Reizfolgen, zum Beispiel Hell- und Dunkelwahrnehmungen. Bei den Top-down-Prozessen

hingegen wirken Gedächtnis, Wissen, Vorerfahrungen und Erwartungen auf die Wahrnehmung ein und bestimmen sie mit. Zwischen allen Elementen des Systems, also auch zwischen Bottom-up- und Top-down-Prozessen, besteht ein kreiskausaler Zusammenhang“ (ebda. 2006, 30).

Demnach können „Bottom-up-Prozesse“ als das Verarbeiten von Sinnesempfindungen zu wahrnehmbaren Objekten oder Inhalten auf der physischen Ebene menschlicher Verarbeitung verstanden werden, wobei Top-down-Prozesse von der kognitiven Ebene in Form von Gedächtnis, Wissen, Vorerfahrungen und Erwartungen auf die Wahrnehmung einwirken und diese mitbestimmen.

Nach Schmeer beruht das Resonanzphänomen auf Top-down-Prozessen (vgl. ebda. 2006, 31). So gesehen wirkt insbesondere die kognitive Ebene menschlicher Prozesse auf die Art und Weise ein, wie ein äußerer Impuls oder Reiz bei dem wahrnehmenden Menschen „anklingt“ bzw. resoniert. Hier stellen sich folgende Fragen: Wie entsteht dieses „Top“ auf kognitiver Ebene, sodass dieses überhaupt „down“ auf die Wahrnehmung und das Erkennen wirken kann? Und: Wie lässt sich dieses „Top“ auf kognitiver Ebene menschlicher Systeme genauer erfassen?

Hierfür können die Prinzipien selbstorganisierender Systeme nach dem Ansatz der Synergetik aufschlussreich sein: Wie oben in Kapitel 2.8 erläutert, gehen auch Vertreter der Synergetik davon aus, dass Wahrnehmung und Erkennen aus der fortlaufenden Verarbeitung der dynamischen Wechselbeziehung zwischen Mensch und seiner Umwelt resultiert. Indessen ist der Mensch andauernd gefordert, das Wahrgenommene nach Sinn und Bedeutung zu ordnen, um handlungsfähig zu sein. Dabei sind in psychischen Systemen die vielfältigen Wahrnehmungs-, Gedanken-, Gefühls- und Handlungsströmungen eines Menschen Elemente auf der mikroskopischen Ebene. Aus dem Zusammenwirken dieser Elemente geht selbstorganisiert mittels eines Ordners eine relativ stabile geordnete Wirklichkeit als „Attraktor“ auf der makroskopischen Ebene hervor. Diese Ordnung bedingt wiederum die Wahrnehmungen, Kognitionen und Emotionen auf der mikroskopischen Ebene, wodurch ein „kreiskausaler Zusammenhang“ gegeben ist. Hier wird Ordnung als Ergebnis von Selbstorganisation verstanden: Sie entsteht durch Bottom-up-Prozesse durch die Wechselwirkungen zwischen den Elementen auf der Mikroebene und beeinflusst

durch Top-down-Prozess von der Makroebene die weitere Systemdynamik im Sinne dieser Ordnung. Dabei ordnen „Sinn-Attraktoren“ bzw. kognitive Schemata das gegenwärtige Erleben sinn- und bedeutungsvoll. Ausgelöst durch Reize oder Impulse der gegebenen Umwelt werden kognitive Schemata herausgebildet, die „top-down“ sowohl den Sinn und die Bedeutung des Wahrgenommenen bestimmen als auch das weitere Wahrnehmen und Erkunden leiten.

3.2.1.6 Zusammenfassende Betrachtung

Zusammenfassend betrachtet ergibt sich aus der Sichtung der vorhandenen Literatur und aus den Gesprächen mit Gisela Schmeer folgendes Bild: Zwar fußt ihre Arbeit aufgrund ihrer Ausbildung zur Diplom-Psychologin und Ärztin für Psychoanalyse und Psychotherapie sowie ihrer Tätigkeit als Lehrbeauftragte und Professorin auf einer breiten und tiefen theoretischen Basis, jedoch stellt sie die Praxis und die didaktisch-methodische Vermittlung von Kunsttherapie weitaus in den Vordergrund ihres Interesses. Auch aus den persönlichen Begegnungen und als Teilnehmer an ihren Weiterbildungsseminaren entsteht unweigerlich der Eindruck, dass sie durch die praktische Anwendung der von ihr entwickelten Methoden und Interventionen geleitet durch ihre Intuition und Spontaneität die Wirkung unmittelbar sinnlich erfährt und daraus wesentliche Erkenntnisse für die Weiterentwicklung ihrer Methodik erhält. Es scheint so zu sein, dass Gisela Schmeer überwiegend aus der konkreten Praxis mit den Patienten und Teilnehmern ihrer Seminare erkennt und weniger aus der abstrakten Wissenschaft durch theoretische Ansätze. Sie selbst schreibt, dass sie aus den weit mehr als eintausend Bildern ihrer Patienten die wesentlichen Erkenntnisse für ihre Praxis ableiten konnte. Diese „einfachen Bilder“ sind der wichtigste Fundus ihres kunsttherapeutischen „Blicks“ und Wissens (vgl. Schmeer 2015, 207).

Ihre theoretischen Ausführungen sind in allen Fachbüchern eher kurz gehalten und fragmentarisch. Die theoretischen Abschnitte wirken wie Farbtupfer vor dem Hintergrund der Methodik und Praxis der Kunsttherapie, die verschiedene Akzente für das Verständnis ihres Tuns setzen. In der Gesamtbetrachtung entsteht der Eindruck, dass sie Widersprüche, Unvereinbarkeiten und kritische Auseinandersetzungen zwischen therapeutischen Schulen und theoretischen Ansätzen bewusst übersieht und nicht thematisiert. Sie scheint vielmehr dadurch

geleitet zu sein, widersprechende und unterschiedliche Ansätze auf ihre Art *schöpferisch* zum Nutzen der Patienten in der Praxis zu verbinden und zu vereinbaren. Offenbar betrachtet sie theoretische Modelle, therapeutische Schulen oder akademische Lehrmeinungen nicht als „Wahrheit“, sondern lediglich als Versuch, einen begrenzten Ausschnitt von der unüberschaubaren vielschichten Welt aus einer bestimmten Perspektive abzubilden und zu beschreiben. Gisela Schmeer nimmt immer wieder andere und neue Perspektiven ein, was einerseits ihrer Haltung und ihrem Vorgehen als Therapeutin entspricht und woraus andererseits ihre einzigartige und vielschichtige „Sehweise“ auf menschliche und insbesondere psychische Phänomene erwachsen sein könnte. Ohne dass sie es selbst benennt, würde diese neugierige, entdeckende und offene Haltung genau dem entsprechen, was viele Autoren im positiven Sinne als „systemisch“ bezeichnen. Und hier scheinen manche ihre propagierte und eingeschränkte Sichtweise selbst nicht umfassend zu erweitern (siehe zur Kritik an systemischen Ansätzen oben Kapitel 2.5.6, 2.6.4 und 2.7.5).

Sie setzt in ihren Büchern jeweils andere und neue thematische Schwerpunkte und Akzente, die anscheinend mit dem theoretischen Hintergrund erschlossen werden, durch welchen sie gerade zur Zeit der Entstehung geleitet ist. Auf dem ersten Blick wirkt ihr Gesamtwerk zusammengestückelt bzw. eklektisch, da weder ein theorie- oder praxisbezogener „roter Faden“ noch ein innerer Aufbau oder theoretische Konstanz ersichtlich ist. Auf dem zweiten Blick scheint aber gerade diese Vielfalt im Grunde der Ausdruck ihrer unermüdlichen Neugierde und Offenheit zu sein sowie ihres ehrlichen Interesses, in die Praxis das einfließen zu lassen, was für ihre Patienten hilfreich oder förderlich ist, ohne sich in ihrem Tun durch einseitige und ausschließliche Schulmeinungen einschränken bzw. bevormunden zu lassen. Womöglich ist dies auch ein Ausdruck ihres „schöpferischen Geistes“ als Künstlerin.

Die in diesem Kapitel aufgeführten theoretischen Ansätze dienen einerseits als Grundlage für die Entwicklung der Resonanzbildmethode und fließen andererseits unmittelbar in der praktischen Anwendung bei Gisela Schmeer ein. Im Folgenden wird das Verfahren bei der praktischen Anwendung von Resonanzbildern dargelegt und mit Beispielen aus der Praxis untermalt, um einen Gesamtüberblick

und -eindruck von der Methode zu erhalten. Im daran anschließenden Kapitel 3.3 wird die Resonanzbildmethode bezogen auf wesentliche Elemente und Aspekte genauer ausgeführt und mit den theoretischen Ansätzen aus den vorangehenden Kapiteln weiterführend wissenschaftlich begründet.

3.2.2 Das Verfahren bei der praktischen Anwendung von Resonanzbildern

Schmeer ordnet und beschreibt die praktische Anwendung der Resonanzbildmethode durch ein standardisiertes Verfahren, das zunächst in sechs Schritten erfolgt (vgl. ebda. 2006, 12ff., 2003, 72ff.):

Erster Schritt: Begrüßung und Aufforderung zum Initialbild

Zweiter Schritt: Malen des Initialbildes

Dritter Schritt: Vorstellung der Initialbilder in der Einstiegsrunde

Vierter Schritt: Ausbreiten der Initialbilder

Fünfter Schritt: Aufforderung zum Resonanzbild

Sechster Schritt: Vorstellung der Resonanzbilder

Im Folgenden werden diese sechs Schritte beschrieben sowie die jeweiligen Zusammenhänge aufgezeigt.

Wie oben in Kapitel 3.2.1 schon gesagt, wird das Resonanzbild als Intervention in Gruppen mit der Absicht eingeführt, den Teilnehmern eine veränderte Sichtweise auf bedeutsame Themen zu ermöglichen, um somit – in der Regel bisher nicht bewusste – Zusammenhänge, Muster oder Beziehungen sichtbar werden zu lassen und zu erkennen. Wobei mit „bedeutsamen Themen“, die Anliegen oder Probleme der Teilnehmer gelten, die zu diesem Zeitpunkt als nicht gelöst bzw. als „offen“ betrachtet werden. Hier stellt sich zunächst die Frage: Wie werden im Rahmen der Resonanzbildmethode die „bedeutsamen Themen“ des jeweiligen Teilnehmers zum Ausdruck gebracht?

Die Themen der Teilnehmer werden gleich zu Beginn der Gruppensitzung in den sogenannten Initialbildern sichtbar, die in Farbe mit Wasserfarben oder Ölkreiden auf großformatigem Papier (mindestens DIN A3) gemalt werden. In therapeutischen und Selbsterfahrungsgruppen werden zum Malen des Initialbildes

Wasserfarben und im Coaching sowie in der Unternehmensberatung Wachsmalkreiden empfohlen (Schmeer 2006, 12f).

Hierfür werden im **ersten Schritt** schon bei der Begrüßung die Teilnehmer durch folgende Anweisung aufgefordert, das Initialbild zu malen:

„Herzlich willkommen ... (es folgen die notwendigsten Informationen zum Tagesablauf, den Kurszeiten, den Räumlichkeiten, der Anrede etc.) ... Sie finden hier verschiedenes Malpapier ... wählen Sie ein Format, das Ihnen angenehm ist und malen Sie ... auf Ihre Weise ... ein Bild zu Ihrem Anliegen ... oder Problem ... es kann auch ein Thema sein, das gerade ein Familienmitglied betrifft ... oder einen Menschen aus Ihrem Freundeskreis ... oder was Sie beschäftigt, weil Sie in letzter Zeit darüber gelesen haben ... oder geträumt ... Sie können auch ein Bild erfinden...“ (Schmeer 2006, 13).

Im **zweiten Schritt** bringt jeder Teilnehmer auf seine Weise sein Anliegen oder Problem analog im Initialbild zum Ausdruck, wobei künstlerische Begabung oder Geübtsein im Malen keine Voraussetzungen sind.

Im **dritten Schritt** stellt in der Einstiegsrunde jeder sein entsprechendes Anliegen oder Problem vor dem Hintergrund des Initialbildes möglichst kurz in drei Sätzen vor. Abbildung 13 zeigt zur Veranschaulichung das Initialbild von Teilnehmerin A mit dem Kommentar: „Es klebt“:

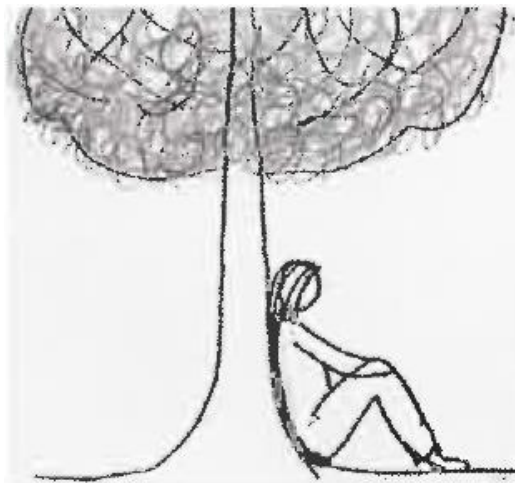


Abbildung 13 Das Initialbild von Teilnehmerin A

Quelle: Schmeer 2003, 79

Kommentar zum Bild von Gisela Schmeer: Die Malerin ist bekümmert darüber, dass in ihrem privaten Leben nichts weitergeht, dass sie es schwer schafft aufzuräumen, dass wegen der Unordnung alles beim Alten bleibt. Die Malerin scheint auf ihrem Initialbild am Baumstamm zu kleben (vgl. ebda. 2003, 78).

Schmeer versteht die Gruppe als komplexes soziales System und beabsichtigt, den Informationsfluss und somit die Dynamik und Wechselwirkungen zwischen den Teilnehmern zu fördern. Daher empfiehlt sie, dass während der Vorstellung der Initialbilder der Gruppenleiter sich zurückhält und ein Teilnehmer die Funktion des ersten Ansprechpartners für einen anderen Teilnehmer übernimmt, wobei diese Rolle jeweils der dem Sprechenden Gegenübersitzende zukommt. Der Ansprechpartner hört sich das Anliegen (drei Sätze) an, betrachtet das Bild und stellt allenfalls eine Frage, die aber unbeantwortet bleibt. Am Ende der Einstiegsrunde sind alle Anliegen der Teilnehmer vor dem Hintergrund der Initialbilder erhört, jedoch nicht im Dialog bearbeitet. Indessen lösen die „angeschnittenen“ Themen und Inhalte bei den Gruppenteilnehmern „die Resonanzen“ aus (vgl. Schmeer 2006, 13f.).

Nach Abschluss der Einstiegsrunde werden im **vierten Schritt** die Initialbilder aller Teilnehmer im Gruppenkreis für alle gut sichtbar ausgebreitet und dargelegt. Im **fünften Schritt** werden die Teilnehmer aufgefordert, eines aus den in der Einstiegsrunde vorgestellten Themen oder Initialbilder aufzugreifen, welches besonders berührt oder interessiert, um darauf mit dem Resonanzbild zu reagieren und anschließend auf die Rückseite ein Wort oder einen Satz zu notieren (vgl. Schmeer 2006, 12f.).

Dabei wendet sich die Gruppenleitende an den Kreis der Teilnehmer und gibt folgende Anweisung:

„Schauen Sie mal, ob bei der Vorstellungsrunde das *Thema oder das Initialbild einer anderen Person* besonders beeindruckt oder angerührt hat. Zeichnen Sie zu diesem *Thema oder Bild der anderen Person* eine kleine Skizze, sorgfältig und ganz einfach. Und auf der Rückseite notieren Sie bitte ein Wort oder einen Satz, der Ihnen gerade dazu einfällt oder beim Zeichnen eingefallen ist ...“ (Schmeer 2006, 15).

Schmeer betont dabei, dass die Anweisung lautet, das Wort oder den Satz auf der Rückseite des Resonanzbildes für die Betrachter nicht sichtbar zu vermerken. Auf

diese Weise wird die Mehrdeutigkeit des analogen Ausdrucks in seinem Eindruck nicht durch sprachliche Information eingeschränkt.

„Sieht der Betrachter die verbale Interpretation des Malers gleichzeitig mit dem Bild, so wird er verführt, diese Interpretation kritiklos zu übernehmen. Er macht sich nicht mehr die Mühe, möglich andere Versionen, Deutungen und Umdeutungen zu sehen. Der Text im Bild nagelt den Betrachter auf eine einzige Version fest, und zwar auf genau diejenige, auf die der Maler auch schon ‚festgenagelt‘, also fixiert ist. *Die Potenz der Resonanzbilder liegt aber gerade in ihrer Mehrdeutigkeit*“ (Schmeer 2006, 106).

Wie oben in Kapitel 3.1.2 ausführlich beschrieben bringen analoge Formen beim Ausdruck die subjektiv erlebten und erfahrenen Beziehungen zu den gemeinten Inhalten und somit dessen Bedeutungen unmittelbar zum Vorschein. Im Eindruck sind analoge Formen jedoch mehrdeutig, worauf der Betrachtende seine für ihn jeweilige Bedeutung und sein für ihn jeweiliges Verständnis in dem Analogen selbst erkundet und in der sinnlichen Anschauung intuitiv erschließt. Diese Mehrdeutigkeit des Analogen in der sinnlichen Anschauung aus der Perspektive des jeweiligen Betrachters eröffnet gerade in Gruppen die Möglichkeit der Darbietung einer Reihe vielfältiger bisher nicht erkannter Bedeutungen und somit auch zu Umdeutungen der gemeinten Inhalte. Sowohl durch gesprochene als auch durch geschriebene Worte oder Sätze kann die Bedeutung des Gemeinten vorgeformt bzw. informiert werden, wodurch der Empfänger bzw. der Betrachter vielmehr in einem gemeinten Sinn- und Bedeutungsrahmen die gehörten oder sichtbaren Inhalte verstandesmäßig einordnet und diskursiv nachvollzieht. Mit anderen Worten: Eine Vielzahl möglicher Bedeutungen eines Resonanzbildes wird in der bildlichen Anschauung des Analogen durch die Betrachter aus deren jeweils subjektiver Perspektive intuitiv erschlossen. Hingegen wird über den „sprachlichen Kommentar“ die gemeinte Bedeutung digital vermittelt und diese durch den Empfänger diskursiv nachvollzogen, während andere eigene subjektive Bedeutungen weniger angeregt bzw. ungefragt bleiben.

Im **sechsten Schritt** stellt jeder Teilnehmer sein gezeichnetes Resonanzbild in der Gesamtgruppe wiederum kurz in drei Sätzen vor.

Abbildung 14 zeigt zur Veranschaulichung das Resonanzbild der Teilnehmerin A mit den auf der Rückseite geschriebenen Worten: „Schwung und Energie“:

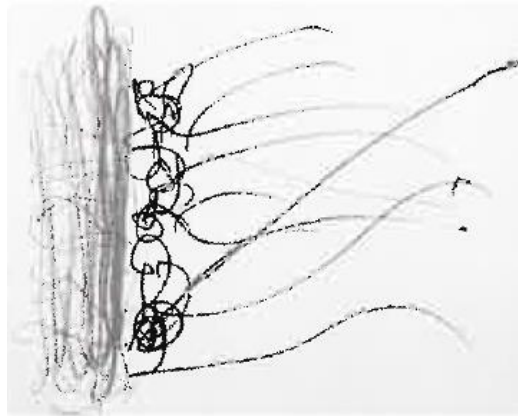


Abbildung 14 Das Resonanzbild von Teilnehmerin A

Quelle: Schmeer 2003, 79

Kommentar zum Bild von Gisela Schmeer: Das statisch Haftende im Initialbild verwandelt sich im Resonanzbild in etwas Dynamisches. Der starre, umrisshafte Baumstamm im Initialbild wird im Resonanzbild zum pulsierenden Linienspiel. Während beim Initialbild die Baumkrone am oberen Bildrand abgeschnitten ist, erscheint im Resonanzbild eine im Raum schwingende, vollkommene Gestalt (vgl. ebda. 2003, 78).

Abbildung 15 zeigt zur Veranschaulichung das Initialbild eines anderen Teilnehmers, welches Teilnehmerin A besonders beeindruckt oder berührt hat und worauf sich ihr Resonanzbild bezieht („auslösendes Bild“):

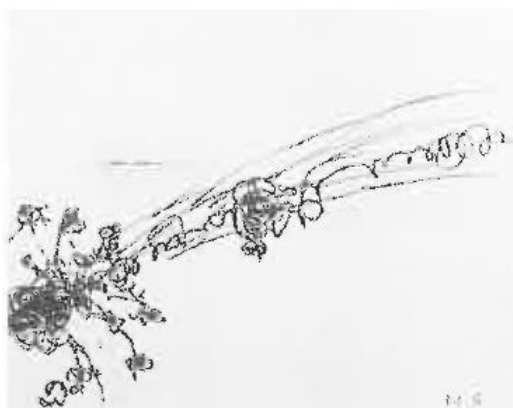


Abbildung 15 Das auslösende Bild von Teilnehmerin A

Quelle: Schmeer 2003, 79

Nach diesen ersten sechs Schritten der Resonanzbildmethode bestehen grundsätzlich zwei Möglichkeiten des weiteren Vorgehens: Zum einen können mehrere Resonanzbilder einer Gruppe einen besonderen Beitrag zur Lösung eines aktuellen Konfliktes oder einen Lösungsweg bieten, wenn zwei oder mehr Teilnehmer auf dasselbe Initialbild eines Gruppenmitglieds reagiert haben. In diesem Fall werden alle Teilnehmer, die auf eben dieses Initialbild reagiert haben, aufgefordert, ihr Resonanzbild herzuleihen. Darauf legt der angesprochene Teilnehmer mit Unterstützung der Berater aus den Resonanzbildern samt dem Initialbild eine Sequenz. Aus dieser Sequenz, nach dessen chronologischer Reihenfolge eine in Sprache erfasste Geschichte hervorgebracht werden kann, ergeben sich Lösungsansätze oder neue Sichtweisen für den Teilnehmer (vgl. Schmeer 2006, 109ff., 2016, Interview siehe Anhang B, I.5).

Zum anderen besteht die Möglichkeit, mit dem Initialbild und Resonanzbild desselben Teilnehmers weiterzuarbeiten, wobei beide Bilder zusammengeführt werden, um diese sinn- und bedeutungsvoll miteinander zu verbinden (vgl. Schmeer 2016, Interview siehe Anhang B, I.5).

In der vorliegenden Arbeit wird ausschließlich die zweite Möglichkeit des weiteren Vorgehens der Resonanzbildmethode betrachtet, da bei der Zusammenführung von eigenem Initialbild und Resonanzbild vielmehr die individuellen Erkenntnisprozesse des Teilnehmers unabhängig von den Einflüssen und Fähigkeiten eines Beraters gefragt sind. Das Hauptaugenmerk der Arbeit liegt auf der selbstregulierenden Veränderung der Sichtweise bezogen auf ein im Initialbild beinhaltetes Thema durch das Zusammenführen mit dem eigenen Resonanzbild. Entsprechend wird in dieser Arbeit als **siebenter Schritt** das **Verbinden von Initialbild und Resonanzbild** verstanden und unten in Kapitel 3.3.5 ausführlich beschrieben. Abschliessend wird in Kapitel 3.3.6 ein möglicher sprachlicher Dialog zwischen dem Teilnehmer und Berater über die Einsichten und Erkenntnisse aus dem Verbinden zwischen Initialbild und Resonanzbild auf der Grundlage der systemtheoretischen Prinzipien aus Kapitel 2 begründet.

Hier drängt sich die Frage auf: Was bewirkt die hier beschriebene Resonanzbildmethode infolge der sieben Schritte eigentlich?

Zur Besprechung dieser Frage, werden im Folgenden die wesentlichen Elemente und Aspekte der Resonanzbildmethode gesondert betrachtet und vor dem Hintergrund der bisherigen theoretischen Ausführungen wissenschaftlich fundiert und weiterführend begründet: Hierzu gehören das Initialbild und das Resonanzbild als analoge Bestandteile, der Vorgang der Auswahl des Wahrnehmenden, die Beziehungen zwischen sprachlicher und bildlicher Ebene sowie das Verbinden von Initialbild und Resonanzbild, wobei anschließend die Einsichten und Erkenntnisse aus diesem Verbinden in einem Dialog zwischen Teilnehmer und Gruppenleiter besprochen werden können.

3.3 Beschreibung wesentlicher Elemente und Aspekte der Resonanzbildmethode

In diesem Kapitel werden wesentliche Elemente und Aspekte der Resonanzbildmethode gesondert herausgestellt und weiterführend erläutert, um diese vor dem Hintergrund der theoretischen Ansätze von Veränderung wissenschaftlich zu fundieren, die zuvor in dieser Arbeit herausgearbeitet sind. Dabei werden Beispiele aus der Praxis dargelegt, um die Wirkweise der Resonanzbildmethode als gesamtes Verfahren sowie der einzelnen Elemente wie Initialbild und Resonanzbild zu veranschaulichen. Als wesentliche Aspekte der Resonanzbildmethode werden die Auswahl eines Initialbildes, die Beziehungen zwischen bildlicher und sprachlicher Ebene sowie das Verbinden zwischen Initialbild und Resonanzbild betrachtet.

3.3.1 Das Initialbild

Wie im vorangehenden Kapitel beschrieben, werden die Themen der Teilnehmer auf großformatigem Papier (mindestens DIN A3) in Farbe mit Wasserfarben oder Ölkreiden gemalt und dadurch analog bildlich in den sogenannten Initialbildern zum Ausdruck gebracht.

In dem Interview betont Schmeer, dass mit dem Initialbild ein aktuelles Thema, Gefühl, eine Szene, ein Problem – ein eigenes oder von einem Familienmitglied oder Bekannten – oder auch ein Traum aus einer der letzten Nächte gemeint ist. Indessen ist der individuelle Ausdruck des Initialbildes von dem Zeichenrepertoire, dem Können und der derzeitigen Verfassung des Malers, aber

auch von den zur Verfügung stehenden Materialien abhängig (vgl. ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, I.2).

An anderer Stelle im Interview sagt sie, dass im Initialbild meistens eine mit der aktuellen Stimmung verbundene Bild- oder Farbszene dargestellt wird. Insofern haben die Initialbilder in der Regel einen „Realbezug“ (vgl. Schmeer 2016, Interview siehe Anhang B, III.4).

Abbildung 16 zeigt zur Veranschaulichung das Initialbild von Teilnehmer B mit dem Kommentar: „Treppenpodest“:

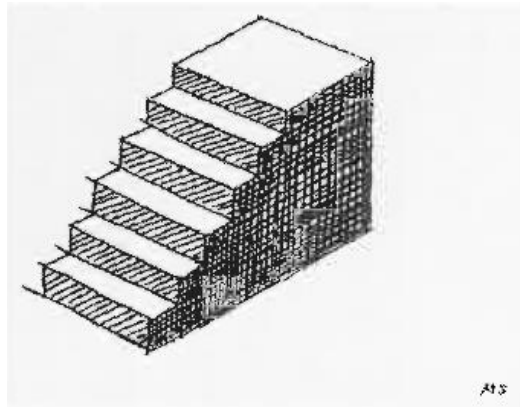


Abbildung 16 Das Initialbild von Teilnehmer B

Quelle: Schmeer 2003, 95

Kommentar zum Bild von Gisela Schmeer: Die Treppe auf dem Initialbild endet in einem nicht definierten Raum. Da die Treppe nirgends hinführt, erscheint sie skurril und fast sinnlos. Beruflich fehlt im Leben des Malers zu diesem Zeitpunkt eine Perspektive. Er ist gleichzeitig ehrgeizig (Aufstieg) und entmutigt (Stillstand – es geht nicht weiter) (vgl. ebda. 2003, 94).

Was wird durch dieses Bild auf der Grundlage der bisherigen theoretischen Ausführungen eigentlich zum Ausdruck gebracht?

Wie oben in Kapitel 3.1.4 ausgeführt, wird zum einen in pragmatischer Hinsicht das Bild als gegenständlicher schöpferischer bildlicher Ausdruck von etwas gegenwärtig oder ehemals Wahrgenommenem durch den Gestaltenden betrachtet. Zum anderen wird in erkenntnistheoretischer Hinsicht das Bild als gegenwärtige Wahrnehmung oder vergegenwärtigte Vorstellung von Objekten oder Ereignissen und insofern als bildlicher Eindruck verstanden. Da jeder bildliche Ausdruck vor

dem Hintergrund eines gegenwärtigen oder vergegenwärtigten bildlichen Eindrucks geschieht, lässt sich im Grunde der pragmatische Aspekt nicht ohne den erkenntnistheoretischen nachvollziehen. Bilder werden allgemein als analog bezeichnet, da diese immer etwas Wahrgenommenem entsprechen, wobei das Bild gemeinsame „charakteristische Züge“ bzw. das Besondere mit dem Gemeinten aufweist und dadurch in seiner Entsprechung mehr als ähnlich ist.

Nach dem Ansatz autopoietischer Systeme werden menschliches Wahrnehmen und Vorstellen „eigengesetzlich“ durch die individuell gegebene Struktur bestimmt. Auf diese Weise sind Wahrnehmungen und Vorstellungen als Ergebnis einer subjektiven Konstruktion zu verstehen. Sowohl bildlicher Ausdruck als auch bildlicher Eindruck sind stets durch die Struktur des Bild-Gestaltenden bzw. des Bild-Wahrnehmenden bestimmt und werden insbesondere durch das gegenwärtig hervorgebrachte kognitive Schema geleitet. Dabei sind in dem hier zugrunde liegenden Verständnis sowohl gegenwärtige Wahrnehmung als auch vergegenwärtigte Vorstellungen immer auf etwas „Seiendes“ in der realen Welt bezogen. Indessen wird der bildliche Eindruck als inneres subjektives Abbild der äußeren ontologischen Welt in der Wahrnehmung oder Vorstellung und der bildliche Ausdruck als äußeres subjektives Abbild der inneren Vorstellung des gegenwärtig oder ehemals Wahrgenommenen betrachtet.

So gesehen bilden die Initialbilder die mehr oder weniger bewussten vergegenwärtigten Vorstellungen des hervorgebrachten Themas ab und damit verbunden die entsprechenden Kenntnisse, Begriffe oder Annahmen. Letztendlich werden durch das Initialbild die „charakteristischen Züge“ bzw. die Besonderheiten des mit dem Thema verbundenen kognitiven Schemas sichtbar.

An dieser Stelle sollte auf den psychodynamischen Mechanismus der „Kontrolle“ hingewiesen werden, der aus einer rein systemtheoretischen Perspektive in der Regel nicht in Betracht gezogen wird.

Schmeer hebt in dem Interview hervor, dass gerade in Gruppensituationen die Teilnehmer das Bedürfnis haben könnten, ein bestimmtes Bild von sich nach außen zu geben, ihre inneren bildlichen Vorstellungen zu verbildlichen oder sich den anderen verständlich zu machen. Gleitet durch die mit diesen Bedürfnissen

verbundenen Absichten versuchen die Teilnehmer den „Realbezug“ und die Art und Weise der Darstellung des Initialbildes zu „kontrollieren“ (vgl. ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, III.4).

Dementsprechend wäre ein Bild und hier insbesondere das Initialbild nicht bloß ein äußeres Abbild der inneren bildlichen Vorstellung einer Realsituation, sondern auch immer ein Spiegelbild des psychischen Erlebens des Bild-Erschaffenden in diesem aktuellen Moment unter dem Einfluss der erfahrenen Gruppensituation. Folglich würde vielmehr das Initialbild aus dem aktuellen psychischen Erleben zum Ausdruck gebracht, wobei zum einen die inneren Vorstellungen der Realsituation zum Vorschein kommen und zum anderen auch Spuren aktueller Bedürfnisse oder Absichten sichtbar werden. Auch oben in Kapitel 2.3.7 Abbildung 2 ist ersichtlich, dass das Verhalten eines Menschen nicht unmittelbar aus dem kognitiven Schema erfolgt, sondern immer vermittelt aus dem gegenwärtigen kognitiv-emotionalen und körperlichen Erleben bzw. aus der erlebten Wirklichkeit nach außen dringt. Nach Luc Ciompi wird dieses Erleben vor allem durch die aktuelle psycho-physische Grundstimmung gefärbt, aus welcher sowohl die Herausbildung des kognitiven Schemas als auch der Ausdruck bzw. das Verhalten beeinflusst wird. Zugleich wirkt in einem kreisförmigen Zusammenhang das hervorbrachte kognitive Schema durch Sinn und Bedeutung von wahrgenommenen oder vorgestellten Objekten oder Ereignissen auf die derzeitige psycho-physische Grundstimmung (siehe oben Kapitel 2.8.2). Je nach aktueller Grundstimmung wie ängstlich, traurig, freudig, unsicher, müde, wach oder krank könnte das Bedürfnis und auch die Fähigkeit bei einem Menschen verschieden bewusst oder nichtbewusst ausgeprägt sein, seinen Ausdruck bzw. sein Verhalten zu kontrollieren.

Die Initialbilder, die in der Einstiegsrunde kurz vorgestellt werden, dienen als Auslöser bzw. „Trigger“, welche Inhalte aus den „Erinnerungs- und Gedächtnisspeichern“ der Betrachter berühren und entsprechende Emotionen wecken. Währenddessen klingt bei jedem Teilnehmer ein Initialbild besonders an und ruft bestimmte Wahrnehmungs- und Erinnerungsanteile hervor, die unmittelbar in dem Resonanzbild gestalterisch verarbeitet werden (vgl. Schmeer 2006, 31f.).

Auf diese Weise resoniert bei jedem Teilnehmer insbesondere ein Initialbild eines anderen, sodass dieses Bild als Auslöser für das entsprechende Resonanzbild verstanden wird. In diesem Zusammenhang wird das Initialbild auch als „auslösendes Bild“ bezeichnet (vgl. Schmeer 2003).

3.3.2 Das Resonanzbild

Wie im vorigen Kapitel beschrieben, wird die Resonanzbildmethode in Gruppen eingeführt, wobei die Resonanzbilder aus dem Initialbild eines anderen Teilnehmers hervorgehen. In diesem Zusammenhang wird das jeweilige Resonanz auslösende Initialbild als „auslösendes Bild“ bezeichnet. Jeder Teilnehmer reagiert mit einem Resonanzbild auf das Initialbild eines anderen Teilnehmers, welches bei ihm in der Betrachtung besondere „Schwingungen“ ausgelöst bzw. „Anklang“ gefunden hat. Abbildung 17 zeigt zur Veranschaulichung das Resonanzbild von Teilnehmer B mit den auf der Rückseite geschriebenen Satz: „Raum mit Schiebetüren ins Freie“:

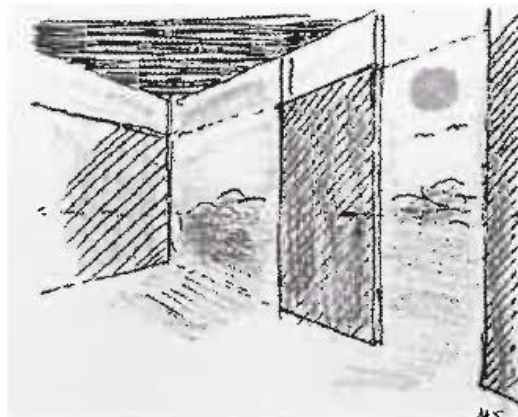


Abbildung 17 Das Resonanzbild von Teilnehmer B

Quelle: Schmeer 2003, 95

Kommentar zum Bild von Gisela Schmeer: Angeregt von dem Thema „Durchbruch“ im Initialbild einer anderen Teilnehmerin (siehe unten Abbildung 19) wagt Teilnehmer B in seinem Resonanzbild die Aus-Sicht in einen offenen Raum und ins Licht. Teilnehmer B macht damit unbewusst sich und der Teilnehmerin des auslösenden Bildes ein Angebot (vgl. ebda. 2003, 94).

Schmeer versteht allgemein Resonanzbilder als spontane bildhafte subjektive Reaktionen, die innerhalb einer Gruppe bei einem Teilnehmer durch ein Bild bzw.

durch ein Wort eines anderen Teilnehmers ausgelöst wurden. Dabei beinhalten die Resonanzbilder reduzierte, oft symbolisch verkürzte Botschaften, schwarz auf weiß, und haben einen hohen Grad an Abstraktion. Als visueller Ausdruck sind sie unmittelbar dem Informationsfluss der Gruppe entnommen und entstehen in wenigen Sekunden oder Minuten. Sie geben schematisch verkürzt unvorhersehbar Aussagen über Gruppendynamik, berufliche oder persönliche Themen und die Persönlichkeitsstruktur der Teilnehmer und bieten sich zur Bearbeitung aktueller Probleme an (vgl. ebda. 2006, 8).

Schmeer sagt im Interview, dass beim Resonanzbild manche Teilnehmer zunächst das Gefühl haben, dass es sich um eine Art Experiment handelt, dass sie neugierig oder durch die Vorstellung der Initialbilder angeregt sind, ohne zu ahnen „wie wesentlich die Aussage des Bildes ist“ (ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, III.5). Das Entscheidende dabei ist, dass die Teilnehmer durch ein plötzlich auftauchendes Thema überrascht werden, welches sie im Voraus nicht erwartet haben. In der Regel denken die Teilnehmer zunächst, sie würden das Resonanzbild für den Teilnehmer des Initialbildes bzw. des auslösenden Bildes malen. Die Quintessenz der Methode ist das Erstaunen, dass das Thema im Resonanzbild jedoch immer mit dem Teilnehmer selbst zu tun hat, der das Resonanzbild gezeichnet hat (vgl. ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, III.5).

Dieser Aspekt ist insofern von Bedeutung, da beim Malen der Initialbilder die Teilnehmer eher versuchen, gemäß ihrer Bedürfnisse und Absichten den analogen Ausdruck zu „kontrollieren“ (siehe oben Kapitel 3.3.1). Dieses „Kontrollieren-Wollen“ könnte daher rühren, dass die Teilnehmer beim Malen der Initialbilder von der Annahme geleitet sind, etwas über sich persönlich zum Ausdruck zu bringen und dies innerhalb der vorhandenen Gruppe vermeiden wollen. Diese Psychodynamik im Hintergrund während des Malens hinterlässt Spuren auf der äußeren Abbildung der inneren Vorstellung des gemeinten Themas. Gerade dann, wenn die Teilnehmer von der Annahme ausgehen, sie würden das Resonanzbild für einen anderen Teilnehmer zeichnen, könnte die mit dem auslösenden Bild verbundene innere Vorstellung unkontrollierter und insofern spontaner und unmittelbarer zum Ausdruck gebracht werden. Auf diese Weise würde das Resonanzbild „spurloser“ die innere Vorstellung abbilden.

Andererseits bemerkt Schmeer in dem Interview, dass in manchen Fällen die Resonanz auf ein Initialbild emotional so stark sein kann, dass der entsprechende Teilnehmer das aufgetauchte Thema wieder verdrängt und auf etwas Neutrales oder Unwichtiges ausweicht. Manche Teilnehmer wollen sich in Gruppen nicht exponieren und gehen dann zu etwas anderem über (vgl. ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, III.6).

Auch in diesen Fällen würde aufgrund psychodynamischer Mechanismen und hier insbesondere durch „Verdrängung“ nicht unmittelbar die mit dem wahrgenommenen Initialbild verbundene Vorstellung zum Ausdruck gebracht, sondern vielmehr das psychische Erleben und die entsprechende Reaktion des Zeichners, wie in diesem Beispiel das „Ausweichen“ auf ein anderes Thema.

Hier stellt sich die Frage: Wie bedeutsam oder gewichtig ist dieses im Resonanzbild verborgene Thema für den Teilnehmer im Grunde?

Für Schmeer stellen die Skizzen auf den Resonanzbildern keine „großen durchdachten“ Themen dar, sondern werden vielmehr als „Miniandeutungen“ von Themen betrachtet, als „ein Moment, der etwas antriggert“ (ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, I.1).

An anderer Stelle vermerkt sie, dass die ausgelösten Themen nicht unbedingt die Themen sind, die den Menschen gerade in diesem Moment besonders beschäftigen. Jedoch ist das Thema, das überraschend und unerwartet plötzlich auftaucht, in jedem Fall für den Zeichner des Resonanzbildes interessant, vor allem im Zusammenhang mit seinem Initialbild (Schmeer 2016, Interview siehe Anhang B, I.1).

Demnach ist ein grundlegendes Prinzip, dass die subjektiv erlebten Resonanzen aus der sinnlichen Betrachtung des Initialbildes möglichst spontan, schnell, kurz und abstrakt auf Papier zum Ausdruck gebracht werden. In der Einstiegsrunde kann zwar während der kurzen Beschreibungen der jeweiligen Initialbilder ein Wort oder Satz oder das vorgebrachte Thema eines anderen Teilnehmers eine Resonanz und derweil besondere Aufmerksamkeit auslösen, jedoch bezieht sich dieser sprachliche Ausdruck immer auf ein in der gegenwärtigen Betrachtung vorliegendes und verbleibendes Initialbild. Somit werden die Resonanzbilder nach

der Einstiegsrunde weitgehend aus der Betrachtung bzw. aus dem „Einsehen“ des gegenwärtig Gegebenen in der sinnlichen Anschauung hervorgebracht vor dem Hintergrund der vorher gehörten und nun erinnerten Worte oder Sätze über das vorliegende Bild. Hierdurch wird vielmehr unmittelbarer nichtsprachlicher analoger Ausdruck durch intuitives Erschließen gefördert als über Begriffe vermittelter digitaler Ausdruck durch diskursives Erkennen. Währenddessen tritt als Voraussetzung für intuitives Erkennen das Initialbild bzw. das auslösende Bild dem Wahrnehmenden als Einzelnes und gleichzeitig als Ganzes unmittelbar in Betrachtung (siehe oben Kapitel 3.1.3).

Folgende Beispiele in Abbildung 18 und in Abbildung 19 veranschaulichen die Beziehungen zwischen auslösendem Bild (Initialbild von einem anderen Teilnehmer) und Resonanzbild:

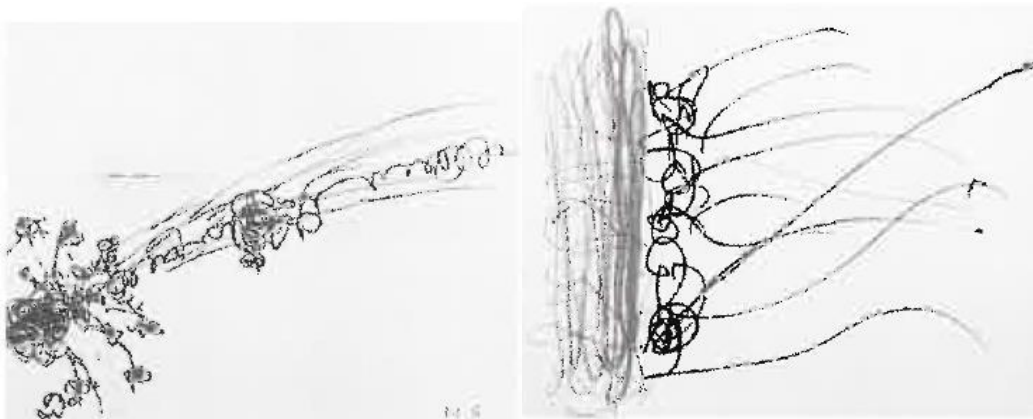


Abbildung 18 Das auslösende Bild und Resonanzbild von Teilnehmerin A

Quelle: Schmeer 2003, 79

Dabei ist das linke Bild das auslösende Bild (Initialbild eines anderen Teilnehmers) und das rechte Bild das Resonanzbild von Teilnehmerin A.

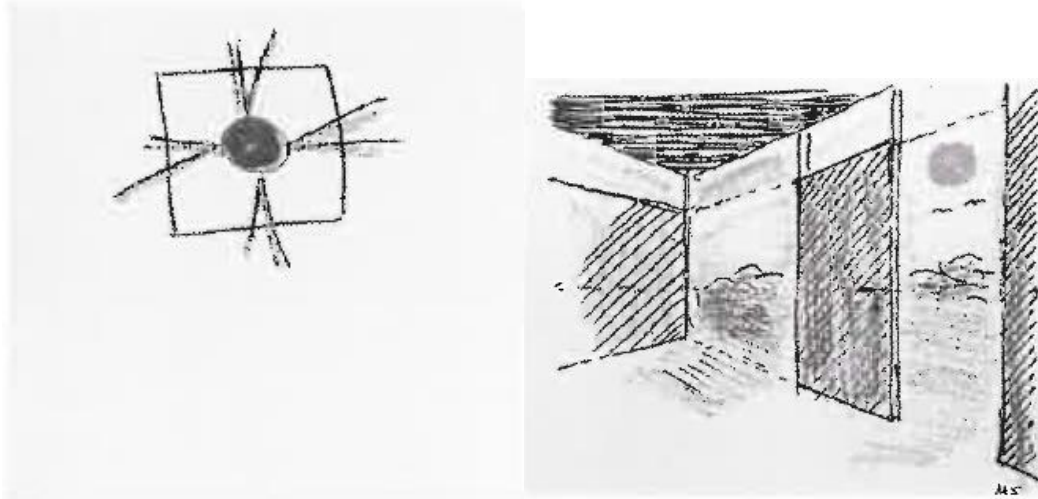


Abbildung 19 Das auslösende Bild und Resonanzbild von Teilnehmer B

Quelle: Schmeer 2003, 95

Dabei ist das linke Bild das auslösende Bild (Initialbild eines anderen Teilnehmers) und das rechte Bild das Resonanzbild von Teilnehmer B.

Die Resonanzbilder sind durch Material und Durchführung in der Weise standardisiert, dass ein reduzierter, abstrakter und spontaner analoger Ausdruck der subjektiv erlebten Resonanz erleichtert wird: Resonanzbilder sind graphische schwarz-weiß Skizzen, die auf einem weißen Papier mit schwarzem Stift erstellt werden. Die Farben sind auf Schwarz und Weiß reduziert, um eine schematische Abstraktion zu ermöglichen. Das weiße Zeichenpapier ist relativ klein mit dem ungewöhnlichen Maß von 18 mal 21,5 cm. Das gängige DIN A4 Format wird nicht zur Verfügung gestellt, damit der Maler aus den gewöhnlichen Sehgewohnheiten „hinauskatapultiert“ wird. Die Qualität des weißen Papiers entspricht der Festigkeit eines herkömmlichen Malblocks. Durch die Auswahl eines qualitativ hochwertigen Materials wird der Akt des Skizzierens ernst genommen und gewürdigt. Der Malstift Stabilo Pen 68 muss frisch und darf nicht eingetrocknet sein, sodass beim Skizzieren der leichte Bewegungsfluss auf dem Papier gewährleistet ist (vgl. Schmeer 2006, 35).

Prinzipiell wird durch das Resonanzbild das Phänomen in Gruppen methodisch nutzbar gemacht, dass Bilder bzw. Worte der anderen Teilnehmer unvorhersehbare und überraschende „Schwingungen“ und somit Wirkungen bei dem Wahrnehmenden auslösen können.

„Resonanz schafft und unterhält Schwingungsfelder zwischen denjenigen, die Resonanzen auslösen, und denen, die durch ein Bild oder Äußerung des anderen – meist *überraschenderweise* – berührt werden. Die Resonanzbildmethode nutzt die Tatsache, dass durch den Überraschungseffekt Unvorhergesehenes zum Schwingen gebracht und im spontan gemalten Bild erkennbar wird“ (ebda. 2006, 12).

Durch ein sichtbares Bild bzw. ein gehörtes Wort von einem anderen Teilnehmer gerät unvorhergesehen „etwas Eigenes“ – ein eigenes Gefühl oder Thema – in Schwingungen und wird unmittelbar durch eine Skizze zeichnerisch als Resonanzbild zum Ausdruck gebracht.

„Das Bild eines anderen Menschen hat betroffen gemacht, angerührt, Neugier, Assoziationen oder Erinnerungen geweckt. Unerwartet, wie ein Überfall, ist über das Bild und (oder) das Wort des anderen Teilnehmers irgendwas Eigenes in Schwingung geraten. Und aus dem Stegreif wird nun zu diesem *unvorhergesehenen* Gefühl oder Thema auf kleinem Papierformat eine Skizze gezeichnet“ (Schmeer 2003, 71).

Schmeer betont in dem Interview, dass durch das Resonanzbild keine Lösungen oder Antworten für den Maler des Initialbildes angeboten werden. Stattdessen wird aus dem Initialbild eines anderen Teilnehmers ein Thema aufgegriffen oder übernommen, das bis dahin vielleicht „im Schatten lag“ und „für Überraschung sorgt“ und auf dem ersten Blick scheinbar keine besondere Bedeutung für den Zeichner des Resonanzbildes beinhaltet. Jedoch wird durch das Aufgreifen dieses Themas die Sichtweise erweitert: „[...] das überraschende (dunkle, bis dahin unbewusste) Thema im Resonanzbild wird aufgegriffen und angesprochen [...]“ (ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, I.1).

Nun stellt sich die Frage: Was wird erkenntnistheoretisch durch das Resonanzbild eigentlich zum Ausdruck gebracht? In welchem Abbildungsverhältnis steht das Resonanzbild zur ontologischen Welt bzw. zum „Ding an sich“? Stellen Bilder allgemein und somit auch Initialbilder und Resonanzbilder eine getreue Abbildung der Realität dar oder werden Bilder als Abbildung einer subjektiven Konstruktion von Wirklichkeit verstanden? Schmeer vertritt in diesem Zusammenhang erkenntnistheoretisch eher einen konstruktivistischen Ansatz:

„Es gehört zwar zu den Vorzügen des Bildes, dass es Realität mit großer Detailtreue wiedergeben kann. Mit gleicher Detailliertheit vermag das Bild auch Realität vorzugaukeln. Immer ist jedoch ein Bild Repräsentant einer subjektiven psychischen Realität. Und damit einer subjektiven Wahrheit. Die manchmal

karikaturartigen und schematisch verkürzten, reduktionistischen Darstellungen auf den Resonanzbildern spiegeln eine spezielle Realität wider, nämlich diejenige, die, wie im Traum, das Bild der äußeren Realität verfremdet und verzerrt und gerade dadurch die innerpsychischen Gesetze (Psycho-Logik) sichtbar macht“ (ebda. 2006, 42).

Demnach vertritt Schmeer im Grunde den erkenntnistheoretischen Ansatz des Konstruktivismus, dass durch Bilder stets die „subjektive Wahrheit“ bzw. die „subjektive psychische Realität“ als Repräsentation zum Ausdruck gebracht wird. Insofern können Bilder als Abbild des eigenen subjektiven Wahrnehmens, Erlebens und Erkennens verstanden werden, wobei anscheinend gerade durch das Resonanzbild die psychische „Eigengesetzlichkeit“ und in dem Sinne die innere strukturdeterminierte bzw. autonome Verarbeitung dargebotener Inhalte nach außen sichtbar wird (siehe oben Kapitel 2.5.2).

Nach Schmeer ist das Resonanzbild durch den spontanen skizzenhaften Ausdruck teilweise nicht bewusst gesteuert, wodurch bisher nicht bewusste psychische Zusammenhänge sichtbar werden können.

„Das Resonanzbild ist ein Bild aus dem Stegreif, entsteht spontan, wird vom Gruppenmitglied selbst aufgezeichnet. Die Symbole entspringen dem *individuellen Zeichenvorrat* jedes Einzelnen. Das Resonanzbild ist zum Teil *unbewusst* gesteuert und gibt deshalb Hinweise auf bisher unbewusste Zusammenhänge“ (Schmeer 2006, 224).

Somit würde die subjektiv erlebte Resonanz spontan mittels der derzeit vorhandenen Zeichen skizzenhaft und schnell zum Ausdruck gebracht, bevor der Inhalt durch ein entsprechendes kognitives Schema umfänglich bewusst erfasst und erkannt wird. Folglich werden die Resonanzbilder eher unmittelbar aus dem Wahrnehmen und Erleben des Gegebenen in der sinnlichen Anschauung analog zum Ausdruck gebracht, wobei dessen Sinn und Bedeutung mittels eines hervorgebrachten kognitiven Schemas in diesem Augenblick „verstandesmäßig“ noch nicht bewusst vorliegt. Mit anderen Worten: Der analoge Ausdruck der Resonanz geschieht vielmehr intuitiv aus dem unmittelbaren Erleben in der sinnesbezogenen Wahrnehmung als diskursiv vermittelt über Kenntnisse, Begriffe, Annahmen oder Vorstellungen und in dem Sinne weniger bewusst vermittelt über das hervorgebrachte kognitive Schema. Derart könnte die sichtbare abstrakte Skizze auf dem ersten Blick wenig sinn- und bedeutungsvoll erscheinen,

sodass erst nach dem analogen Ausdruck der sinn- und bedeutungsvolle Zusammenhang zwischen dem Resonanzbild und dem „Eigenen“ aus dem analogen Eindruck in der sinnlichen Anschauung übersetzt in Sprache bewusst erschlossen würde.

An dieser Stelle bleibt weiterhin folgende Frage unbeantwortet: Was wird durch das Resonanzbild eigentlich konkret zum Ausdruck gebracht?

Nach Schmeer werden durch das Resonanzbild die Vorstellungen zum Ausdruck gebracht, die der Wahrnehmende mit dem auslösenden Bild verbindet, und somit das, was kognitiv mit dem sinnlich Wahrgenommenen unmittelbar bewusst oder nichtbewusst verbunden wird. Insofern werden Resonanzbilder als „Abbildungen von Vorstellungen“ verstanden.

„Auch unter günstigen Umständen sind Vorstellungen schwer zu beschreiben und schnell zu verscheuchen. Man kann aber versuchen, sich mit Zeichnungen zu behelfen, die als Abbildungen von Vorstellungen gemeint sind. Und die Resonanzbildmethode sind solche *Abbildungen von Vorstellungen*. Durch die Anweisung des Gruppenleiters, ein Resonanzbild zu malen, wird der Vorstellungsfluss kurz und gleichsam zwingend gestoppt. Und von vielen Vorstellungen wird dann eine aufs Bild gebannt“ (ebda. 2006, 67).

Demnach werden eine Vielzahl von Vorstellungen beim Betrachten der gegebenen Initialbilder ausgelöst, wobei aus diesem Vorstellungsfluss durch das Resonanzbild insbesondere eine Vorstellung erfasst und durch die Skizze als Abbildung zum Vorschein gebracht wird. So würde der Zusammenhang zwischen dem auslösenden Bild und dem „Eigenen“ vordringlich in der Verbindung zwischen dem in der Wahrnehmung sinnlich gegebenen Inhalt des auslösenden Bildes und der damit verbundenen mehr oder weniger bewussten Vorstellung bestehen.

Hier lohnt es sich, einen gesonderten Blick darauf zu werfen, wie Schmeer die „Vorstellungen“ versteht, die durch das Initialbild eines anderen Teilnehmers ausgelöst werden.

Nach Schmeer sind diese Vorstellungen bildhaft und flüchtig und manchmal schwer zu greifen. Jedoch lösen diese Vorstellungen etwas aus, was zu einer wichtigen Thematik des Zeichners führt (vgl. ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, I.1). Indessen sind die bildlichen Vorstellungen dem Menschen mehr oder

weniger bewusst, je nachdem, ob sie eher anschaulich oder abstrakt denken. In dem Moment, wenn die Teilnehmer aufgefordert werden, die Vorstellungen aufzuzeichnen, werden sie in einen höheren Grad an Bewusstheit gezwungen. Die Teilnehmer werden gezwungen, sich zwischen den fluktuierenden Vorstellungen festzulegen (vgl. ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, II.3).

Dieses Verständnis würde auch der engeren Bedeutung von Vorstellung entsprechen, wie oben in Kapitel 2.3.1 aufgeführt: das innere mehr oder weniger bewusste sinnesbezogene Sichergegenwärtigen von Objekten oder Ereignissen der inneren oder äußeren Welt. Wobei Vorstellungen kein genaues Abbild der Welt darstellen, sondern vielmehr als eine subjektive sinnesbezogene Repräsentation von Objekten und Ereignissen verstanden werden.

Nach Schmeer sind auch die Resonanzbilder weder eine „Kopie“ des äußeren Initialbildes noch eine Kopie der zum Ausdruck gebrachten inneren bildlichen Vorstellung.

Zum einen sind Resonanzbilder keine Kopie des auslösenden Initialbildes, sondern der Ausdruck eines eigenen vorausgegangenen „schöpferischen Augenblicks“ des Wahrnehmenden. Das Schöpferische geschieht durch Verknüpfungen zwischen dem sinnlich Wahrgenommenen und dem „Eigenen“, woraus eine „völlig neue und eigene Version“ im Bild geschaffen wird (vgl. Schmeer 2003, 162).

Und zum anderen sind Resonanzbilder keine Kopie der inneren Vorstellung, die mit dem wahrgenommenen Inhalt des Initialbildes in Verbindung gebracht wird. Jedoch besitzen Resonanzbilder „einige Eigenschaften“, die „die Denkarbeit sichtbar“ machen.

„Die Resonanzbilder sind sicher keine getreuen Kopien der Vorstellungen, besitzen aber einige Eigenschaften. Ähnlich wie schematische Zeichnungen (...) *Konstellationen versinnbildlichen* – physikalische, soziale, psychologische oder auch rein logische – machen auch Resonanzbilder die *Denkarbeit* sichtbar und *helfen beim Denken*“ (Schmeer 2006, 68).

Demnach ist sowohl das sinnesbezogene Wahrnehmen und Erleben der Inhalte des Initialbildes als bildlicher Eindruck als auch das Resonanzbild als bildlicher Ausdruck stets durch die eigene Struktur des Wahrnehmenden bzw. des

Gestaltenden bestimmt. Beide – der bildliche Eindruck sowie der bildliche Ausdruck – werden mit mehr oder weniger bewussten Vorstellungen verbunden und somit durch das gegenwärtig hervorgebrachte kognitive Schema beeinflusst.

Das aktive Verarbeiten wahrgenommener Inhalte aus dem auslösenden Bild durch den Wahrnehmenden wird auf dem Resonanzbild durch kleine aber entscheidende „Variationen“ deutlich.

„Resonanzbilder sind alles andere als ein passives Aufnehmen. Alle Resonanzbilder enthalten Hinweise auf einen *aktiv teilnehmenden* oder *reflektierenden* Prozess. Sie weisen kleine (entscheidende) Variationen auf“ (Schmeer 2006, 126).

Diese „Variationen“ können in Anlehnung an Bateson als Unterschiede verstanden werden, die einen Unterschied für den Wahrnehmenden darstellen und in diesem Verständnis als Information gelten (siehe oben Kapitel 2.4.3).

Demnach würden gerade diese erkennbaren Unterschiede zwischen dem auslösenden Initialbild und dem Resonanzbild Hinweise auf den subjektiven Verarbeitungsprozess der Verknüpfung zwischen wahrgenommenem Inhalt und „eigener“ Vorstellung geben und in diesem Sinne die „Denkarbeit“ des „Schöpfenden“ sichtbar machen.

Dabei entspricht insgesamt dieses Verständnis von Wahrnehmen und Erkennen als einem „aktiv teilnehmenden“ Prozess auch den Ansätzen von Vertretern des Konstruktivismus und insbesondere von Maturana, wonach Sinnesempfindungen und Wahrnehmungen „eigengesetzlich“ durch die Struktur des Wahrnehmenden bestimmt und erkannt werden (siehe oben 2.5.2).

Da menschliche Wahrnehmung durch die Struktur des Wahrnehmenden bestimmt ist und daher als Ergebnis autonomer Verarbeitung äußerer oder innerer sinnesbezogener Impulse verstanden wird, wird – wie oben in Kapitel 3.1.4 schon beschrieben – durch ein Bild immer nur das Besondere der subjektiven bildlichen Wahrnehmung oder Vorstellung des Wahrnehmenden und nicht unmittelbar von dem gemeinten Inhalt bzw. dem „Ding an sich“ offensichtlich. So gesehen werden durch ein vom Menschen erschaffenes Bild – und somit auch durch das Initialbild und Resonanzbild – immer auch die „charakteristischen Züge“ bzw. Besonderheiten seiner derzeit vorhandenen kognitiven Schemata des

Wahrgenommenen ersichtlich und in diesem Sinne auch die mit wahrgenommenen Inhalten verbundenen bzw. resonierenden bildlichen Vorstellungen.

Wie schon oben in Kapitel 3.2.2 beschrieben, werden bei der Anweisung zum Erstellen eines Resonanzbildes die Teilnehmer aufgefordert, nach dem Skizzieren oder Zeichnen ein Wort oder einen Satz auf die Rückseite des Bildes zu schreiben. Durch die geschriebenen Worte wird bei der Vorstellung der Resonanzbilder das Bild „neu gelesen“ (Schmeer 2006, 42).

Schmeer stellt in diesem Zusammenhang den analogen Ausdruck über Bilder der digitalen Kommunikation über Worte gegenüber: Der analoge bildliche Ausdruck ist immer wieder „frisch und überraschend“ und schützt davor, „in verbal eingeschliffenen Formeln kommunikativ zu erstarren“ (Schmeer 2006, 42).

Durch den bildlichen Ausdruck werden neue Aspekte des Gemeintem überraschend sichtbar, wodurch der bisherige Informationsfluss unterbrochen und die Aufmerksamkeit bei den Teilnehmern der Gruppe erhöht wird.

„Verbal ist das meiste schon hundert Mal geäußert worden, [...], keiner hört mehr richtig hin, immer das Gleiche, alle sind genervt. Die bildlichen Aufzeichnungen jedoch sind überraschend, neu. Jeder horcht auf, jeder schaut auf. Jeder wird nachdenklich. Das Resonanzbild – ein Anker im permanenten Informationsfluss der Gruppe – hat neue Aspekte, vielfältige Zugänge zum Wissen anschaulich und anschaulich gemacht“ (Schmeer 2006, 125).

Folglich werden durch das Resonanzbild andere Zugänge zum Wissen des Wahrnehmenden ermöglicht neben denen, die sich über sprachliche Beschreibungen eröffnen. Das würde bedeuten, dass durch das Betrachten des Resonanzbildes und somit als bildlicher Eindruck in der sinnlichen Anschauung durch intuitives Einsehen andersartige kognitive Verbindungen selbstreguliert erzeugt werden als durch rein diskursives Denken vermittelt über Sprache. An dieser Stelle sei nochmals betont, dass auch intuitives Einsehen immer vermittelt über kognitive Schemata und somit über Sprache geschieht (siehe oben Kapitel 3.1.2).

In dieser Hinsicht erfolgt Erkennen durch Resonanzbilder nach dem bildlichen Ausdruck und zwar durch das Betrachten des erschaffenden Bildes in der

sinnlichen Anschauung und so gesehen aus dem intuitiven Erschließen des bildlichen Eindrucks. Dabei werden – wie schon oben in Kapitel 3.1.2 beschrieben – durch die sprachliche Beschreibung des in der sinnlichen Anschauung wahrnehmbaren Analogon neue Bezüge hergestellt, wodurch die Sichtweise auf die erfassten Inhalte sich verändert. Durch das sprachliche Erfassen des in der sinnesbezogenen Wahrnehmung intuitiv erkannten Analogon verändert sich das entsprechende kognitive Schema von dem Gemeinten und somit dessen Bedeutung. Dieser für die Resonanzbildmethode wesentliche Zusammenhang zwischen bildlicher und sprachlicher Ebene menschlichen Erkennens wird unten in Kapitel 3.3.4 ausführlich dargelegt und besprochen.

3.3.3 Die Auswahl als aktiver Vorgang des Wahrnehmenden

Wie schon an anderer Stelle erläutert, klingen beim Menschen fortwährend bestimmte wahrgenommene Inhalte aus dem ihm gegebenen Umwelt an und resonieren zum Beispiel mit mehr oder weniger bewussten inneren sinnesbezogenen Vorstellungen (siehe oben Kapitel 3.3.2).

Schmeer versteht im Zusammenhang mit der Resonanzbildmethode als Resonanzen ausdrücklich nur solche Skizzen oder Zeichnungen, die sich auf das Thema und somit auf das Initialbild eines anderen Gruppenteilnehmers beziehen. Dabei ist ein „entscheidendes Kriterium“, dass jeder Teilnehmer die Möglichkeit einer „spontanen (unbewussten) Wahl“ aus verschiedenen dargebotenen Initialbildern hat (vgl. ebda. 2006, 15).

Auch im Interview stellt Schmeer die Bedeutung der „Auswahl“ eines bestimmten unter mehreren Initialbildern heraus:

„Von den Vorstellungen, die beim Betrachten der Bilder entstehen, wird unter einem gewissen Zeitdruck eine Auswahl getroffen, indem man sich auf genau ein Bild bezieht. Die Teilnehmer betrachten die Bilder und stellen fest, was komisch, irritierend oder interessant in einem bestimmten Bild war. Dieser Auswahlprozess ist das Besondere. Er ist nicht reflektiert, sondern scheinbar zufällig“ (ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, I.1).

Folglich scheint die Möglichkeit einer spontanen Wahl aus verschiedenen Bildern für die Wirkung der Resonanzbildmethode erheblich zu sein. Wie lässt sich diese

Annahme begründen? Und: Welche Wirkung wird durch die Möglichkeit der Auswahl beabsichtigt?

Wie schon oben in Kapitel 3.2.2 beschrieben, klingt bei der Durchführung der Resonanzbildmethode insbesondere ein Inhalt, Aspekt oder Ausschnitt aus dem Initialbild eines anderen Teilnehmers an „etwas Eigenes“ an, worauf diese erlebte Resonanz als Skizze oder Zeichnung analog zum Ausdruck gebracht wird. Unterdessen wird das Resonanzbild als analoger Ausdruck der subjektiven bildlichen Vorstellung verstanden, die mit dem wahrnehmbaren Inhalt in der sinnlichen Anschauung verknüpft wurde.

Zunächst stellt sich hier die Frage: Wie es geschieht, dass insbesondere ein Inhalt aus den verschiedenen Initialbildern der anderen Teilnehmer beim Betrachten „anklingt“?

Wie schon oben beschrieben, geht Schmeer davon aus, dass die Psyche eines Menschen andauernd mit Inhalten aus der Umwelt bewusst oder unbewusst in Resonanz tritt und dabei eine Auswahl trifft.

„Es basiert auf einem psychologischen Phänomen: dass nämlich die Psyche dauernd in Resonanz tritt mit Inhalten der Umwelt und Mitwelt und dabei – bewusst oder unbewusst – eine Auswahl trifft“ (ebda. 2003, 71).

Im Interview sagt sie, dass die Auswahl intuitiv geschieht, durch plötzlich ausgelöste Gefühle, durch Neugier oder durch ein unvorhergesehenes Sich-verstanden-Fühlen, aus Mitleid oder Erinnerung. Unterdessen müssen die Teilnehmer unter Zeitdruck ziemlich schnell zu einer Entscheidung gelangen (vgl. Schmeer 2016, Interview siehe Anhang B, III.6).

Demnach gilt als Voraussetzung für die Anregung eines Resonanzbildes, dass zum einen jeder Teilnehmer aus einer Vielzahl von Inhalten wählen kann und zum anderen sich möglichst schnell und spontan entscheidet. Im Rahmen der Resonanzbildmethode wird jedem aus der Gruppe diese Vielzahl von Themen, Objekten oder Details durch die Initialbilder der anderen Teilnehmer dargeboten.

Dementsprechend ist nach Schmeer eine Gruppe von 14 bis 16 Teilnehmern mit den jeweiligen Resonanzbildern besonders sinnvoll:

„Ich stelle mir vor, der ganze Raum ist voller Informationen und dann kommt der Moment, in dem sie sich für etwas entscheiden. Das ist sehr wenig kognitiv und nicht reflektiert“ (Schmeer 2016, Interview siehe Anhang B, I.1).

Schmeer vertritt dabei die konstruktivistische Annahme, dass Menschen die Wirklichkeit weder objektiv beobachten noch in ihrem Sein objektiv abbilden können, sodass Auswahl als aktiver Vorgang des wahrnehmenden Subjekts zu verstehen ist.

„Längst hat sich die Wahrnehmungspsychologie von der Illusion verabschiedet, es könnte *objektive Beobachtungen* und dementsprechend *objektive Abbildungen* der Wirklichkeit geben. Die individuelle Reaktion jedes Einzelnen auf die Bilder und Themen der anderen Gruppenteilnehmer ist alles andere als ein passiver Informationsempfang. *Aktives Auswählen* ist ein Grundzug des Sehens wie jede andere Intelligenzbetätigung“ (ebda. 2006, 124).

Dabei stellt sich wiederholt folgende Frage, die bisher noch nicht beantwortet ist: Durch was wird die subjektive Auswahl der Teilnehmer gerade auf einen Inhalt, Aspekt oder Ausschnitt aus den vielen möglichen der dargebotenen Initialbildern gelenkt bzw. aktiviert?

Nach Schmeer erfolgt diese Auswahl im Dienste der individuellen Entwicklung, Erkenntnis und Problemlösung. Im Grunde kann diese Selektion als zielgerichtetes Handeln des Menschen verstanden werden, welches aus der Interaktion mit seiner Umgebung nach evolutionären Kriterien hervorgeht.

„Die menschlichen Sinne haben sich nicht als unabhängige und selbstgenügsame Informationswerkzeuge entwickelt, sondern als biologisch wertvolle Vorkehrungen für den Kampf ums Dasein. So ist zu verstehen, dass die Resonanz und die Auswahlprozesse in Gruppen *gezielt* sind und sich auf solche Inhalte *konzentrieren*, die das Leben *fördern* können [...]“ (ebda. 2006, 124).

Demnach geschehen die Auswahl eines Inhaltes und die weitere Verbindung mit einer bildlichen Vorstellung zur Resonanz gezielt für die Entwicklung bzw. Förderung des Wahrnehmenden. Offenbar ist dieser Vorgang nicht durch den Wahrnehmenden bewusst gesteuert, sondern vielmehr nicht bewusst *selbstreguliert*. Wie lässt sich dieser Vorgang theoretisch weiter fundieren? Hierfür lohnt es sich, die Prinzipien selbstorganisierender Systeme und insbesondere die der Synergetik heranzuziehen.

Wie oben in Kapitel 2.8 beschrieben, werden im Rahmen der Synergetik in psychischen Systemen die vielfältigen Wahrnehmungs-, Gedanken-, Gefühls- und Handlungsströme eines Menschen als ungeordnete Elemente auf der mikroskopischen Ebene psychischer Systeme betrachtet. Diese Elemente sind unmittelbar miteinander vernetzt, beeinflussen sich gegenseitig und stehen in Wechselwirkung mit der gegebenen Umwelt. Aus dem Zusammenwirken entsteht selbstorganisiert mittels eines Ordners eine relativ stabile geordnete Wirklichkeit als „Attraktor“ auf der makroskopischen Ebene. Diese Ordnung bindet wiederum die Wahrnehmungen, Kognitionen und Emotionen auf der mikroskopischen Ebene ein („Kreiskausalität“).

Nach Vertretern der Synergetik werden durch wahrgenommene Inhalte aus der gegebenen Umwelt entsprechende innere sinnesbezogene Vorstellungen plötzlich und spontan herausgebildet. Diese Vorstellungen bestimmen einerseits den Sinn und die Bedeutung des gegenwärtig Wahrgenommenen und binden andererseits die weiteren Wahrnehmungen in diesen Vorstellungs- und Bedeutungsrahmen zunehmend ein, wodurch sich dieser mit der Zeit als Attraktor weiter stabilisiert. So können Vorstellungen als Attraktoren auf kognitiver Ebene des Wahrnehmenden verstanden werden, die die erlebte Wirklichkeit auf mikroskopischer Ebene sinn- und bedeutungsvoll ordnet. Dabei ist wesentlich, dass zugleich die Sinn- und Bedeutungsgebung das derzeit kognitiv-emotionale und körperliche Erleben und somit die erlebte Wirklichkeit einfärben (siehe oben Kapitel 2.8.1). Mit anderen Worten: Je nachdem, welchen Sinn und welche Bedeutung der Wahrnehmende aus seiner sinnesbezogenen Vorstellung geleitet dem wahrgenommenen Inhalt zuschreibt, wird eine entsprechende Wirklichkeit eher erlebbar.

Übertragen auf den Vorgang der Auswahl im Rahmen der Resonanzbildmethode könnte nun Folgendes gesagt werden: In der Einstiegsrunde entsteht bei der einzelnen Darlegung und kurzen mündlichen Beschreibung aller vorhandenen Initialbilder in diesem gegenwärtigen Teilnehmerumfeld eine unüberschaubare Vielzahl von Sinnesempfindungen und Informationen. Zum einen fließen über die Sinneskanäle unzählige Empfindungen ungeordnet auf der mikroskopischen Ebene des jeweils Wahrnehmenden ein. Zum anderen bilden sich aus der

mikroskopischen Ebene zu einzelnen wahrgenommenen und erkannten Inhalten bzw. zu Informationen fortwährend und flüchtig bildliche Vorstellungen auf der makroskopischen Ebene heraus. Dabei erscheinen diese bildlichen Vorstellungen als mehr oder weniger bewusste kurzfristige Momentaufnahmen und beeinflussen als Ordner je nach Bedeutung für diesen Moment das gegenwärtige kognitiv-emotionale und körperliche Erleben (siehe oben Kapitel 2.8.4 Abbildung 8).

Hier sei wiederholt darauf hingewiesen, dass in Anlehnung an Luc Ciompi indessen insbesondere die aktuelle psychisch-physische Grundstimmung auf die mikroskopische Ebene des psychischen Systems einwirkt. Je nach psychisch-physischer Befindlichkeit des Wahrnehmenden werden die Vielzahl von Sinnesempfindungen selektiert, verzerrt und emotional eingefärbt und erst in dieser Weise als wahrnehmbare Information herausgeformt (siehe oben Kapitel 2.8.2).

Das würde bedeuten, dass je nach aktueller psycho-physischer Befindlichkeit und den daraus resultierenden Bedürfnissen des Wahrnehmenden Inhalte erfasst und mit entsprechenden bildlichen Vorstellungen verknüpft werden. Mit anderen Worten: Nicht alle, sondern an die aktuelle Grundstimmung anklingende Inhalte würden mit Vorstellungen resonieren.

Während der Einstiegsrunde könnte im Sinne der Musikästhetik metaphorisch der Wahrnehmende als „lebender Resonanzkörper“ gesehen werden, wobei die zahlreichen Töne bzw. hier die visuellen und auditiven Empfindungen eine psychische Resonanz bewirken und „dunkle Erinnerungen“ an „analoge Bewegungen des Lebens“ hervorrufen. Der „einfühlende“ Teilnehmer erlebt im Tonganzen eine „innere Geschichte“, die es als eigene Geschichte erfährt (siehe oben Kapitel 3.1.5.3).

Nach der Einstiegsrunde ist die gegenwärtig erlebte Wirklichkeit der Teilnehmer durch das Nachklingen der gehörten Themen und durch die Spuren der ausgelösten bildlichen Vorstellungen eingefärbt. Aus diesem vielschichtigen Erleben betrachten die Teilnehmer nochmals die dargebotenen Initialbilder für einen Augenblick, wobei wahrgenommene Inhalte jeweils entsprechende Vorstellungen blitzlichtartig auslösen können. Aus diesem Fluss sollen die

Teilnehmer möglichst schnell und spontan etwas „Anklingendes“ erfassen und die damit resonierende Vorstellung durch das Resonanzbild analog zum Ausdruck bringen.

Durch diese Auswahl wird der vielschichtige ungeordnete Fluss von flüchtigen Wahrnehmungen, Vorstellungen und Emotionen gestoppt, wobei der gewählte Inhalt und im Grunde die damit verbundene bildliche Vorstellung als „Attraktor“ für einen Moment die erlebte Wirklichkeit wieder ordnet und stabilisiert. Auf der mikroskopischen Ebene bestehen unzählige Möglichkeiten der Auswahl, wobei sich „scheinbar zufällig“ eine mit einem Inhalt verbundene Vorstellung als Ordner auf der makroskopischen Ebene herausbildet und das weitere kognitiv-emotionale und körperliche Erleben für diesen Moment einbindet. Offensichtlich wird durch den Ausdruck der Vorstellung im Resonanzbild der „Attraktor“ analog veräußert und verankert, wodurch beim erneuten Betrachten das damit verbundene Erleben hervorgerufen und davon ausgehend weiter erkundet werden könnte (siehe unten Kapitel 3.3.4). Dabei ist anzumerken, dass das Erleben beim wiederholenden Betrachten des Resonanzbildes zwar ähnlich sein kann, jedoch bedingt durch den aktuellen Zustand des Wahrnehmenden eigentlich immer neu und einzigartig ist.

Welche Hinweise lassen sich in Anbetracht der Synergetik dafür finden, dass gerade dieser eine Inhalt bzw. diese eine Vorstellung sich als Ordner durchsetzen konnte bzw. von dem wahrnehmenden Teilnehmer ausgewählt wurde?

Im Rahmen der Synergetik kann in Anlehnung an Luc Ciampi der emotional-körperliche Zustand des Wahrnehmenden als „Kontrollparameter“ bezeichnet werden. Dabei werden Kontrollparameter allgemein als Parameter verstanden, die offene komplexe Systeme umfassend „energetisieren“ bzw. „an- oder abregen“. Vertreter der Synergetik gehen davon aus, dass in psychischen Systemen am ehesten Emotionen diese Funktion erfüllen. Insgesamt seien Kontrollparameter in psychischen Systemen auf der emotionalen, motivationalen und bewertende Ebene zu verorten (siehe oben Kapitel 2.8.2).

Das könnte heißen, dass die Auswahl eines bestimmten Inhaltes aus den Initialbildern der anderen Teilnehmer am ehesten durch die erlebte emotionale-

körperliche Resonanz auf das Wahrgenommene geleitet wird. Diese emotionale-körperliche Resonanz auf wahrgenommene Inhalte wird im Grunde über die entsprechend verknüpften bildlichen Vorstellungen und dabei genauer über deren Sinn und Bedeutung erlebt. Dabei ist auch von entscheidender Bedeutung, in welcher allgemeinen psycho-physischen Grundstimmung der Wahrnehmende sich befindet („Randbedingungen“) und welche Vorerfahrungen, Bedürfnisse und Erwartungen er aufgrund seiner „Systemgeschichte“ in diesem Moment mit dem Inhalt verbindet.

Mit anderen Worten: Die Entscheidung für einen Inhalt wird vor allem auf kognitiver Ebene durch die Bedeutung geleitet, die der Wahrnehmenden diesem aus seiner derzeitigen psychisch-physischen Grundstimmung und vor dem Hintergrund seiner individuellen Geschichte zuerkennt. Diese Bedeutung färbt wiederum das kognitiv-emotionale und körperliche Erleben und somit die subjektiv erlebte Wirklichkeit über das Wahrnehmbare wesentlich ein. Oder mit Worten der Synergetik: Die dem wahrgenommenen Inhalt zuerkannte Bedeutung wirkt auf das psychische System „energetisieren“ bzw. „anregend“ oder „abregend“. In diesem Moment ist die Bedeutung des wahrgenommenen Inhalts offensichtlich nicht diskursiv sprachlich bzw. „reflektiert“ erschlossen, sondern vielmehr intuitiv spontan in der bildlichen Vorstellung eingesehen und emotional-körperlich erlebt.

Diese Ansicht aus dem Blickwinkel der Synergetik würde der Aussage von Schmeer oben in diesem Kapitel entsprechen, dass die Auswahl intuitiv plötzlich durch ausgelöste Gefühle (Emotionen) wie Neugier, Sich-verstanden-Fühlen, Mitleid oder durch Erinnerungen geschieht, wobei auch Erinnerungen je nach Bedeutung mit mehr oder weniger intensiven Emotionen verbunden sind.

Bei alledem geben die Vertreter der Synergetik kaum Hinweise darauf, für welchen Zweck ein Inhalt für den Wahrnehmenden als wertvoll und bedeutsam emotional erlebt und dementsprechend ausgewählt wird. Oder als Frage formuliert: Durch welche Intension geleitet erscheint ein Inhalt für den Wahrnehmenden wertvoll und bedeutsam?

Schmeer sagt zwar, dass der Wahrnehmende die Inhalte gezielt für seine persönliche Entwicklung auswählt, jedoch ohne diese Annahme weiterführend zu begründen (siehe oben in diesem Kapitel).

Wie kann diese Annahme aus systemtheoretischer Sichtweise untermauert werden? Hierfür lohnt es sich, einen kurzen Blick zurückzuwerfen auf die Aussagen von Vertretern des wissenschaftlichen Vitalismus zu lebenden Systemen (siehe oben Kapitel 2.2):

Jakob von Uexküll und Hans Driesch vertreten die Annahme, dass in lebenden Systemen eine nichtmaterielle „innere Kraft“, die sogenannte „Entelechie“ wirkt, welche die Lebensvorgänge in systemerhaltender Weise zweckmäßig und zielgerichtet lenkt. Aristoteles bezeichnet Entelechie als eine dem Organismus innewohnenden Kraft, die ihn zur Selbstverwirklichung bringt. Laut Aristoteles bedeutet Entelechie die Verwirklichung der in einem Seienden angelegten Vermögen oder Möglichkeiten.

So gesehen würde die Auswahl durch eine nichtmaterielle „innere Kraft“ des Wahrnehmenden geschehen, die den wahrgenommenen Inhalt als wertvoll und bedeutsam für die weitere Entwicklung und Selbstverwirklichung erkennt.

In ähnlicher Weise könnte auch der von Schmeer verwendete Begriff der „Individuation“ in Anlehnung an C.G. Jung verstanden werden. Am Ende des Interviews sagt Schmeer zu ihrem allgemeinen Verständnis von Veränderung:

„Die in der Therapie und speziell bei der Resonanzbildmethode angestrebte Veränderung steht für mich im Dienste der Ganzwerdung, Individuation (C.G. Jung). Das Dazunehmen von Bereichen, die ausgeklammert, abgespalten und nicht gelebt wurden“ (Schmeer 2016, Interview siehe Anhang B, IV.6).

Eine weiterführende Untersuchung und Gegenüberstellung der hier kurz eingeführten Begriffe wie „Entelechie“ oder „Individuation“ sowie des Ansatzes des Vitalismus mit den naturwissenschaftlichen Ansätzen der Autopoiese und Synergetik wäre sicher aufschlussreich, würden jedoch den inhaltlichen Rahmen und den Umfang der vorliegenden Arbeit deutlich überschreiten.

Für Schmeer gilt als weitere Voraussetzung beim Vorgang der Auswahl, dass die „Gruppe mit der Intention von Entwicklung und gegenseitiger Verständigung zusammenkommt“ (ebda. 2006, 124).

Diese Voraussetzung kann durch den Ansatz der Autopoiese und hier insbesondere durch den Mechanismus der „strukturellen Kopplung“ systemtheoretisch beschrieben werden.

Nach dem Ansatz der Autopoiese erhält ein soziales System bzw. eine Gruppe seine Stabilität, wenn sich ein gemeinsamer „sprachlicher Bereich“ herausbildet und die Individuen ihre Entwicklung innerhalb des Systems dauerhaft erfahren. Wobei mit „Sprachlichkeit“ hier sowohl Worte als auch analoge Ausdrucksweisen wie zum Beispiel Bilder oder Zeichnungen gemeint sind. In diesem Fall werden innerhalb des sozialen Systems an die jeweilige individuelle Struktur der Teilnehmer anschlussfähige und entwicklungsfördernde Impulse zum Beispiel in Form von Worten, Bildern oder Zeichnungen ausgetauscht. Aus dieser Art der strukturellen Kopplung zwischen den Individuen entsteht eine Atmosphäre, die sich für die Entwicklung des Einzelnen als förderlich erweist (siehe oben Kapitel 2.5.3).

Nach diesem Verständnis könnte sich durch das Arbeiten mit Initial- und Resonanzbildern ein gemeinsamer „sprachlicher Phänomenbereich“ schnell ebnen, da im Zuge des standardisierten Vorgehens zum einen alle Teilnehmer sich durch die vorgegebene Weise bildlich ausdrücken und zum anderen alle Teilnehmer sich auf die gleichen dargebotenen analogen bildlichen Ausdrucksweisen in ihrer Wahrnehmung beziehen. Durch diese gemeinsame analoge Ausdrucks- und Betrachtungsweise in Verbindung mit begrifflichem Erfassen durch Worte könnte ein „konsensueller Bereich“ im Verständnis der Autopoiese gefördert werden (siehe oben Kapitel 2.5.3). Zugleich würde ja gerade durch die selbstgeleitete Auswahl entwicklungsfördernder Inhalte aus der Vielzahl der dargebotenen Initialbilder „Kopplungen“ zwischen den Teilnehmern geschehen, die als besonders strukturell anschlussfähig und entwicklungsfördernd gelten können.

Jedoch können auch bei der Anwendung der Resonanzbildmethode durch neue Einsichten in das eigenen Thema oder gerade durch den Vorgang der Auswahl auch „sekundäre Reaktionen“ entstehen, die für den Gruppenprozess weniger förderlich sind und den Zusammenhalt der Gruppe destabilisieren können.

„Gruppendynamisch werden durch das kurze Vorstellen der Resonanzbilder wiederum (unter Umständen heftige) Reaktionen ausgelöst, zum Beispiel: *Freude* und andere Hochgefühle, wenn jemand feststellt, dass das Thema seines Initialbildes von mehreren anderen Teilnehmern aufgegriffen und verstanden worden ist; *Erstaunen / Entsetzen* über ganz neue Aspekte des eigenen Themas; *Depression*, weil keiner aus der Gruppe auf das eigene Initialbild oder Thema reagiert hat. *Neid* auf diejenigen, die mehr Resonanz ausgelöst haben“ (Schmeer 2003, 74).

In dem Interview führt Schmeer aus, dass die Gruppe mehr als die Anzahl der einzelnen Individuen ist und jede Gruppe ihr eigenes „Klima“ schafft. Dieses Gruppenklima ist sozusagen die Matrix, die alles, was geschieht, aufnimmt, „verdaut“, oder nicht aufnimmt – weil es zu emotional, zu schnell oder zu bedrohlich herauskommt. Sie versteht die Gruppe als einen Organismus, „der etwas verdauen muss und irgendwann an seine Grenzen stößt“ (ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, IV.5).

In Anlehnung an die Theorie autopoietischer Systeme bildet sich dieses „Klima“ in einem „konsensuellen Bereich“ aus der strukturellen Kopplung der einzelnen Individuen mit der Zeit heraus. Wobei in sozialen Systemen bzw. in Gruppen neben einer entwicklungsfördernden Atmosphäre auch Dynamiken entstehen können, die die Entwicklung einzelner Individuen hemmen, beängstigend oder sogar schädlich wirken. In diesen Fällen wäre das Gleichgewicht der Gruppe gestört. Die Gruppe würde seine Stabilität verlieren und sich gegebenenfalls auflösen (siehe oben Kapitel 2.6.2).

In diesen Fällen kommt nach Schmeer dem Leiter der Gruppe die Aufgabe zu, schwer „Verdaubares“ in den „Gruppenkörper“ zu integrieren, um den Zusammenhalt der Gruppe wieder zu stärken (ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, IV.5).

Des Weiteren geht Schmeer davon aus, dass bereits die Auswahl eines Inhaltes und der bildhafte Ausdruck der Resonanz eine Problemlösung einleiten können.

„Das selektive Bevorzugen der einen oder anderen Wahrnehmung und das selektive bildhafte Reagieren auf eben diese eine Wahrnehmung kommen oft bereits einer Problemlösung gleich. Eine sachdienliche *Auswahl auf dem elementaren Wahrnehmungsniveau* ist ein wichtiger und charakteristischer Teil der Erkenntnismethode als ganzer. Den Bereich eines Problems richtig zu bestimmen heißt schon beinahe die Lösung haben“ (ebda. 2006, 124).

Mit anderen Worten: Die aktive Auswahl eines Inhaltes aus der Vielzahl der Sinnesempfindungen ausgelöst durch die dargebotenen Initialbilder, dessen Erfassen in der sinnlichen Anschauung, womit sich eine bildliche Vorstellung verbindet, sowie der bildhafte Ausdruck dieser Resonanz führen dazu, dass der Wahrnehmende ein bedeutsames Thema oder Problem erkennt. Dabei gilt schon bloß dieses Erkennen als wesentliche Vorleistung für eine entsprechende Lösung.

Dementsprechend ist die Möglichkeit der Auswahl eine entscheidende Voraussetzung für die Wirkung der Resonanzbildmethode, weil durch diese Auswahl der Teilnehmer einen für ihn bedeutsamen Problembereich erkennt.

Dabei ist nach Schmeer sowohl für sprachliches als auch für bildliches Erkennen das „Erkennen-Wollen“ grundlegend, „d.h. eine rezeptive Offenheit, bei der keine Wahrnehmungsinhalte ausgeklammert werden“ (ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, II.4).

3.3.4 Beziehungen zwischen bildlicher und sprachlicher Ebene

Wie oben in Kapitel 3.2.2 beschrieben, werden die Teilnehmer nach dem Zeichnen des Resonanzbildes aufgefordert, ein Wort oder einen Satz auf die Rückseite des Bildes zu schreiben. Im Zuge dessen wird der bildliche analoge Ausdruck in Form von Objekten, Zeichen oder Symbolen als visuell wahrgenommener Eindruck durch die sprachliche Ebene erfasst und entsprechend in einem Wort oder Satz schriftlich ausgedrückt. Dieser Vorgang ist insofern für das Erkennen von besonderer Bedeutung, als das sinnlich visuell Wahrgenommene ausdrücklich in eine sprachliche Form durch den Wahrnehmenden selbst eingebunden wird.

Nach Schmeer wird durch das Benennen die bildliche Ebene verlassen und indessen die sprachliche Ebene und somit die kognitive Ebene betreten.

„Es ist der Augenblick, wo der Maler die *Bildebene verlässt* und die *kognitive Ebene betritt*; wo er eine *für sich selbst und die anderen* begreifliche Verbindung zwischen Bildsprache und verbaler Sprache herzustellen versucht“ (ebda. 2006, 94).

Schmeer unterscheidet hier zwar die bildliche und sprachliche Ebene menschlichen Erkennens, ohne jedoch diese in ihrer Literatur weiterführend zu beschreiben oder zu erläutern.

In dem Interview sagt sie, dass das sprachliche und bildliche Erkennen immer miteinander „verquickt“ sind und nicht isoliert voneinander betrachtet werden können. In ihrer Praxis könnte sie in keinem Fall auf Sprache verzichten (ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, II.4).

Diese Aussagen von Schmeer zur bildlichen und sprachlichen Ebenen sind sehr vage. Da jedoch beide Ebenen und Vorgänge menschlichen Erkennens für das Verstehen der Wirkweise der Resonanzbildmethode erheblich sind, werde diese im Folgenden theoretisch genauer ausgeführt und fundiert.

Wie oben in Kapitel 2.5.4 und Kapitel 2.6.3 beschrieben, wird nach der Theorie autopoietischer Systeme Erkennen als aktiver Prozess des Menschen verstanden, wobei zumindest drei Ebenen der Verarbeitung von Impulsen aus der Umwelt unterschieden werden: Nerventätigkeit, Erfahrung und Beschreibung. Diese drei Ebenen gelten als voneinander unabhängige strukturell gekoppelte autonome Einheiten, die sich wechselseitig beeinflussen. Auf der physischen Ebene verarbeitet das Nervensystem unterhalb der Wahrnehmungsschwelle andauernd Unterschiede in den Relationen seiner Zustände im sensomotorischen oder interneuronalem Bereich. Auf der psychischen Ebene verarbeitet der Mensch die Veränderungen der Nerventätigkeit zu wahrnehmbaren sinnlichen Erlebnissen und bildet daraus seine subjektiven Erfahrungen. Die von Schmeer beschriebene bildliche Ebene der Wahrnehmung würde der so verstandenen psychischen Ebene entsprechen, auf welcher das Resonanzbild in seiner schwarzen Farbe und Form vor dem weißen Hintergrund des Papiers wahrgenommen und subjektiv erfahren wird. Auf der sprachlichen Ebene werden die sinnesbezogenen Erlebnisse und Erfahrungen durch Beschreibungen erfasst, die die sinn- und bedeutungsvollen Einheiten bilden, aus denen die subjektiv erlebte Welt eines Menschen besteht. So

gesehen bestimmen die Beschreibungen den Sinn und die Bedeutung der wahrgenommenen Objekte, Zeichen oder Symbole. Übertragen auf die Resonanzbildmethode würde das heißen, dass der Zeichner sich erst durch das Erfassen der sichtbaren Objekte, Zeichen oder Symbole in Sprache dessen Sinn und Bedeutung subjektiv erschließt. Mit anderen Worten: Durch das Betrachten des Resonanzbildes werden sichtbare Objekte, Zeichen oder Symbole auf der psychischen Ebene des Wahrnehmenden sinnlich erlebt und erfahren, wobei diese erst auf der sprachlichen Ebene durch Beschreibung Sinn und Bedeutung erhalten. Hier sei noch einmal betont, dass die verschiedenen Ebenen des Menschen jeweils selbst als autopoietische Einheiten gelten und demnach nicht in ihren Zuständen durch die Umwelt und somit auch nicht durch die anderen Ebenen bestimmbar sind. Veränderungen in den jeweiligen Ebenen können durch die anderen Ebenen lediglich durch „Perturbationen“ im Zuge struktureller Kopplung angeregt werden. Dementsprechend würde die bildliche bzw. psychische Ebene nicht ursächlich die sprachliche Ebene bestimmen und umgekehrt.

Genau genommen könnte der Zeichner schon das Skizzieren des Resonanzbildes als sensomotorisches Ereignis auf der psychischen Ebene kognitiv-emotional und körperlich erfahren, woraus sich ein Objekt, Zeichen oder Symbol herausbildet, das als analoger bildlicher Ausdruck vieldeutige Botschaften für die jeweiligen Wahrnehmenden beinhaltet. Das auf dem Resonanzbild analog Sichtbare könnte als Element des kommunikativen Bereiches zwischen den Teilnehmern gesehen werden, ohne dessen Bedeutung sprachlich durch den Zeichner vorwegzunehmen. Insofern könnte das Resonanzbild als „Perturbation“ auf die Wahrnehmenden wirken, die jeweils bedingt durch ihre Struktur das auf der psychischen Ebene bildlich Erfahrene auf ihre „einzigartige“ Weise durch Beschreibung sprachlich erfassen.

Indessen sind alle Beschreibungen immer Beschreibungen eines Beobachters, der durch seine sprachlichen Möglichkeiten und somit bestimmt durch seine kognitive Struktur eine subjektiv sinn- und bedeutungsvolle Wirklichkeit erzeugt. Die sprachlichen Möglichkeiten eines Beobachters bestehen aus den Unterscheidungen und Begriffen, welche ihm gegenwärtig für die Beschreibung der wahrgenommenen Objekte, Zeichen oder Symbole zur Verfügung stehen. Aus

dem sprachlichen Erfassen des sinnlich Wahrgenommenen gehen für den Beobachter sinn- und bedeutungsvolle Einheiten wie Worte oder Sätze hervor, die als „Perturbation“ die subjektiv erlebte Wirklichkeit beeinflussen: das gegenwärtige kognitiv-emotionale und körperliche Erleben und in dem Sinne die subjektiv erlebte Wirklichkeit.

An dieser Stelle sollte wiederholt darauf hingewiesen werden, dass in Anlehnung an Luc Ciompi die Bedeutung wahrgenommener Objekte, Zeichen oder Symbole durch die derzeitige psycho-physische Befindlichkeit des Wahrnehmenden erheblich beeinflusst wird. So gesehen würde die sprachliche Beschreibung des Resonanzbildes auch immer einen Hinweis auf die Grundstimmung des Beschreibenden geben. Im Rahmen der Konzeption autopoietischer Systeme würde diese aktuelle psycho-physische Befindlichkeit am ehesten als „konsensueller Bereich“ aus einer strukturellen Kopplung zwischen der physischen und psychischen Ebene des Menschen hervorgehen, wobei beide Ebenen als autonome Umwelt für die jeweils andere Ebene gelten. Durch wechselseitige „Perturbationen“ wird einerseits die physische und andererseits die psychische Ebene beeinflusst und somit im weiteren Zusammenhang auch die sprachliche Ebene. Dabei wirkt die sprachliche Ebene durch Sinn- und Bedeutungszuschreibung wiederum auf die psychische und damit verbunden auch auf die physische Ebene (siehe oben Kapitel 2.6.4 Abbildung 6).

Schmeer unterscheidet zwischen bildlichem und sprachlichem „Wissensspeicher“, die bei den Teilnehmern durch die Anwendung der Resonanzbildmethode aktiviert werden. Dabei greift der Zeichner, während er das Resonanzbild skizziert, auf sein bildliches „Vorstellungs- und Erinnerungswissen“ zurück. In dem Moment, wenn der Zeichner auf die Rückseite seines Resonanzbildes ein dem Bild entsprechendes Wort oder einen entsprechenden Satz vermerkt, schaltet er auf den sprachlichen Wissensspeicher um. Dieses „Umschalten“ von der bildlichen auf die sprachliche Ebene gelingt mehr oder weniger mühelos (vgl. ebda. 2006, 94).

Schmeer führt in dem Interview aus, dass beim Umdrehen des Resonanzbildes, wenn der Teilnehmer das Wort oder den Satz auf die Rückseite schreiben soll, eine gewisse Ratlosigkeit entstehen kann:

„Erst einmal ist da die Resonanz auf das Bild von jemand anderem, dann hat er endlich eine Form gefunden. Jetzt ist er in einer ganz anderen psychischen Verfassung als wenn er spricht. Das ist eine echte Ratlosigkeit, etwas dazu zu schreiben. Es ist manchmal schwierig aus dem Darstellen in das Reflektieren und Formulieren überzugehen. Es ist eine gute Übung und gleichzeitig ein Akt der Selbsterkenntnis. Der Maler benennt etwas, was er gemalt hat. Beim Prozess des Benennens erfährt er etwas über sich. Manche sind ratlos und manche wissen es sofort. Sie haben ein Symbol gefunden und wissen sofort, was ihr Symbol für einen sprachlichen Zusammenhang hat“ (ebda. 2016 Interview siehe Anhang B, II.5).

Vor dem Hintergrund der theoretischen Ansätze oben in Kapitel 3.1.4 könnte dieser Vorgang wie folgt beschrieben werden: Ausgelöst durch den bildlichen Eindruck des Initialbildes eines anderen Teilnehmers greift der Zeichner beim bildlichen Ausdruck auf seine bildlichen Vorstellungen als mentale Repräsentationen ehemals wahrgenommener Objekte, Zeichen oder Symbole zurück („bildliches Vorstellungs- und Erinnerungswissen“). Diese inneren Vorstellungen bilden sich aus den subjektiven Erfahrungen des jeweiligen Menschen heraus und gelten in dem Sinne als kognitive Schemata.

Der sprachliche Ausdruck – durch das geschriebene Wort oder durch den geschriebenen Satz – bezieht sich auf die gegenwärtige bildliche Wahrnehmung des gemalten Resonanzbildes, wobei der Wahrnehmende auf seine ihm derzeit zur Verfügung stehenden Möglichkeiten der sprachlichen Unterscheidungen und Begriffe zurückgreift („sprachlicher Wissensspeicher“). Dabei gelten sowohl bildliche Vorstellungen als auch sprachliche Beschreibungen geleitet durch das gegenwärtig hervorgebrachte kognitive Schema (siehe oben Kapitel 3.1.2).

Indessen erscheint dieses „Umschalten“ von der bildlichen Wahrnehmung zur sprachlichen Beschreibung des Resonanzbildes wie ein qualitativer Sprung auf eine andere kognitive Ebene, der mehr oder weniger mühelos gelingt. In Anbetracht autopoietischer Systeme könnte dieses Umschalten als Wechsel von dem Bereich der unmittelbaren sinnhaften Erlebnisse und Erfahrungen (psychische Ebene) in den Bereich der Beschreibung (sprachliche Ebene) verstanden werden, wobei beide Ebenen jeweils als autonome und in dem Sinne als strukturdeterminierte Systeme gelten, die zugleich miteinander strukturell gekoppelt sind (siehe oben Kapitel 2.6.4).

Das könnte bedeuten, dass gerade bei der unmittelbaren sinnesbezogenen Wahrnehmung bzw. beim „intuitiven Einsehen“ des Resonanzbildes ein mehr oder weniger intensiver psychischer Zustand entsteht, woraus das plötzliche „Umschalten“ in die sprachliche Ebene mehr oder weniger gelingt. Oder mit den Worten von Schmeer: „Die sind versunken in der Resonanz und sollen dann auftauchen und es benennen. Das ist nicht so einfach“ (ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, III.8).

Hier stellt sich die Frage, was durch das sprachliche Erfassen der bildlichen Resonanz durch ein Wort oder einen Satz eigentlich benannt wird. Oder anders gefragt: Inwieweit wird das nach außen benannt, was der Teilnehmer nach innen erkannt hat?

Für Schmeer hat die bildliche Resonanz eine größere Bedeutung als die sprachliche Benennung durch ein Wort oder einen Satz:

„Sie ist näher an dem Gefühl, das beim Betrachten des fremden Initialbildes aufgetaucht war und die Resonanz ausgelöst hatte. Der geschriebene Kommentar auf der Rückseite ist manchmal künstlich dazu gesetzt, nach Reflexion, soll originell oder klug wirken“ (ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, III.8).

An anderer Stelle weist Schmeer auf einen weiteren wesentlichen Aspekt bei der Benennung des Resonanzbildes hin: Das sprachliche Erfassen des im Resonanzbild sichtbaren Analogon kann der „Abwehr“ unterliegen, wenn das „Überraschende“ unbequem oder unangenehm für den Zeichner des Resonanzbildes ist. In diesen Fällen benennt der Teilnehmer oft aus Angst oder Wut das Resonanzbild „falsch“, weil dies aus einer „abgespaltenen psychischen Region“ kommt (vgl. ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, III.8).

Das würde heißen, dass in diesen Fällen die sprachliche Benennung „verfälscht“ sein könnte, um nicht die eigentliche im Resonanzbild erkannte, sondern eine andere Bedeutung durch ein Wort oder einen Satz nach außen zu vermitteln. Auch diese bewusste oder nicht bewusste „Entscheidung“ scheint wieder durch die aktuelle psycho-physische Grundstimmung des Wahrnehmenden und Erkennenden wie „Angst“ oder „Wut“ erheblich beeinflusst zu sein. Indessen ist bemerkenswert, dass aus konstruktivistischer Perspektive durch diese „Abwehr“

in Form eines „falschen“ Wortes oder Satzes nach dem Vorgang der Umdeutung oben in Kapitel 2.4.4 Abbildung 5 eine andere Bedeutung durch den Beschreibenden (vor-)gegeben wird, die auch auf die erlebte Wirklichkeit im Zusammenhang mit dem Resonanzbild einwirkt. Die vorerst eigentlich erkannte, innerlich sprachlich erfasste und in diesem Moment nicht annehmbare Bedeutung würde durch die „Darbietung“ einer anderen sprachlichen Form umgeschrieben und in diesem Sinne umgedeutet (siehe oben Kapitel 2.4.4). Nach diesem Verständnis wäre auch nicht von „falschen“ oder „richtigen“ Beschreibungen die Rede, sondern vielmehr von „annehmbaren“ oder „nicht annehmbaren“ bzw. von „passenden“ oder „unpassenden“ als Ergebnis der Selbstregulation des Erkennenden und Beschreibenden. Im Grunde werden nach konstruktivistischen Ansätzen Bedeutung und Wirklichkeit durch die Art der Beschreibung wahrgenommener oder vorgestellter Objekte oder Ereignisse erzeugt.

Hier scheint ein wesentlicher Unterschied zu psychodynamischen Ansätzen der Beratung zu liegen, die anscheinend von einer für den Wahrnehmenden und Erkennenden „richtigen“ Bedeutung ausgehen, die zwar durch eine „falsche“ Beschreibung aus der derzeit erlebten Wirklichkeit wieder „abgespalten“ wird, jedoch weiterhin „im Schatten“ existent und berechtigt ist. In dem Sinne würden die eigentliche innere Vorstellung und deren Bedeutung analog durch die bildliche Resonanz unmittelbar ausgedrückt und weniger digital über Worte und Sätze vermittelt. Diese Annahme würde auch mit den theoretischen Ausführungen oben in Kapitel 3.1.2 und Kapitel 3.1.4 übereinstimmen.

Schmeer scheint von einem im Menschen vorhandenen „Speicher“ auszugehen, der das erworbene Wissen aufbewahrt und auf den jederzeit zurückgegriffen werden kann. Maturana dagegen verneint aus neurophysiologischer Sicht die Möglichkeit einer Speicherung der Welt im lebenden Organismus in Form von Ideen, Vorstellungen oder mentalen Repräsentationen und nimmt an, dass Kenntnisse, Annahmen, Begriffe oder Vorstellungen stets bestimmt durch den gegenwärtigen Zustand bzw. durch die Struktur des Menschen augenblicklich erzeugt werden (siehe oben Kapitel 2.5.4).

Darüber hinaus bestimmt Schmeer ein „kollektives Bildwissen“, auf welches gerade die Resonanzbilder als einfache graphische Schwarz-Weiß-Skizzen

aufbauen. Dieses „kollektive Bildwissen“ wurde in den frühen Stadien einer jeweiligen Kultur erworben und dessen visuelle Zeichen sind oft auch ohne Vermittlung durch die verbale Sprache unmittelbar verständlich.

„Beim spontan gemalten Bild aus dem Stegreif kommt es offenbar zu einem Rückgriff auf jene frühe Zeichen-, Symbol- und Bildersprache, die in frühen Kulturen zur Verständigung diente. [...]. Die visuellen Zeichen scheinen in tiefen Schichten der Persönlichkeit aufbewahrt und gespeichert zu sein, werden unter gewissen Umständen freigegeben und vom Betrachter – oft auch ohne Vermittlung der verbalen Sprache – meist unmittelbar verstanden“ (ebda. 2005, 178).

Zugleich ist für Schmeer die sprachliche Ebene in Beratungsprozessen unverzichtbar, da sprachliche Formulierungen die Inhalte aus der Bildebene in die Ebene „hellerer Bewusstheit“ heben. Bei dem Arbeiten mit Bildern in Beratungsprozessen entsteht im Idealfall ein „permanentes Oszillieren“ zwischen Bild und Sprache, wobei sich wie von selbst die Informationen des Bildes erhellen, was wiederum eine Auswirkung auf die Sprache hat. Währenddessen verschränkt sich dauernd Sprache mit Bild, Bild mit Sprache und so fort (vgl. ebda. 2005, 180f.).

Abgesehen davon, dass aufgeführte Begriffe wie „hellere Bewusstheit“ nicht weiter erläutert werden und sehr vage bleiben, deutet Schmeer hier einen wesentlichen Erkenntnisvorgang an, der sich aus der spiralförmigen Bewegung zwischen analogem bildlichen Eindruck und sprachlicher Beschreibung ergibt. Dieser erkenntniserzeugende Vorgang kann auf der Grundlage der Unterscheidung zwischen intuitivem und diskursivem Erkennen genauer beschrieben und fundiert werden.

Wie oben in Kapitel 3.1.2 dargelegt, bringen analoge Formen der Kommunikation beim Ausdruck die subjektiv erlebten und erfahrenen Beziehungen zu wahrgenommenen Objekten oder Ereignissen und somit deren Bedeutungen unmittelbar zum Vorschein.

Dieser Aspekt ist für das Verständnis der Resonanzbildmethode wesentlich: Nach Schmeer ist die Auswahl eines Inhaltes aus den verschiedenen Initialbildern der anderen Teilnehmer und die weitere Verbindung mit einer subjektiven

Vorstellung zur Resonanz für die weitere persönliche Entwicklung des Wahrnehmenden von Bedeutung (siehe oben Kapitel 3.3.3).

Demnach müsste durch das im Resonanzbild sichtbare Objekt, Zeichen oder Symbol das analog zum Ausdruck gebracht sein, was derzeit für die „weitere persönliche Entwicklung“ des Zeichners bedeutsam ist. Abgesehen davon, dass Schmeer für diese Annahme an dieser Stelle keine weitere theoretische Begründung vorlegt und auch nicht den Begriff „persönliche Entwicklung“ genauer definiert.

Auf dem ersten Blick ist auf dem Resonanzbild bloß ein Objekt, Zeichen oder Symbol sichtbar, welches auch jeweils allgemein sprachlich erfasst und mit allgemeiner Bedeutung versehen werden kann wie zum Beispiel „Pfeil“, „Kreis“, „Baum“ oder „Tür“. In weiterer Hinsicht geschieht jedoch die Erkundung nach der besonderen Bedeutung für den Zeichner selbst, der nun sein Resonanzbild betrachtet und als Erscheinung in der Anschauung sinnlich wahrnimmt. Diese Sicht auf das Resonanzbild kann aus der Perspektive des Zeichners durch folgende Fragen geleitet sein: Welche Bedeutung hat das Resonanzbild für mich persönlich? Oder: Mit welchem Thema, Gedanken oder mit welcher Empfindung oder Situation ist das Resonanzbild mit mir persönlich verbunden? Oder: Welche Botschaft für meine persönliche Entwicklung liegt in dem Resonanzbild verborgen?

In Anlehnung an Kapitel 3.1.2 sind in dieser Hinsicht bzw. im bildlichen Eindruck die analogen Formen der Resonanzbilder wie Objekte, Zeichen oder Symbole mehrdeutig, worauf der Wahrnehmende seine für ihn jeweilige Bedeutung und sein für ihn jeweiliges Verständnis in dem Analogen selbst erkundet und in der sinnlichen Anschauung intuitiv erschließt. Aufgrund ihrer Mehrdeutigkeit regen analoge Formen beim Wahrnehmenden die Erkundung nach Sinn und Bedeutung in erhöhtem Umfang an, sodass umso mehr das Analoge intuitiv in der sinnlichen Anschauung unmittelbar selbst eingesehen und erschlossen wird. Dabei wird ein kognitives Schema vielmehr aus dem unmittelbaren bildlichen Eindruck hervorgebracht, um das Wahrgenommene sinn- und bedeutungsvoll zu ordnen und sprachlich zu erfassen. Das herausgebildete kognitive Schema leitet die weiteren Erkundungen des bildlich Einsehbarern, wodurch sich neue Einsichten

ergeben können und währenddessen das kognitive Schema und somit die Beschreibungen sich anpassen, wobei aus der nun mehr oder weniger veränderten Sichtweise weitere Erkundungen geleitet werden und das Wahrnehmbare womöglich erneut in einem anderen Licht erscheint und so fort. Oder mit den Worten von Schmeer bezogen auf den kunsttherapeutischen Dialog:

„Infolge der permanenten Einbeziehung des Auges in den kunsttherapeutischen Dialog verändert sich wie von selbst die sprachliche Ausdrucksweise [...]“ (ebda. 2005, 181).

Voraussetzung für diesen spiralförmigen erkenntniserzeugenden Vorgang ist, dass der bildliche Eindruck in der Anschauung des Betrachters zum einen als Einzelnes und zum anderen als Ganzes gehalten bleibt, sodass sich fortwährend aus dem intuitiven Einsehen das kognitive Schema herausbildet und anpasst, wodurch gleichzeitig das gegenwärtig Einsehbare tieferführend erkundet und genauer sprachlich erfasst wird. Mit anderen Worten: Erst in enger Verbindung und Wechselwirkung zwischen intuitivem Einsehen und diskursivem Erschließen ergeben sich neue wesentliche Erkenntnisse für den Zeichner aus seinem Resonanzbild. Dabei scheint dieser Vorgang in Beratungsprozessen durch das „Zutun“ des Beraters in Form von Fragen oder Beschreibungen im Dialog mit dem Klienten tiefergehend zu führen, als wenn der Klient sein Bild bloß selbst betrachtet und beschreibt. Hier könnten sprachliche Impulse des Beraters als digitale Interventionen dienen, die als „Perturbationen“ rigide und relativ stabile Vorstellungen, Beschreibungen oder Bedeutungen des Klienten irritieren und eine andere Sichtweise eröffnen.

Für Schmeer sind Bild und Sprache in der therapeutischen Praxis gleichwertig, wobei ein Bild sich nicht in Sprache „zwingen“ lässt. Spontan gemalte Bilder sind meist Illustrationen aktueller Gedanken, Empfindungen oder Situationen und insofern eine Art visueller Sprache. In der therapeutischen Praxis bedürfen Bilder der Erläuterung, Entschlüsselung und Deutung – und zwar vorwiegend in der Art und Weise, dass der Patient über sein Bild erzählt. So werden auf dem direkten Weg über das Bild und aus dem Bild heraus wesentliche Erkenntnisse über die gemeinte Situation und über den weiteren Verlauf der Therapie erschlossen (vgl. ebda. 2005, 189f.).

Schmeer betont in dem Interview wiederholt, wie wichtig die sprachliche Kommentierung der Resonanzbilder durch die Patienten selbst ist. Auch nur kleine Deutungsversuche seitens der Therapeuten sollten immer mit den eigenen Beschreibungen seitens des Patienten einhergehen und lediglich als Angebote dargeboten werden. Bei den Äußerungen der Patienten sollten die Therapeuten genau zuhören, so dass sich „das Feld an Informationen beim zuhörenden Therapeuten aufbaut“ (ebda. 2016, Interview siehe Anhang, B II.1).

Letztendlich betrachtet Schmeer die Verbindung und Wechselwirkung zwischen analogem Ausdruck und sprachlicher Beschreibung für den menschlichen Erkenntnisvorgang als wesentlich, wobei der Maler bzw. Zeichner selbst sein Bild aus der Betrachtung sprachlich erfassen sollte. Dabei lässt sich das für den Betrachter intuitiv Einsehbare im sinnlichen Eindruck nicht gänzlich durch Sprache zum Ausdruck bringen. Es scheint immer eine Spur von etwas nicht in Sprache Erfasstem zu bleiben, das gedanklich unbegreiflich und unvermittelt bleibt und vielmehr unmittelbar auf der psychischen Ebene erfahren wird.

Diese Annahme würde dem Ansatz autopoietischer Systeme insofern entsprechen, als die Ebenen der Nerventätigkeit, Erfahrung und Beschreibung als voneinander unabhängige strukturell gekoppelte autonome Einheiten gelten, die sich zwar wechselseitig durch Perturbationen beeinflussen, jedoch nicht die Zustände der jeweiligen anderen Ebenen bestimmen können. Vor diesem Hintergrund ist theoretisch nachvollziehbar, dass das auf der psychischen Ebene in der sinnlichen Anschauung in Erscheinung tretende sichtbar Analoge strukturdeterminiert intuitiv eingesehen und kognitiv-emotional und körperlich erlebt wird, wobei dieses Erleben die sprachliche Ebene der Beschreibung als Perturbation beeinflusst. Diese Perturbationen werden auf der sprachlichen Ebene wiederum strukturdeterminiert verarbeitet, und zwar in Form von Einheiten aus derzeit zur Verfügung stehenden sprachlichen Unterscheidungen und Begriffen. Diese Einheiten gelten als in Sprache übersetzte Erlebnisse und Erfahrungen eines Beobachters, sind jedoch nicht die Erfahrungen an sich.

In diesem Zusammenhang könnte auch der von Schmeer verwendete Begriff der „höheren Bewusstheit“ durch Sprache insofern verstanden werden, dass erst durch sprachliche Beschreibungen für den jeweiligen Beobachter Erlebnisse und

Erfahrungen vermittelbarer und somit bewusster werden. Da es sich dabei um voneinander unabhängige autonome Ebenen mit unterschiedlichen Elementen handelt, wird es unmöglich bleiben, die psychische Ebene durch die sprachliche Ebene gänzlich zu erfassen. Der Beobachter bleibt in seinen sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten beschränkt.

3.3.5 Das Initialbild und das Resonanzbild miteinander verbinden

Wie oben in Kapitel 3.2.2 beschrieben, besteht beim Vorgehen in der Resonanzbildmethode als siebenter Schritt die Möglichkeit, mit dem Initialbild und Resonanzbild desselben Teilnehmers weiterzuarbeiten. Hier betrachtet der Teilnehmer seine beiden Bilder in Beziehung zueinander, um diese selbst sinn- und bedeutungsvoll miteinander zu verbinden. Auf diese Weise sind zunächst die individuellen Erkenntnisprozesse des Teilnehmers unabhängig von den Einflüssen und Fähigkeiten des Gruppenleiters gefragt. Dabei steht die selbstregulierende Veränderung vom eigenen Erleben bzw. der subjektiven Wirklichkeit bezogen auf das Thema im Initialbild im Vordergrund.

Folgendes Beispiel in Abbildung 20 veranschaulicht die Beziehungen zwischen Initialbild und Resonanzbild der Teilnehmerin C:

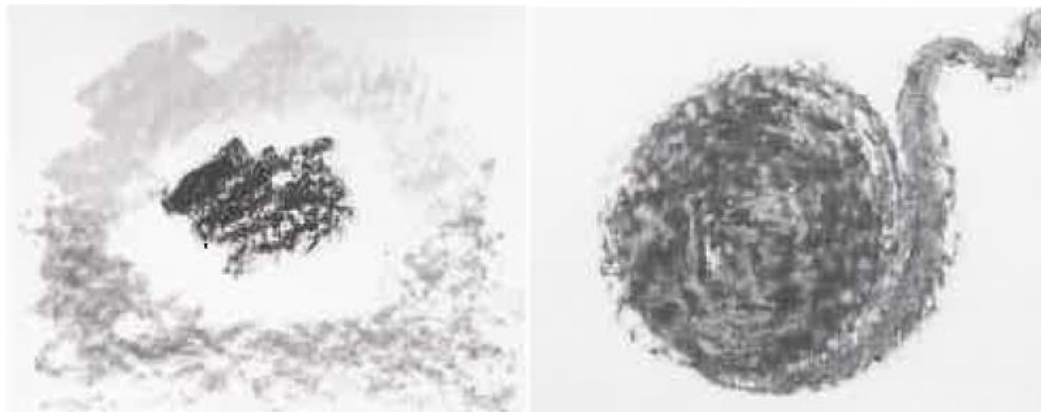


Abbildung 20 Das Initialbild und Resonanzbild von Teilnehmerin C

Quelle: Schmeer 2003, 81

Das linke Bild ist das Initialbild mit dem Kommentar der Teilnehmerin C: „Still und gedrückt“. Das rechte Bild ist das Resonanzbild mit dem Kommentar der Teilnehmerin C:

„Hinaus ins Leben“. Das Resonanzbild der Teilnehmerin C bezieht sich auf das Initialbild von Teilnehmerin A (siehe Abbildung 13 oben Kapitel 3.2.2).

Kommentar zu den Bildern von Gisela Schmeer: Das Initialbild der Teilnehmerin C zeigt ein dunkles Gebilde, von hellen Farben eingeschlossen. Im Resonanzbild der Teilnehmerin C scheint sich etwas wie ein Knäuel aufzutrieseln. Es gibt keine farbliche Polarisierung mehr zwischen innen und außen. Stattdessen taucht eine neue Farbe auf. Grün. Teilnehmerin C sagt dazu: „Das wunderschöne Grün will investiert sein“ (vgl. Schmeer 2003, 80).

Welche Erkenntnisprozesse geschehen, wenn der Teilnehmer sein Initialbild und Resonanzbild zusammenführt und betrachtet? Wie können diese Vorgänge theoretisch beschrieben und weiterführend fundiert werden?

Schmeer sagt im Interview, dass durch das Zusammenführen das „System“ erweitert wird und dies eine „ungeheuerliche“ Wirkung hat (vgl. ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, III.10). Weiter beschreibt sie den Vorgang wie folgt:

„Erst scheint es so, als seien eben statt eines Bildes zwei da (Veränderung der Zahl). Aber sobald man als Therapeut dazu anregt, einen eventuellen Zusammenhang zu sehen bzw. zu finden, wird ein unglaubliches Assoziationsfeld aktiviert. [...]. Dann kommt erst Verwirrung und dann das Eigentliche, was sie aber gar nicht geplant haben. So ist es hier auch. Sie haben keinen Zusammenhang gesehen zwischen sich und dem Resonanzbild und jetzt plötzlich wird das mit dem Initialbild assoziiert. Ein aufgewühlter, begrenzt kontrollierbarer Prozess. Das tiefere Angesprochensein durch das Resonanzbild kommt wieder ins Spiel und wird in Verbindung gebracht mit dem Initialbild“ (Schmeer 2016, Interview siehe Anhang B, III.10).

Demnach scheint es zunächst geboten zu sein, dass der Gruppenleiter die Teilnehmer ausdrücklich auffordert, einen möglichen Zusammenhang zwischen dem Initialbild und dem Resonanzbild selbst einzusehen bzw. zu erkennen. Mit anderen Worten: Die Teilnehmer werden in der Regel erst durch den Gruppenleiter zu der „Idee“ hingeführt, dass zwischen den beiden Bildern Verbindungen bestehen könnten. Insofern wird der Suchprozess durch den Gruppenleiter hervorgerufen, wodurch in der Betrachtung der beiden Bilder sich für den Teilnehmer plötzlich ein neuartiges und erweitertes „Assoziationsfeld“ vor Augen eröffnet. Offenbar löst die Suche nach möglichen Zusammenhängen oder Verbindungen zwischen Initialbild und dem Resonanzbild bei den Teilnehmern Verwirrung und einen „aufwühlenden“ Prozess aus, aus welchem das „Eigentliche“ unerwartet auftaucht. Anscheinend sind für den Teilnehmer sowohl sein Erleben als auch die Einsichten oder Erkenntnisse aus diesem neuem

Assoziationsfeld nicht kontrollierbar, sodass diese Vorgänge eher wie von selbst reguliert geschehen. Dabei kann die Suche nach Verbindungen durch den Gruppenleiter unterstützt werden oder durch den Teilnehmer selbst erfolgen (Schmeer 2016, Interview siehe Anhang B, III.10). Gerade diese zweite Variante wird hier weiterführend untersucht, da diese dem selbstregulierenden Erkenntnisgewinn der Teilnehmer am ehesten entspricht.

Hier ergeben sich folgende Fragen: Was geschieht konkret bei diesem Vorgang des Verbindens von Initialbild und Resonanzbild? Und: Wie kann der Begriff „Assoziationsfeld“ in diesem Zusammenhang genauer bestimmt werden?

Um diese Fragen zu beantworten, werden zunächst die beiden Bilder ein weiteres Mal einzeln und unabhängig voneinander betrachtet:

Auf der einen Seite bildet das Initialbild die mehr oder weniger bewussten vergegenwärtigten Vorstellungen von einem Thema ab und damit verbunden die entsprechenden Kenntnisse, Begriffe oder Annahmen. Im Grunde werden durch das Initialbild das „Dingartige“ bzw. die Besonderheiten des mit dem Thema verbundenen kognitiven Schemas analog zum Ausdruck gebracht. Indessen fließt auch das aktuelle psychische Erleben des Malers aus der gegebenen Gruppensituation in das Initialbild ein. So können in dem Initialbild zum einen die inneren Vorstellungen zur „Realsituation“ analog zum Vorschein kommen und zum anderen auch Spuren von aktuellen Bedürfnissen oder Absichten des Malers sichtbar werden (siehe oben Kapitel 3.3.1).

Das Initialbild kann insofern als „Assoziationsfeld“ bezeichnet werden, als beim Betrachten der bildliche Eindruck sich augenblicklich mit gegenwärtig entsprechenden Vorstellungen, Kenntnissen, Begriffen oder Annahmen verbindet. Mit anderen Worten: Das in der bildlichen Anschauung erscheinende Initialbild verknüpft sich mit einem entsprechenden kognitiven Schema des Wahrnehmenden. Dabei erscheint das Wahrgenommene bzw. das Thema des Teilnehmers im Initialbild durch das hervorgebrachte kognitive Schema sinn- und bedeutungsvoll und beeinflusst somit das gegenwärtige kognitiv-emotionale und körperliche Erleben (siehe oben Kapitel 2.3.7). Im Verständnis der Synergetik kann sich das kognitive Schema in Verbindung mit dem vor Augen geführten

Initialbild als relativ stabile dynamische Ordnung und somit als „Attraktor“ bzw. „Sinn-Attraktor“ des Themas herausbilden (siehe oben Kapitel 2.8.1).

Auf der anderen Seite wird durch das Resonanzbild die bildliche Vorstellung analog zum Ausdruck gebracht, die der Zeichner mit einem selbst ausgewählten Inhalt, Aspekt oder Ausschnitt aus dem Initialbild eines anderen Teilnehmers verbindet. Insofern werden Resonanzbilder als „Abbildungen von Vorstellungen“ verstanden, die mit dem bildlichen Eindruck des auslösenden Inhalts gegenwärtig verknüpft sind bzw. resonieren. Dabei werden im Resonanzbild stets Vorstellungen als „subjektive psychische Realität“ und als Ergebnis der psychischen „Eigengesetzlichkeit“ analog nach außen sichtbar. So gesehen weist das Resonanzbild immer auf etwas dem Zeichner „Eigenes“ hin (siehe oben Kapitel 3.3.2). Die Auswahl eines Inhaltes aus den verschiedenen Initialbildern der anderen Teilnehmer und die weitere Verbindung mit einer bildlichen Vorstellung zur Resonanz können als *gezielt für die Entwicklung bzw. Förderung des Wahrnehmenden* verstanden werden. Mit anderen Worten: Durch das Resonanzbild wird vermittelt über die bildliche Vorstellung analog zum Ausdruck gebracht, welche Bedeutung der ausgewählte Inhalt für die Entwicklung bzw. Förderung des Zeichners hat. Dabei wirkt die mit dem ausgewählten Inhalt verbundene bildliche Vorstellung als „Attraktor“, der für einen Moment die erlebte Wirklichkeit sinn- und bedeutungsvoll ordnet und stabilisiert. Scheinbar wird durch den analogen Ausdruck der Vorstellung im Resonanzbild der „Attraktor“ äußerlich verankert, wodurch beim erneuten Betrachten das mit dem bildlichen Eindruck gegenwärtig verbundene Erleben hervorgerufen und weiter erkundet werden kann (siehe oben Kapitel 3.3.3). Erst in enger Verbindung und Wechselwirkung zwischen intuitivem bildlichen Einsehen und diskursivem sprachlichen Erschließen ergeben sich neue wesentliche Einsichten und Erkenntnisse für den Zeichner aus seinem Resonanzbild. Je nach Intensität der Erkundung können sich hieraus relativ stabile Vorstellungen, Beschreibungen oder Bedeutungen über das Resonanzbild herausbilden und sich somit als relativ stabiles kognitives Schema beim Zeichner festigen (siehe oben Kapitel 3.3.4).

In der Gesamtbetrachtung werden durch das Verbinden von Initialbild und Resonanzbild im bildlichen Eindruck zwei jeweils relativ stabile kognitive

Schemata als „Attraktoren“ augenblicklich zueinander in Beziehung gesehen, wobei zuerst jeder Attraktor seine eigene sinn- und bedeutungsvolle Wirklichkeit und das damit verbundene Erleben hervorbringt:

Einerseits verknüpft sich augenblicklich das in der bildlichen Anschauung erscheinende Initialbild mit einem entsprechenden kognitiven Schema und wirkt je nach Bedeutung auf das gegenwärtige kognitiv-emotionale und körperliche Erleben. Und andererseits verknüpft sich das in der bildlichen Anschauung erscheinende Resonanzbild mit einem entsprechenden kognitiven Schema und wirkt je nach Bedeutung auf das gegenwärtige kognitiv-emotionale und körperliche Erleben.

Im Verständnis der Synergetik kann hier von zwei relativ stabilen Ordnungen bzw. Attraktoren gesprochen werden, die die jeweiligen bildlichen Eindrücke sinn- und bedeutungsvoll ordnen. Indessen scheint der Teilnehmer durch das Resonanzbild „tiefer angesprochen“ zu sein (Schmeer 2016, Interview siehe Anhang B, III.10), sodass der darauf bezogene Attraktor stabiler und gefestigter sein könnte.

In Anbetracht der beiden Bilder und der möglichen Verbindungen ergibt sich ein erweitertes „Assoziationsfeld“, das auf dem ersten Blick ungeordnet bzw. wenig sinn- und bedeutungsvoll erscheint und insofern „verwirrend“ wirkt. Dabei wird nach Schmeer vor allem die Ordnung über das Initialbild durch das neue „Feld“ erheblich irritiert bzw. gestört.

„Das Assoziationsfeld um das Initialbild wird aufgebrochen, irritiert, weil jetzt ein neues Assoziationsfeld kommt. Das macht das Feld, nicht er allein, oder ich allein oder die Bilder allein“ (ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, III.12).

Mit anderen Worten: Die relativ stabile sinn- und bedeutungsvolle Ordnung des Themas im Initialbild wird mit dem „tieferen Angeschensein“ durch das Resonanzbild in Verbindung gebracht und „irritiert“. Insofern wirkt das Resonanzbild als äußerer „Anstoß“ oder „Impuls“ auf die bisherige relativ stabile kognitive Ordnung von dem Initialbild und kann in diesem Sinne als Intervention bezeichnet werden (siehe oben Kapitel 3.1.1).

Aller Voraussicht nach entwickelt sich aus dem erweiterten Assoziationsfeld um das Initialbild eine neue kognitive Ordnung von dem Thema des Teilnehmers, die aus dieser veränderten Sichtweise als passend gesehen und erlebt wird. Offensichtlich handelt es sich hier um einen selbstregulierten Übergang von einer relativ stabilen Ordnung in einen anderen Ordnungszustand des psychischen Systems. Wie lässt sich dieses Geschehen weiterführend theoretisch beschreiben und begründen?

Hierfür lohnt es sich, erneut einen Blick auf die Ausführungen zur Synergetik zu werfen: Vertreter der Synergetik beschreiben Veränderungen in psychischen Systemen allgemein als „Ordnungsübergänge“. Dabei kann sich die Bewegung aus einem bisher relativ stabilen Attraktor durch schnelle Verhaltens- und Stimmungswechsel zeigen, sie wird häufig durch Emotionen wie Ängste und Unsicherheiten begleitet. Gerade in der Phase des Übergangs, in welchem noch keine neue sinn- und bedeutungsvolle Ordnung hervorgebracht wurde, fühlen sich die Menschen verunsichert und verwirrt: Eine relative stabile sinn- und bedeutungsvolle Sichtweise auf Objekte oder Ereignisse geht verloren, wodurch sich gleichzeitig der Raum möglicher Bedeutungen, Bewertungen und damit verbundener Lösungen erheblich erweitert („bedrohliche Instabilität“). Die Wirklichkeit erscheint plötzlich vielschichtiger und mehrdeutiger und nicht mehr als geordnet und eindeutig. Durch konkretes Erproben von Bedeutungen und Lösungen kann ein neuer Sinn-Attraktor als relativ stabile dynamische Ordnung hervorgehen, der als passend oder mit Worten von Glasersfeld als „viabel“ erlebt wird. In Anlehnung an Piaget können Ordnungsübergänge in psychischen Systemen als Akkommodation bezeichnet werden: als Anpassung kognitiver Schemata an wahrgenommene Objekte und Ereignisse in der Erlebniswelt (siehe oben Kapitel 2.8.3).

Dementsprechend kann das Verbinden von Initialbild und Resonanzbild zu einem erweiterten Assoziationsfeld als Ordnungsübergang im Verständnis der Synergetik beschrieben und theoretisch weiterführend fundiert werden.

Insgesamt geschieht durch das Verbinden der beiden Bilder ein „Aufbrechen“ des Assoziationsfeldes um das Initialbild und somit eine plötzliche Veränderung bzw. Erweiterung der bisherigen Sichtweise des Teilnehmers auf sein Thema. Aus

dieser veränderten Sichtweise bildet sich eine neue sinn- und bedeutungsvolle Ordnung bzw. ein angepasstes kognitives Schema heraus: Die bisher vorherrschenden „Prämissen“ bzw. Annahmen, Kenntnisse und Vorstellungen über das Thema erscheinen nicht mehr als gangbar bzw. „viabel“, sodass diese sich der erweiterten Sichtweise anpassen.

Insofern kann durch das Verbinden von Initialbild und Resonanzbild zum einem erweiterten Assoziationsfeld in Anlehnung an Watzlawick et al. ein Wandel zweiter Ordnung ausgelöst werden: eine diskontinuierliche und qualitative Veränderung, die eine „Umstrukturierung des Systems“ beinhaltet (siehe oben Kapitel 2.4.2). In diesem Fall hier wird durch eine plötzliche Erweiterung der Sichtweise auf das Thema das damit verbundene kognitive Schema umfassend verändert bzw. „umstrukturiert“. Aus dieser erweiterten Sicht- und Denkweise können sich überraschend neuartige Lösungen ergeben, die vorher weder erblickt noch erdacht werden konnten und in diesem Sinne als Lösungen zweiter Ordnung gelten (siehe oben Kapitel 2.4.1).

An dieser Stelle drängt sich die Frage auf, was die Teilnehmer durch die Veränderung der Sichtweise einsehen bzw. erkennen können?

Schmeer sagt im Interview, dass zum Beispiel der Teilnehmer erkennen könnte, dass sein eigentliches Lebensthema nicht in seinem Initialbild, sondern im Resonanzbild ausgedrückt ist. Oder der Teilnehmer könnte sein Thema im Initialbild plötzlich neu sehen und es in einen Systemzusammenhang setzen, wodurch der Schwerpunkt oder die Bedeutung sich verändert (vgl. ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, III.12). An anderer Stelle sagt Schmeer, dass durch das erweiterte Assoziationsfeld der Teilnehmer auch Zugang zu abgespaltenen Lebensthemen Aha-Erlebnisse oder Einfälle erfahren könnte, etwas Vergessenes auftaucht oder unerwartete Zusammenhänge sichtbar werden (vgl. ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, IV.1). Weiter führt sie aus, dass der Teilnehmer erkennt, was er eigentlich braucht, was er verloren und nie betrauert hat. Er erkennt, was er versäumt hat, was er nachholen und anpacken sollte. Erinnert sich – wehmütig oder glücklich (vgl. ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, IV.2). Wörtlich sagt sie: „Alles wird aufgebrochen, wie wenn man in ein Wespennest sticht“ (ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, IV.2).

Dementsprechend können für den Teilnehmer die Veränderungen auf psychischer Ebene inhaltlich vielfältig, umfassend und emotional tiefgreifend sein. Schmeer sagt selbst, dass sich die Veränderungen sowohl auf der Gefühlsebene als auch auf der Erkenntnisebene ereignen (vgl. ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, IV.2).

Wie lässt sich der Vorgang dieser Veränderungen weiterführend und genauer beschreiben? Und: Wie werden diese Veränderungen ausgelöst?

Zunächst kann gesagt werden, dass die Anpassung des kognitiven Schemas durch erkannte und bedeutsame Unterschiede oder Entwicklungen geschieht, die sich aus dem Vergleich zum sichtbaren erweiterten Assoziationsfeld herausbilden. Oder in Anlehnung an Bateson durch Information: durch deutliche und bedeutsame Unterschiede, die vom wahrnehmenden Organismus sinnesbezogen gebildet und erkannt werden. Nach Bateson reagiert der Wahrnehmende entweder auf einen erkannten Unterschied zwischen den Werten oder Eigenschaften zweier Teile oder auf eine Veränderung der Werte oder Eigenschaften von einem Teil zum Zeitpunkt 1 und demselben Teil zum Zeitpunkt 2. Der Wahrnehmende reagiert auf die Beziehung zwischen diesen zwei Werten oder Eigenschaften, auf den Unterschied bzw. auf die Veränderung oder Entwicklung (siehe oben Kapitel 2.4.3).

Beim Betrachten der Beziehungen bzw. Verbindungen von Initial- und Resonanzbild reagiert der Teilnehmer auf zwei Ebenen: zum einen auf sensorischer Ebene auf sichtbare Unterschiede zwischen dem Initial- und Resonanzbild und zum anderen daraus folgend auf kognitiver Ebene auf eingesehene und erkannte Unterschiede zum gegenwärtigen kognitiven Schema bezogen auf sein Thema im Initialbild. Oder als Frage formuliert: Welchen Unterschied machen die sichtbaren und wahrgenommenen Unterschiede und Entwicklungen zum gegenwärtigen kognitiven Schema? Zum Beispiel könnte der Teilnehmer in seinem Assoziationsfeld auf sensorischer Ebene Entwicklungen vom Initialbild zum Resonanzbild von „geschlossen“ zu „offen“, von „statisch“ zu „dynamisch“ oder von „eckig“ zu „rund“ sehen und erkennen. Auf kognitiver Ebene stellt sich die Frage, welche Unterschiede der Teilnehmer aus diesen Entwicklungen wie zum Beispiel „offen“, „dynamisch“ oder „rund“ zu seinen

Kenntnissen, Annahmen oder Vorstellungen über Objekte oder Ereignisse im Thema einsehen und erkennen kann. Somit steht das gegenwärtige kognitive Schema plötzlich im Vergleich zu den im bildlichen Eindruck sinnlich erfassten Unterschieden und Entwicklungen im erweiterten Assoziationsfeld. Indessen ist für eine Anpassung kognitiver Schemata entscheidend, welche Bedeutung der Wahrnehmende aus seiner derzeitigen Sichtweise dem erkannten Unterschied bzw. der Veränderung oder Entwicklung zuschreibt und wie er diese Bedeutung emotional erlebt (siehe oben Kapitel 2.4.3).

So gesehen löst das Verbinden von Initialbild und Resonanzbild einen Ordnungsübergang beim Teilnehmer aus, indem das bisherige stabile kognitive Schema des Themas im Initialbild durch Informationen irritiert wird. Beim Betrachten beider Bilder erscheint durch erkannte und bedeutsame Unterschiede oder Entwicklungen das bisherige kognitive Schema nicht mehr als passend, sodass plötzlich das Thema sich als vielschichtiger und mehrdeutiger in der Wahrnehmung eröffnet. Oder in Anlehnung an Piaget: Die Informationen aus der Betrachtung der Verbindungen beider Bilder lassen sich überwiegend nicht in das bisherige kognitive Schema von dem Thema assimilieren, sodass das kognitive Schema sich vielmehr diesem erweiterten Assoziationsfeld anpasst (siehe oben Kapitel 2.3.5).

Dabei stellt sich die Frage: Welche Unterschiede oder Entwicklungen werden zwischen Initialbild und Resonanzbild üblicherweise auf sensorischer Ebene sichtbar? Oder: An welchen Merkmalen und Eigenschaften werden Unterschiede und Entwicklungen zwischen dem Initialbild und dem Resonanzbild sichtbar? Im Grunde geht es um die Frage: Welche Informationen kann der Teilnehmer für die förderliche Entwicklung seines Themas aus dem bildlichen Eindruck des erweiterten Assoziationsfeldes einsehen und erkennen?

Schmeer listet einige Merkmale und Eigenschaften auf, an welchen die Entwicklung des Resonanzbildes im Vergleich zum Initialbild sichtbar werden kann (ebda. 2006, 117):

- etwas Störendes wird wegelassen
- etwas Neues kommt hinzu
- etwas Starres wird dynamisch
- etwas Eingefrorenes wird aufgetaut
- etwas Labiles wird stabil
- etwas Mächtiges wird verkleinert
- etwas Unscheinbares wird vergrößert
- etwas Farbloses wird farbig
- etwas Grelles wird blass
- Bildelemente sind umgruppiert
- Veränderung der eigenen Position im Bildraum
- wo erst keine Beziehung war, taucht Beziehung auf
- wo Beziehung war, tritt Distanz auf
- was abstrakt war, wird konkret
- was konkret war, wird abstrahiert, verallgemeinert
- was geschlossen war, wird geöffnet
- was offen war, wird geschlossen
- was abgeschnitten war, wird vollkommen
- Umschwung ins Symbolhafte, Überpersönliche

Folgende Abbildung 21 veranschaulicht ein weiteres Mal mögliche Unterschiede und Entwicklungen des Resonanzbildes im Vergleich zum Initialbild am Beispiel der Teilnehmerin D:

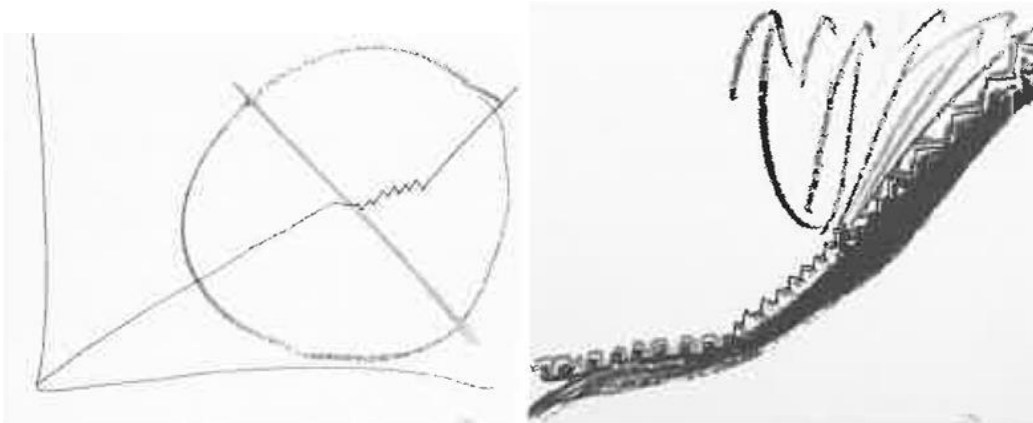


Abbildung 21 Das Initialbild und Resonanzbild von Teilnehmerin D

Quelle: Schmeer 2003, 99

Das linke Bild ist das Initialbild mit dem Kommentar der Teilnehmerin D: „Spannende Strecken“. Das rechte Bild ist das Resonanzbild mit dem Kommentar der Teilnehmerin

D: „Neue Gipfel“. Das Resonanzbild der Teilnehmerin D bezieht sich auf das Initialbild von Teilnehmer B (siehe Abbildung 16 oben Kapitel 3.3.1).

Kommentar zu den Bildern von Gisela Schmeer: Teilnehmerin D erläutert, dass durch das Initialbild von Teilnehmer B sich ihre Perspektive erweitert hat. Teilnehmerin D zeigt im Vergleich von Initial- und Resonanzbild eine Art Explosion von Kraft und Farbe. Die Teilnehmerin D greift in ihrem Resonanzbild die expansive Dynamik auf, die dem Teilnehmer B in seinem Initialbild fehlt: Ein unbewusstes Angebot für sich selbst und den Teilnehmer B (vgl. ebda. 2003, 98).

Nach dem bisher Gesagten würden diese wahrnehmbaren Unterschiede oder Entwicklungen zwischen dem Initialbild und Resonanzbild als „Anstoß“, oder „Impuls“ dienen, die das gegenwärtige kognitive Schema im Sinne einer förderlichen Entwicklung „irritieren“ bzw. verändern könnten.

Laut Glasersfeld wirken Informationen als subjektiv erkennbare Unterschiede, die das Ergebnis eines Vergleichs zwischen dem Wahrnehmbaren in der Erlebniswelt und dem kognitivem Konstrukt bzw. Schema sind. Indessen werden die Unterschiede durch den Wahrnehmenden nach selbstgewählten Merkmalen bzw. Eigenschaften und nach eigenen Kriterien der Bewertung gebildet. Je nachdem wie deutlich und bedeutsam Unterschiede von dem jeweiligen Menschen in seiner Erlebniswelt gebildet und sinnesbezogen wahrgenommen werden, können diese Unterschiede Anpassungen – oder in Anlehnung an Piaget Akkommodation – in dem hervorgebrachten kognitiven Schema bewirken (siehe oben Kapitel 2.3.5).

Das würde heißen, dass der Teilnehmer beim gleichzeitigen Betrachten seines Initialbildes und Resonanzbildes im bildlichen Eindruck für ihn bedeutsame Unterschiede oder Entwicklungen zwischen diesen beiden Bildern in Merkmalen und Eigenschaften erkennt, wobei je nach Bedeutung diese Unterschiede das vorhandene kognitive Schema von dem Thema im Initialbild anpassen. Dabei scheint es für den Teilnehmer – auch wenn nicht bewusst – wesentlich zu sein, wie bedeutsam die erkannten Unterschiede für eine positive persönliche Entwicklung sind. Demnach könnte auch davon ausgegangen werden, dass dem Teilnehmer insbesondere nach diesem „Kriterium“ bzw. im „Dienste“ seiner persönlichen Entwicklung Unterschiede in Merkmalen und Eigenschaften zwischen dem Initial- und Resonanzbild augenfällig werden. Oder anders formuliert: Der Teilnehmer erkundet, sichtet und bewertet Unterschiede in Merkmalen und Eigenschaften zwischen dem Initial- und dem Resonanzbild nach

dem Kriterium, ob diese für eine positive persönliche Entwicklung bezogen auf sein Thema bedeutsam sind. Hier sei noch anzumerken, dass unterdessen sein eigentliches persönliches Thema plötzlich im Resonanzbild sichtbar werden kann.

Genau diese im bildlichen Eindruck zunächst analog und später „wörtlich“ bzw. in Sprache übersetzten eingesehenen Eigenschaften und Kriterien scheinen für den Teilnehmer wesentlich zu sein. Offensichtlich werden diese Unterschiede und Entwicklungen und deren Bedeutung im ersten Augenblick vielmehr intuitiv bildlich eingesehen und kognitiv-emotional und körperlich erlebt als diskursiv sprachlich erschlossen und erfasst.

Offenbar führt dieser Vorgang beim Teilnehmer insgesamt zur Perspektivänderung, Neubewertung und Hinterfragung des bisher „Selbstverständlichen“ oder zur Ermöglichung anderer Sichtweisen auf sein Thema oder zum Bewusstwerden wesentlicher Themen. In diesem Sinne kann auch im Verständnis von Vertretern der Synergetik das Resonanzbild als Intervention bezeichnet werden (siehe oben Kapitel 2.8.3). Zur Untermauerung dessen sei ferner darauf verwiesen, dass Strunk und Schiepek als maßgebliche Vertreter der Synergetik fordern, dass Interventionen neue, bisher unbekannte Perspektiven eröffnen sollen und dass allgemein die Perspektivenerweiterung als Leitlinie für Interventionen gelten soll (siehe oben Kapitel 2.4.3).

Hier sei wiederholt darauf hingewiesen, dass die Wirkung von Interventionen vor allem durch das emotionale Erleben der Bedeutung von erkannten Unterschieden oder Entwicklungen beeinflusst wird. Das heißt: Für die Wirkung der Verbindung von Initial- und Resonanzbild ist das Ausmaß entscheidend, wie der Teilnehmer die Bedeutung der erkannten Unterschiede oder Entwicklungen emotional erlebt. Oder anders und als Frage formuliert: Wie erlebt der Teilnehmer emotional die Bedeutung der erkannten Unterschiede oder Entwicklungen zwischen seinem Initial- und Resonanzbild für eine positive Entwicklung seines Themas?

Vor dem Hintergrund der Synergetik würden demnach aus den unzähligen Sinnesempfindungen, Informationen und möglichen Bedeutungen auf der mikroskopischen Ebene psychischer Systeme die Bedeutung und damit verbunden das kognitive Schema sich als Ordner bzw. als Sinn-Attraktor auf der

makroskopischen Ebene augenblicklich selbstreguliert herausbilden, welches für die persönliche Entwicklung als positiv erlebt wird (siehe Abbildung 8 oben Kapitel 2.8.4).

Hier könnte der Gruppenleiter durch weitere Interventionen wie Fragen oder Kommentare beim Teilnehmer das Erkunden und Erkennen in einer spiralförmigen Bewegung zwischen analogem bildlichen Eindruck und sprachlicher Beschreibung weiter anregen (siehe oben Kapitel 3.3.4). Zudem könnte der Gruppenleiter aus seiner Wahrnehmung erkannte Unterschiede und Entwicklungen in dem Assoziationsfeld aufzeigen und benennen, die in dieser Form als weiterer „Anstoß“ oder „Impuls“ dienen.

Schmeer weist an mehreren Stellen darauf hin, dass nach dem bildlichen Eindruck und dem intuitiven Einsehen weitere Erkundungen und Klärungen erforderlich sein können, um konkrete Handlungen auf den Weg zu bringen:

„Ein [...] *Sprachbild*, ein *gemaltes Bild* und ein *Handlungsplan* sind dreierlei, und es darf nicht zu Verwechslungen kommen. Wenn es darum geht, in einem wesentlichen Lebensbereich Initiative zu ergreifen, kann das Bild nur ein bescheidener Anfang und *auf keinen Fall ein Ersatz für eine konkrete Handlung* sein. Die Handlungsvision braucht Verstärkung“ (ebda. 2003, 97).

Insgesamt eröffnen sich für das Thema durch das Verbinden von Initialbild und Resonanzbild und der damit verbundenen Veränderung bzw. Erweiterung der Sichtweise andere mögliche Bedeutungen. Mit anderen Worten: Durch das Verbinden von Initialbild und Resonanzbild zu einem erweiterten Assoziationsfeld erweitert sich augenblicklich der Bedeutungsrahmen, in welchem eingebettet das Thema eingesehen und mit einem kognitiven Schema erfasst wird.

Darüber hinaus könnte auch auf sprachlicher Ebene durch das Wort oder durch den Satz auf der Rückseite des Resonanzbildes die bisherige Sichtweise auf das Thema sich ändern, woraus sich andere mögliche Bedeutungen erschließen lassen. Hier scheint die sprachliche Beschreibung neben dem bildlichen Eindruck des erweiterten Assoziationsfeldes zusätzlich als „Anstoß“ oder „Impuls“ zu dienen, aus einer veränderten Sichtweise das kognitive Schema vom Thema zu irritieren, um dadurch andere Bedeutungen zu ermöglichen. Insofern kann das Verbinden

von Initial- und Resonanzbild als „Umdeutung“ bezeichnet werden (siehe oben Kapitel 2.4.4).

An dieser Stelle sei ein weiteres Mal betont, dass für Schmeer die durch das Resonanzbild analog zum Ausdruck gebrachte bildliche Vorstellung für die weitere persönliche Entwicklung des Zeichners bedeutsam ist (siehe oben Kapitel 3.3.2). So gesehen kann das Resonanzbild als Analogie für die förderliche persönliche Entwicklung betrachtet werden: Auf der einen Seite könnte aus einem Vergleich mit dem Initialbild diese Entwicklung hinsichtlich des darin gesehenen Themas erschlossen werden und auf der anderen Seite könnten im Resonanzbild selbst Hinweise oder Themen für die förderliche persönliche Entwicklung des Wahrnehmenden verborgen sein (siehe oben Kapitel 3.1.3).

Dabei scheint sich auch der sprachliche Kommentar auf der Rückseite des Resonanzbildes weniger auf die erlebte derzeitige Beschaffenheit des Themas zu beziehen, sondern vielmehr auf dessen mögliche Entwicklungen. Insofern wird der Bedeutungsrahmen des Themas im Initialbild sowohl durch das Verbinden mit dem bildlichen Eindruck als auch mit dem sprachlichen Kommentar des Resonanzbildes hinsichtlich möglicher förderlicher Entwicklungen erweitert.

Aus der Gesamtbetrachtung zusammengefasst kann das Verbinden von Initialbild mit dem Resonanzbild als Intervention bzw. als äußerer „Anstoß“, oder „Impuls“ bezeichnet werden mit der Absicht, aus der Erweiterung der Sichtweise das gegenwärtige kognitive Schema und damit verbunden das Erleben von Wirklichkeit zu verändern. Hier liegt es nahe, dass Lösungen, die sich aus dem erweiterten Assoziationsfeld ergeben, wie schon oben in diesem Kapitel angesprochen als Lösungen zweiter Ordnung bezeichnet werden können: überraschende und neuartige Lösungen, die aus der Veränderung der Sichtweise und dem damit verbundenen Wandel des kognitiven Schemas hervorgehen. Erst vor dem Hintergrund veränderter Kenntnisse, Annahmen, Begriffe oder Vorstellungen von der gemeinten Situation können sich neue Lösungen entwickeln, die bisher weder sichtbar noch denkbar gewesen sind (siehe oben Kapitel 2.4.1).

Anschließend könnten diese Lösungen entweder mit dem Gruppenleiter oder kollegial mit anderen Teilnehmern diskursiv weiter erschlossen und konkret ausgeformt werden, sodass auch innere (bildliche) Vorstellungen von der Umsetzung auf der Verhaltensebene entwickelt sind.

Im folgenden Kapitel wird der mögliche sprachliche Dialog zwischen Teilnehmer und Gruppenleiter über die Einsichten und Erkenntnisse aus der Verbindung des Initialbildes mit dem Resonanzbild auf der Grundlage systemischer Beratung aus Kapitel 2 theoretisch erläutert und fundiert.

3.3.6 Die Verbindungen zwischen Initialbild und Resonanzbild im Dialog besprechen

In dem vorangehenden Kapitel 3.3.5 wurde der Vorgang theoretisch begründet, wie der Teilnehmer beim gleichzeitigen Betrachten von seinem Initialbild und Resonanzbild diese beiden Bilder sinn- und bedeutungsvoll miteinander verbindet, wodurch er ohne Zutun des Gruppenleiters sich selbst Einsichten und Erkenntnisse über ein aktuelles Thema vor Augen führt. Plötzlich ist der Blick für bisher verborgene und unsichtbare Muster, Zusammenhänge oder Beziehungen, für andere Facetten oder Aspekte geöffnet. Die Sichtweise des Teilnehmers ist erweitert, wodurch neue Einsichten und Erkenntnisse gewonnen werden, die unmittelbar mit einer Veränderung des emotionalen Erlebens einhergehen. Aus dem Verbinden von Initialbild mit dem Resonanzbild verändert sich das gegenwärtige kognitive Schema und damit verbunden das Erleben von Wirklichkeit des Teilnehmers. Vor dem Hintergrund veränderter Kenntnisse, Annahmen, Begriffe oder Vorstellungen von der gemeinten Situation können sich neue Lösungen entwickeln.

Anschließend besteht die Möglichkeit, dass der Teilnehmer im Dialog mit dem Gruppenleiter sich sprachlich über seine Einsichten und Erkenntnisse sowie über mögliche Lösungen austauscht. In diesem Dialog erläutert der Teilnehmer zunächst seine erkannten Bedeutungen von Zeichen, Symbolen oder Farben auf den vorliegenden Bildern und seine Einsichten aus den Verbindungen zwischen Initial- und Resonanzbild. Derweil bespricht er seine (veränderte) Sichtweise auf das gemeinte Thema und die damit verbundene erlebte Wirklichkeit. Im weiteren

Verlauf entwickeln Gruppenleiter und Teilnehmer durch Interaktion eine gemeinsame Sichtweise mit gemeinsamen Bedeutungen. Dialogisch entsteht eine intersubjektive Wirklichkeit, die der Teilnehmer oder der Gruppenleiter isoliert voneinander jeweils einzeln nicht hätte erzeugen können. Hieraus können diskursiv Lösungen erschlossen und konkret ausgeformt werden, die vorher subjektiv nicht einsehbar oder denkbar gewesen sind.

Im Folgenden wird dieser dialogische Beratungsprozess auf den Grundlagen der systemtheoretischen Prinzipien aus Kapitel 2 sowie der Ausführungen über die Beziehungen zwischen sprachlicher und bildlicher Ebene aus Kapitel 3.3.4 erläutert und theoretisch fundiert.

Das Wort „Dialog“ heißt „Zwiegespräch“, „Wechselrede“ und wurde aus dem gleichbedeutenden französischen „dialogue“ entlehnt, das über lateinisch „dialogus“ auf griechisch „diálogos“ („Unterredung“, „Gespräch“) zurückgeht (vgl. Duden Herkunftswörterbuch 1997, 125).

Für die Deutsche Philosophie des 20. Jh. bedeutet nach Ritter und Gründer Dialog ein Gespräch, das durch wechselseitige Mitteilung jeder Art zu einem interpersonalen „Zwischen“, d.h. zu einem den Partnern gemeinsamen Sinnbestand führt (vgl. ebda. 1971, Bd. 2, 226).

Auch Brugger versteht mit Ritter und Gründer übereinstimmend Dialog im philosophischen Sprachgebrauch als eine wechselseitige Mitteilung zwischen Personen, die zu einem interpersonalen „Zwischen“ führt. Dabei ist dieses „Zwischen“ ein den Partnern streng gemeinsamer Sinnbestand, der nicht auf den Einzelnen allein rückführbar ist (vgl. Brugger 1976, 68).

Demnach wird Dialog als wechselseitiger Austausch zwischen Personen verstanden, aus welchem mit der Zeit ein „Zwischen“ als gemeinsamer „Sinnbestand“ entsteht. Dieser gemeinsame Sinnbestand ist nicht auf den Einzelnen allein rückführbar, sondern wird zwischen ihnen neu herausgebildet. Das heißt auch, dass die am Dialog beteiligten Personen diesen Sinnbestand

einzel und isoliert voneinander nicht hätten herleiten können. Dieser Austausch kann „jeder Art“ und somit digital- sprachlich oder auch analog-bildlich sein⁷³.

Wie kann das Phänomen des Dialoges auf der Grundlage der systemtheoretischen Prinzipien aus Kapitel 2 genauer ausgeführt werden? Dafür bietet sich vor allem der Ansatz autopoietischer Systeme und hier insbesondere das Prinzip der strukturellen Kopplung an.

Durch den Ansatz autopoietischer Systeme wurde das Verständnis von systemischer Beratung weitreichend beeinflusst. Insbesondere die Annahme, dass lebende Systeme sich durch Autonomie und hierbei durch operationale Geschlossenheit und Strukturdeterminiertheit auszeichnen, führte zu einer revolutionär anderen Sichtweise auf psychische und soziale Systeme und infolgedessen auf die Möglichkeiten, diese zu verändern: Die Wirkung von Kommunikation im Gegenüber kann nicht von außen verordnet oder bestimmt werden, sodass auch Veränderungen nicht voraussagbar, planbar oder steuerbar sind (siehe oben Kapitel 2.1 und Kapitel 2.6).

Vertreter systemischer Beratung gehen heute überwiegend davon aus, dass Veränderungen subjektiver Sichtweisen und Bedeutungen im Dialog zwischen Berater und Klienten durch gegenseitige Anregungen oder „Irritationen“ wechselseitig geschehen und dass im Verlauf dieser Interaktion sich die jeweiligen subjektiven Wirklichkeiten annähern. Grundlegend ist die Annahme, dass aus der Interaktion zwischen Menschen sich gemeinsame Bedeutungen, Sichtweisen und Wirklichkeiten „koevolutionär“ herausbilden (vgl. Schlippe/Schweitzer 2013).

Hier liegt ein wesentlicher Schlüssel für die Veränderung subjektiver Sichtweisen und Bedeutungen, wenn diese sich als unterschiedlich zu den im Dialog intersubjektiv hervorgebrachten Wirklichkeiten erwiesen. Diese Unterschiede zwischen subjektiver und sich gegenwärtig entfaltender intersubjektiver

⁷³ Zur Unterscheidung digitaler und analoger Formen menschlicher Kommunikation sowie das mit der jeweiligen Form verbundene diskursive und intuitive Erkennen siehe oben Kapitel 3.1.2.

Wirklichkeit könnten als Information wirken und somit als Intervention in dem oben in Kapitel 3.1.1 aufgeführten Verständnis.

Wie lässt sich nun das Erschaffen einer gemeinsamen Wirklichkeit im Dialog weiterführend theoretisch begründen?

Nach dem Ansatz der Autopoiese gleichen sich lebende Systeme durch aufeinander bezogene Interaktionen in ihren Strukturen fortwährend und wechselseitig an, wodurch sie mit der Zeit einen Bereich struktureller Übereinstimmung herstellen. Diese Sphäre struktureller Übereinstimmung gilt als gemeinsam erschaffener „konsensueller“ Bereich. In diesem Bereich haben die beteiligten Systeme gleiche strukturelle Zustände und interagieren in strenger, eindeutiger Übereinstimmung (siehe oben Kapitel 2.5.3).

Im zwischenmenschlichen Bereich basiert die strukturelle Kopplung auf wechselseitigen Kommunikationen zwischen Individuen, woraus im Laufe der Zeit ein gemeinsamer sprachlicher Bereich hervorgeht. In diesem zeitlich und räumlich begrenzten „konsensuellen Bereich“ erhält aus der „gemeinsamen Geschichte“ der wechselseitigen Angleichung von Bedeutungen die gezeigte und wahrgenommene Kommunikation eine gemeinsame Bedeutung. So bezieht Kommunikation seine Bedeutung immer nur in einem bestimmten sprachlichen Bereich bzw. Kontext, der zugleich durch die Kommunikationen der zugehörigen Personen erschaffen und fortwährend weiter angepasst wird (siehe oben Kapitel 2.5.3).

Dabei umfasst Kommunikation sowohl die gesprochene Sprache durch Worte als auch nonverbale analoge Formen wie Gestik und Mimik sowie analoge bildhafte Ausdrücke über Bilder (siehe oben Kapitel 2.5.3 und Kapitel 3.1.2).

Demnach schaffen Menschen durch aufeinander bezogene Kommunikationen einen zeitlich und räumlich begrenzten sprachlichen Bereich mit einer gemeinsam geteilten sinn- und bedeutungsvollen Wirklichkeit. Diese ist nicht feststehend, sondern wird durch die wechselseitige Interaktion laufend erzeugt und verändert (siehe oben Kapitel 2.6.2).

Mit anderen Worten: Aus den Kommunikationen der am Dialog beteiligten Personen geht fortlaufend ein „Zwischen“ mit einem gemeinsamen „Sinnbestand“ hervor, der wiederum die weiteren Kommunikationen genau in diesem Sinn bedeutungsvoll bestimmt.

Insofern kann Dialog als ein autopoietisches System betrachtet werden, in welchem die Einzelemente (Kommunikationen) in einem fortlaufenden Prozess von Wechselwirkungen eine Struktur (einen gemeinsamen Sinnbestand bzw. sprachlichen Bereich) hervorbringen, die wiederum die Einzelemente (Kommunikationen) bestimmt. Dieser Mechanismus ist dynamisch und rekursiv. Produzent und Produkt sind untrennbar miteinander verknüpft (siehe oben Kapitel 2.5.1).

Schmeer beschreibt das, was aus einem Dialog zwischen Therapeuten und Klienten entsteht, als „Feld“ (siehe oben 3.2.1). Dieses „Feld“ entspricht auch weitgehend dem hier aufgeführten Verständnis eines konsensuellen Bereiches als Ergebnis von struktureller Kopplung aus der Interaktion zwischen Menschen. Für diesen Zusammenhang sei wiederholt ein Abschnitt der Ausführungen von Schmeer über Feld aus dem Interview dargelegt:

„In das Feld kommen Informationen vom Klienten, vom Bild und von meinem Inneren. Eine Suspension entsteht, wenn sich zwei Essenzen, die sich nicht vertragen, mischen. Dann entsteht ein Schwebезustand (z. B. zwischen Öl und Wasser) und irgendwann mischt es sich. So ist es mit den Angeboten des Klienten und mit meiner Erfahrungsinformation [...].“ (ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, II.1).

Mit anderen Worten: In die Beratung bzw. in den Dialog fließen die Informationen des Klienten und die Erfahrungsinformationen des Therapeuten sowie den Informationen aus den vorliegenden Bildern ein. Indessen scheinen Klient und Therapeut zunächst in ihren Strukturen sehr unterschiedlich zu sein wie „Öl“ und „Wasser“, die sich im Laufe der Zeit mischen. Durch das Mischen beider „Essenzen“ wird ein gemeinsamer Bereich erschaffen, indem sich die jeweiligen Strukturen angleichen. Dieses aus Angleichen der Strukturen herausgebildete gemeinsame Feld könnte auch als „konsensueller Bereich“ in dem oben gemeinten Sinn bezeichnet werden.

In ihrem Buch „Ein Leben – eine Lehre“ verdeutlicht Schmeer, wie sich das „Feld“ zwischen Therapeuten und Klienten über wechselseitige verbale und nonverbale Annäherung langsam aufbaut:

„Meist bedarf es erst mal einiger Sekunden oder Minuten des Stillen Betrachtens, Zuhören und Lauschens, um ein Bild zu erfassen. Das ‚Feld‘ baut sich auf: Worte, die gesprochen werden, Worte die begonnen und nicht zu Ende gesprochen wurden, Bildelemente, die ins Auge stechen, blasse Gebilde am Bildrand, ein Zucken im Gesicht, eine kurze Verlegenheit, eine Bewegung, wie eine Faust, eine Träne [...]“ (ebda. 2015, 239).

Dabei werden bei jeder sprachlichen Äußerung unvermeidlich die gesprochenen Worte stets durch nonverbale und paraverbale Aspekte begleitet. Gerade diese zeitgleichen analogen Ausdrucksweisen bringen unmittelbar die eigentliche Bedeutung des Gemeinten zum Vorschein. Beide Kommunikationsformen können sich entweder gegenseitig ergänzen (Kongruenz) oder widersprechen (Inkongruenz). Bei inkongruenter Kommunikation wird das Gesprochene in seiner Bedeutung durch die zeitgleichen nonverbalen und paraverbalen Ausdrücke qualifiziert (siehe oben 3.1.2).

Die im Dialog verwendeten hörbaren Worte wie auch die vorliegenden sichtbaren Bilder erhalten durch wiederholtes und wechselseitiges Angleichen und Anpassen bisheriger individueller Bedeutungen mit der Zeit eine gemeinsam geteilte Bedeutung. Durch Klärungen relevanter Begriffe, Zeichen oder Symbole, durch Nachfragen konkreter Erfahrungen oder Erlebnisse („individuelle Geschichte“) entsteht mit der „gemeinsamen Geschichte“ ein sprachlicher Bereich mit einem gemeinsamen Sinn- und Bedeutungshintergrund.

Neben den verbalen Äußerungen über Worte ermöglichen auch die nonverbalen Ausdrücke wie Gestik und Mimik sowie die vorliegenden Bilder Zugang zu den subjektiven Ansichten und Bedeutungen. Alle nachfolgenden Äußerungen und Ausdrücke beziehen sich auf diesen gemeinsam erschaffenen Bedeutungsraum bzw. „konsensuellen Bereich“ und erhalten vor diesem Hintergrund ihre Bedeutung.

Dabei bezieht sich der Vorgang des Erkennens nicht auf die Formen der Kommunikation jeweils einzeln separiert voneinander wahrgenommen, sondern

unmittelbar auf die Verflechtungen bzw. Verquickungen dieser Formen miteinander:

„Das sprachliche Erkennen ist **immer** auch verquickt mit bildlichen Elementen: Mimik, Körperbewegungen beim Sprechen und akustischen Elementen: die Stimme. Verquickt mit Gesprächsatmosphäre. Abhängig von einer mehr begrifflich formulierten Sprache oder einer mehr erzählenden, bildhaften Sprache. Es ist für mich eine Verquickung von Sprache und Bild“ (Schmeer 2016, Interview siehe Anhang B, II.4).

An dieser Stelle sei noch auf einen anderen wesentlichen Aspekt beim Dialog hingewiesen: Zwar geschieht durch wechselseitige Interaktion Angleichung zwischen den subjektiven Bedeutungen, jedoch bleibt nach dem Prinzip der Autonomie jede Bedeutung immer eine einzigartige, die durch die Eigengesetzlichkeit der jeweiligen Struktur der beteiligten Personen erzeugt und über Kommunikation dem Anderen vermittelt wird. Die Individuen bleiben auch bei struktureller Kopplung in ihrer Autonomie erhalten und somit in ihrem Erkennen durch ihre eigene Struktur determiniert (siehe oben Kapitel 2.6.2).

Oder anders gesagt: „Öl“ und „Wasser“ mischen sich zwar in einem räumlich und zeitlich begrenzten gemeinsamen Bereich, beide „Essenzen“ bleiben jedoch immer strukturell einzigartig und voneinander lösbar.

Demnach wirken in der Beratung die ausgetauschten Worte und die dargebotenen Bilder als Information immer nur bestimmt durch die „Eigengesetzlichkeit“ der gegenwärtigen Struktur des jeweiligen Zuhörenden.

Auch Schmeer stellt heraus, dass der Mensch durch seine Struktur im Wahrnehmen, Denken und Verhalten bestimmt ist und verdeutlicht dies beim Zugang des Kunsttherapeuten zum Bild des Patienten:

„Die Lebensgeschichte des Kunsttherapeuten, seine eigenen künstlerischen Erfahrungen, seine Interessen für bildnerischen Ausdruck, die unbewusste Auswahl dessen, was er sehen will, weil er damit Erfahrungen gemacht hat und sich sicher fühlt; und was er ‚übersieht‘, weil er nicht weiß, wie er damit umgehen könnte; seine mehr oder weniger ausgeprägte Vorliebe für diagnostische Erwägungen; seine Vorlieben für gewisse Farben, Formen und Inhalte; seine ‚blinden Flecke‘; seine helle oder düstere eigene Stimmung in diesem Moment – das alles mischt sich in die erste Begegnung mit dem Bild“ (ebda. 2015, 239).

Entsprechend werden in einem Dialog die sprachlichen Aussagen sowie die nonverbalen und bildlichen Eindrücke nicht unmittelbar in ihrer gemeinten Bedeutung übertragen, sondern jeder Beteiligte erkennt aufgrund des von ihm Gehörten und des von ihm Gesehenen seine eigene Bedeutung. Im Grunde verbleibt jeder Mensch in seiner einzigartigen Sinn- und Bedeutungswelt.

Heinz von Foerster erläutert diese Bedingung menschlicher Kommunikation bei der gesprochenen Sprache wie folgt:

„Der Hörer, nicht der Sprecher bestimmt die Bedeutung einer Aussage. Gewöhnlich glaubt man, dass der Sprecher festlegt, was ein Satz bedeutet, und der Hörer verstehen muss, was der Sprecher gesagt hat. Aber das ist ein fundamentaler Irrtum. Der Hörer ist es, der die merkwürdigen Laute, die ich oder ein anderer mit Hilfe der Stimmlippen hervorrufen, interpretiert und ihnen einen bzw. seinen Sinn gibt“ (ebda. 1998, S.100).

Insofern reagiert der Hörer immer nur auf seine selbsterzeugten sinnesbezogenen Vorstellungen über das Gehörte und in diesem Sinne zum Beispiel auf die von ihm hervorgebrachten inneren Bilder oder auf seine inneren Dialoge (siehe oben Kapitel 3.1.2).

Das heißt auch, dass keine gemeinsame Bedeutung oder intersubjektive Sichtweise über Wirklichkeit unabhängig von den am Dialog beteiligten Personen objektiv existiert. Jede Person erzeugt immer nur eine „ihr eigene“ Vorstellung von einer gemeinsamen Bedeutung oder Sichtweise. Auch Vorstellungen über das Gemeinsame sind „eigengesetzlich“ bzw. autonom und bleiben in dem Sinne dem Menschen eigen und subjektiv (siehe oben Kapitel 2.6.2).

Im Dialog mit dem Teilnehmer sollte der Gruppenleiter offen und neugierig sein für die subjektiven Bedeutungen von geäußerten Worten, gezeigter Gestik und Mimik oder von Zeichen und Symbolen in den Bildern des Teilnehmers, sich fragend und zuhörend an seine Sichtweise annähern, eigene Vorstellungen und Bedeutungen – und dabei auch Vorstellungen über gemeinsame Bedeutungen und Sichtweisen – sowie das eigene Erleben reflektieren und dem Gegenüber mitteilen.

Aus dieser wechselseitigen bzw. dialogischen Beeinflussung entwickelt sich eine intersubjektive Sichtweise mit gemeinsamen Bedeutungen. Diese gemeinsame

Wirklichkeit kann als „Konsens“ verstanden werden, der durch strukturelle Kopplung zwischen den am Dialog beteiligten Personen erschaffen wird und zeitlich und räumlich auf diesen sprachlichen Bereich begrenzt ist.

Diese dialogisch entfaltete Wirklichkeit als Konsens bildet nicht die Welt in ihrem Sein ab, sondern gilt als Einigung darüber, wie die Welt gemeinsam zu betrachten ist. Diese gemeinsame Sichtweise auf die Welt kann immer nur ein Ergebnis intersubjektiver Prozesse sein:

„Wichtig ist, diesen Prozess nicht als individuellen, sondern als gemeinschaftlichen zu verstehen – unsere Wirklichkeit also nicht als Ergebnis eines persönlichen, einsamen Prozesses, sondern als ein Phänomen der Erzeugung von Konsens zu sehen. Was wir als ‚Wirklichkeit‘ bezeichnen entsteht im Dialog, im gemeinsamen Sprechen [...]. Systeme konstruieren gemeinsame Wirklichkeiten als Konsens darüber, wie die Dinge zu sehen sind“ (Schlippe/Schweitzer 2013, 148).

Eine intersubjektiv geteilte Wirklichkeit, die mit den Worten von Glasersfeld als „Viabilität zweiter Ordnung“ bezeichnet werden kann. Unterdessen ist Wirklichkeit nicht objektiv begründbar, sondern wird intersubjektiv und somit dialogisch hervorgebracht (siehe oben Kapitel 2.3.4 und Kapitel 2.3.6).

Zusammengefasst kann der Dialog zwischen Teilnehmer und Gruppenleiter über das Initial- und Resonanzbild sowie über deren Verbindungen als strukturelle Kopplung von Individuen betrachtet werden, woraus sich mit der Zeit ein sprachlicher Bereich mit einem gemeinsamen Verständnis von Wirklichkeit herausbildet. Beim Besprechen und Betrachten des Initial- und Resonanzbildes sowie deren Verbindungen erschaffen der Teilnehmer und Gruppenleiter „koevolutionär“ gemeinsame Sichtweisen mit gemeinsamen Bedeutungen als Konsens. Das gegenseitige Annähern, Anpassen und Erzeugen erfolgt durch Kommunikation und in diesem Sinne sowohl über die verwendeten Worte, gezeigte Gestik und Mimik als auch über die vorliegenden Bilder.

Dabei sollte der Gruppenleiter im Verlauf des Dialoges seine Kommunikation an die Struktur des Teilnehmers in der Weise anpassen, dass diese von ihm wahrnehmbar- und annehmbar ist und erst hierdurch ein sprachlicher Bereich mit gemeinsamen Bedeutungen möglich wird (siehe oben Kapitel 2.6.2).

Zudem erhält das Beratungssystem bzw. der Dialog seinen Zusammenhalt, wenn sich zum einen ein sprachlicher Bereich mit einem gemeinsamen Sinn- und Bedeutungsgehalt herausbildet und zum anderen für die Beteiligten eine persönliche Entwicklung erfahrbar wird (siehe oben Kapitel 2.5.3).

In einem Dialog zwischen Teilnehmer und Gruppenleiter werden durch die sprachliche Beschreibung des vorliegenden Initial- und Resonanzbild neue Bezüge hergestellt, wodurch die Sichtweise auf das gemeinte Thema sich weiter verändert. Durch das sprachliche Erfassen des unmittelbaren bildlichen Eindrucks verändert sich das entsprechende kognitive Schema von dem Gemeinten und somit dessen Bedeutung. Dieser für die Resonanzbildmethode wesentliche Zusammenhang zwischen bildlicher und sprachlicher Ebene menschlichen Erkennens wird unten in Kapitel 3.3.4 ausführlich dargelegt und besprochen.

Hierbei sollte sich der sprachliche Dialog in einem kreisförmigen Verlauf wiederholt auf die bildlichen Ausdrücke im Initial- und Resonanzbild sowie auf die Verbindungen zwischen beiden Bildern beziehen.

Nach Schmeer erhellen sich durch ein „permanentes Oszillieren“ zwischen Bild und Sprache die Informationen der Bilder, was wiederum eine Auswirkung auf die Sprache hat. Dabei handelt es sich um einen wesentlichen Erkenntnisvorgang, der sich aus der spiralförmigen Bewegung zwischen analogem bildlichen Eindruck und sprachlicher Beschreibung ergibt. In enger Verbindung und Wechselwirkung zwischen bildlichem Einsehen und sprachlichem Beschreiben ergeben sich neue wesentliche Erkenntnisse für den Teilnehmer aus seinen Bildern und deren Verbindungen. Dieser Vorgang wird in Beratungsprozessen durch das „Zutun“ des Beraters in Form von Fragen oder Beschreibungen im Dialog mit dem Klienten tiefergehend geführt, als wenn der Teilnehmer sein Bild bloß selbst betrachtet und beschreibt (siehe oben Kapitel 3.3.4).

Nach Schmeer sollte der Patient im Dialog mit dem Therapeuten vorwiegend selbst seine Bilder sprachlich erläutern, entschlüsseln und deuten. Der Teilnehmer selbst beschreibt seine Bilder aus seiner Betrachtung. So werden vermittelt über die vorliegenden Bilder wesentliche Einsichten und Erkenntnisse über die gemeinte Situation erschlossen (siehe oben Kapitel 3.3.4).

Vor dem Hintergrund dieser Einsichten und Erkenntnisse nähern sich im weiteren Verlauf des Beratungsprozesses beide in ihren subjektiven Sichtweisen und Bedeutungen dialogisch an:

„Wenn man den Patienten dann gehört hat, kann man kleine Deutungsversuche machen, als Angebote. Voraussetzung ist, dass der Klient sein Bild erst beschreibt und man sehr genau zuhört. [...]. Der Therapeut macht seine Vorstellungen über den Klienten, aber das ist nur ein Teil. Dann kommen die Eindrücke vom Patienten. Und dann kommt mein Erfahrungsspeicher, der sich auch hineinmischt“ (ebda. 2016, Interview siehe Anhang B, II.1).

Indessen sind alle Beschreibungen immer Beschreibungen eines Beobachters, der durch seine derzeit vorhandenen sprachlichen Möglichkeiten und Unterscheidungen eine subjektiv sinn- und bedeutungsvolle Wirklichkeit erzeugt. Erst die in Sprache übersetzten sinnes- und körperbezogenen Wahrnehmungen wie zum Beispiel von Personen, Zeichen, Symbolen oder Objekten, von Ereignissen oder Körperempfindungen, formen als Beschreibung die Einheiten, aus denen die erlebte Welt eines Menschen besteht. Diese Beschreibungen stellen auch die Elemente des kommunikativen Bereiches dar und ermöglichen durch Sprache das Erschaffen eines „konsensuellen Bereiches“ und somit ein gemeinsames Verständnis über die Welt (siehe oben Kapitel 2.5.4).

Im Dialog mit dem Gruppenleiter bestehen die sprachlichen Möglichkeiten des Teilnehmers aus den Unterscheidungen und Begriffen, welche ihm gegenwärtig zugänglich sind für die Beschreibung der in den Bildern sichtbaren Objekte, Zeichen oder Symbole sowie der daraus eingesehenen Zusammenhänge, Beziehungen oder Muster. Aus dem sprachlichen Erfassen des in den Bildern sinnlich Wahrgenommenen gehen sinn- und bedeutungsvolle Einheiten wie Worte oder Sätze hervor, die die subjektiv erlebte Wirklichkeit des Teilnehmers und somit sein gegenwärtiges kognitiv-emotionale und körperliche Erleben beeinflussen. Daraus folgt: Je nachdem, mit welchen Worten auf welche Weise der Teilnehmer seine Bilder und das darin beinhaltete Thema bespricht, beeinflusst er sein Erleben über diese Wirklichkeit. Hier ist der Gruppenleiter gefragt je nach gegenwärtigem Erleben des Teilnehmers, andere Beschreibungen in den Dialog einfließen zu lassen, die eher Bedeutungen im Sinne einer positiven und entwicklungsfördernden Wirklichkeit ermöglichen und in diesem Sinne als Umdeutung wirken können (siehe oben Kapitel 2.4.4).

4 Zusammenfassende Betrachtung und Schlussfolgerungen

Ziel dieser Arbeit ist es, die Resonanzbildmethode nach Gisela Schmeer als analoge bildhafte Methode in der Beratungspraxis vor allem auf der Grundlage von Prinzipien und Begriffen systemtheoretischer Ansätze weiterführend theoretisch zu fundieren und wissenschaftlich zu legitimieren.

In dieser Hinsicht wird eine bestimmte Sichtweise eingenommen, um psychosoziale Phänomene zu beschreiben, zu ordnen und einzuordnen. Wie jede Ansicht ist auch die systemtheoretische Blickrichtung beschränkt und ermöglicht lediglich diesem Rahmen oder „Schema“ entsprechende Abbildungen von Wirklichkeit. Somit stellen die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit nur eine Möglichkeit dar, psychosoziale Phänomene und hier insbesondere die Resonanzbildmethode theoretisch zu beschreiben und somit wissenschaftlich zu fundieren. So gesehen entsprechen die Ergebnisse nicht der wie auch immer gearteten ontologischen Wirklichkeit oder der Wirklichkeit in ihrem „Sein“. Als Kriterien der Bewertung dienen nicht „wahr“ oder „falsch“, sondern inwieweit die Übertragung von Prinzipien und Begriffen systemtheoretischer Ansätze auf psychosoziale Phänomene nachvollziehbar, in sich schlüssig und widerspruchsfrei ist. Oder anders und als Frage formuliert: Inwieweit sind die Aussagen und Beschreibungen über psychosoziale Phänomene auf der Grundlage systemtheoretischer Ansätze plausibel und führen zu einer wissenschaftlichen Fundierung der Resonanzbildmethode?

Im Folgenden werden in einer zusammenfassenden Betrachtung die in der Einleitung aufgeführten wissenschaftlichen Fragestellungen in den Blick genommen und vor dem Hintergrund der aus dieser Arbeit erworbenen Einsichten und Erkenntnisse beantwortet.

Zunächst wird die Frage besprochen, inwieweit die Übertragung allgemeiner systemtheoretischer Prinzipien und Begriffen in den psychosozialen Bereich von den ursprünglichen Konzepten aus den Naturwissenschaften abgekoppelt und in diesem Sinne metaphorisch bzw. bildlich in diesen Bereich übertragen ist.

Die Konzeption autopoietischer Systeme ist ursprünglich aus empirischen Untersuchungen auf molekularer Ebene hervorgegangen. Vertreter dieses

Ansatzes leiten ausgehend von dieser molekularen Ebene allgemeine Prinzipien und Begriffe zur Beschreibung lebender Systeme her und übertragen diese auf den psychosozialen Phänomenbereich.

Dieses Vorgehen beinhaltet einen methodischen Bruch zwischen den Ergebnissen aus empirischen Untersuchungen und der Verallgemeinerung und Übertragung dieser Aussagen auf psychosoziale Phänomene und ist insofern wissenschaftlich nicht nachvollziehbar. Demnach weisen diese definierten Prinzipien und Begriffe lebender Systeme eher einen hypothetischen und spekulativen Gehalt auf, als dass sie auf empirischen Belegen fußen. Im Grunde dienen die aus empirischer Forschung hergeleiteten Prinzipien und Begriffe als Metapher für die allgemeine Beschreibung lebender Systeme und im Besonderen des Menschen (siehe zur Kritik an der Autopoiesekonzeption oben Kapitel 2.5.6 und Kapitel 2.6.4).

Auch im Rahmen der Synergetik werden die aus physikalischen und chemischen Experimenten sowie aus mathematischen Formalisierungen abstrahierten Prinzipien und Begriffe eher hypothetisch auf den Phänomenbereich psychischer Systeme übertragen. Streng wissenschaftlich betrachtet ist auch hier die Verallgemeinerung und Übertragung nicht nachvollziehbar. Auch hier besteht ein methodischer Bruch zwischen den Ergebnissen aus empirischen Untersuchungen physikalischer und chemischer Systeme und der Verallgemeinerung und Übertragung dieser Aussagen auf psychische Phänomene (siehe zur Kritik an der Synergetik oben Kapitel 2.8.4).

An manchen Stellen dieser Arbeit konnte aufgezeigt werden, dass von Vertretern der Synergetik die streng naturwissenschaftliche Beschreibung offener, komplexer, dynamischer Systeme bei der Übertragung auf psychische Systeme aufgeweicht wird, um diese an bestehende Erfahrungen, Kenntnisse und Annahmen hinsichtlich dieses Phänomenbereiches „anzupassen“. Auch diese Anpassungen sind wissenschaftlich fragwürdig und führen in den Kernaussagen zu wesentlichen Abweichungen vom ursprünglich Gemeinten. Dabei wird von Vertretern der Synergetik diese „Re-Spezifizierung“ der aus empirischer Forschung abstrahierten Prinzipien und Begriffe auf den jeweils zu untersuchenden Phänomenbereich ausdrücklich befürwortet (Haken/Schiepek 2010, S. 269).

Folglich sind auch die im Rahmen der Synergetik definierten Prinzipien und Begriffe eher als Metapher oder Analogie zur Beschreibung von Phänomenen der Selbstorganisation in psychischen Systemen aufzufassen.

Gleichzeitig entsteht durch den wiederholten Bezug von Theoretikern und Praktikern systemischer Beratung auf ursprüngliche und grundlegende naturwissenschaftliche Experimente, mathematische Formalisierungen und Beweisführungen unweigerlich der Eindruck, dass auch die Aussagen über psychische Systeme empirisch gesichert seien. Insgesamt sind jedoch Theoretiker der Synergetik mehr als die der Autopoiese bemüht, ihre Aussagen über psychische Systeme empirisch zu überprüfen und zu belegen. Diese Untersuchungen werden insbesondere durch die Forschungsgruppe um Günter Schiepek weiter vorangetrieben.

Insofern hat die Übertragung der in den Naturwissenschaften experimentell und empirisch erforschten Prinzipien und Begriffe auf psychische Systeme eher einen heuristischen als einen empirischen wissenschaftlichen Wert. In einer heuristischen Herangehensweise können die auf empirischer Forschung basierenden Prinzipien und Begriffe aus den Naturwissenschaften wohl in angepasster Formulierung als Hypothesen, Annahmen oder Vermutungen über psychische Systeme gelten. Hieraus ergibt sich eine neue Sichtweise auf den zu untersuchenden Phänomenbereich, durch welche sich neue Einsichten und Erkenntnisse generieren lassen. Mit anderen Worten: Ausgehend von Prinzipien und Begriffen aus den Naturwissenschaften bildet sich ein kognitives Schema, welches die Sichtweise auf den gemeinten Phänomenbereich auf andere Ausschnitte, Aspekte oder Zusammenhänge leitet, wobei aus dieser Hinsicht neue Einsichten und Erkenntnisse möglich werden.

Sowohl auf der Grundlage der Autopoiese als auch der Synergetik kann davon ausgegangen werden, dass jede beschriebene Ordnung psychischer Systeme das Ergebnis eines Beobachters ist mit dem Versuch, die Vielschichtigkeit und Unüberschaubarkeit und somit die Komplexität psychischer Vorgänge zu ordnen. Prinzipien und Begriffe können als Bestandteil eines kognitiven Schemas verstanden werden, woraus sich eine bestimmte Sichtweise auf psychische Phänomene ergibt. Das Ergebnis bleibt immer bestimmt durch die Struktur des

Beobachters und ist in diesem Sinne strukturdeterminiert. Gemeinsam geteilte Wahrnehmungen bzw. Ordnungen begründen eine intersubjektive Wirklichkeit, die sich als kognitives Konstrukt zur Reduktion von Komplexität bewährt, solange dieses sich als nachvollziehbar, in sich schlüssig und widerspruchsfrei erweist. Der Nutzen einer metaphorischen und hypothetischen Übertragung von Prinzipien und Begriffen aus den Naturwissenschaften besteht vor allem in der Bildung einer nachvollziehbaren und plausiblen kognitiven Ordnung zur Orientierung in der Vielschichtigkeit und Unüberschaubarkeit des Menschen, woraus sich wirksame Methoden und Handlungen in der Beratungspraxis ableiten und begründen lassen.

Hier stellt sich die Frage: Wie „tragfähig“ und „brauchbar“ sind die aus den Naturwissenschaften abstrahierten theoretischen Grundlagen für die Beschreibung und Begründung psychosozialer Beratungspraxis und insbesondere der Resonanzbildmethode?

Für die Erarbeitung eines wissenschaftlich fundierten und nachvollziehbaren Verständnisses der Veränderung psychischer Systeme in Kapitel 2 wurden sowohl grundlegende theoretische Ansätze aus den Anfängen der Übertragung systemischen Denkens in den Phänomenbereich psychosozialer Beratungspraxis als auch aktuell verwendete und diskutierte Konzepte berücksichtigt. Die verschiedenen Ansätze wurden auf der Grundlage der vorliegenden Literatur nachgezeichnet, begrifflich hinterfragt und erweitert sowie kritisch diskutiert, um den jeweiligen Beitrag für ein umfassendes Verständnis von Veränderung psychischer Systeme herauszustellen. Zusätzlich wurden für eine kritische Diskussion und breitere Fundierung relevante Ansätze aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen und Fachgebieten wie der Philosophie, der Kognitionspsychologie, der Gestaltpsychologie und der Humanistischen Psychologie einbezogen. Das hier erworbene Verständnis von Veränderung dient als theoretisches Fundament zur Beschreibung und Begründung der Wirkung von Interventionen allgemein und insbesondere der Resonanzbildmethode.

Insgesamt gesehen stellen die in dieser Arbeit ausgearbeiteten und diskutierten systemtheoretischen Ansätze allgemeine Prinzipien und Begriffe zur Verfügung, die die psychosoziale Praxis und insbesondere die Resonanzbildmethode in ihrer

Wirkweise weitgehend und nachvollziehbar abbilden und insoweit diese auch weiterführend theoretisch beschreiben und wissenschaftlich fundieren.

Bei der Übertragung der Konzeption autopoietischer Systeme stellt sich heraus, dass vor allem das Prinzip der Autonomie und damit verbunden die „operationale Geschlossenheit“ und „Strukturdeterminiertheit“ für die Beschreibung und das Verständnis psychischer Systeme sehr brauchbar ist und zu einer weiterführenden theoretischen Untermauerung führt. Das Prinzip der Autonomie hat weitreichende Konsequenzen für das Veränderungsverständnis lebender Systeme und für das Verstehen der Vorgänge und Möglichkeiten menschlichen Erkennens.

Das aus dem Prinzip der Autonomie hergeleitete Verständnis von Veränderung psychischer Systeme erweist sich an mehreren Stellen für die Fundierung der Resonanzbildmethode als äußerst schlüssig und deckt sich auch in weiten Teilen mit den Aussagen von Gisela Schmeer. Hierbei ist auch der im Rahmen der Autopoiesekonzeption eingeführte Begriff der „Perturbation“ hervorzuheben, durch welchen die unvorhersehbare Wirkung von Resonanzbildern als Intervention theoretisch nachvollziehbar untermauert wird. Allerdings mit einer grundsätzlichen Einschränkung: Schmeer sieht zwar einerseits die konkrete Wirkung der Resonanzbildmethode als individuell einzigartig und somit unvorhersehbar, jedoch andererseits behauptet sie, dass die Wirkung sich allgemein nach einer förderlichen Entwicklung des Individuums ausrichtet. Diese Annahme der allgemeinen entwicklungsfördernden und somit zielgerichteten Wirkung der Resonanzbildmethode wird nicht durch den Mechanismus der Autopoiese abgebildet. Der einzige Zweck autopoietischer Systeme ist deren „Erhaltung“ und nicht deren „Entwicklung“ bzw. „Verwirklichung“ (vgl. Maturana 1985, 190ff.). Dieser zentrale Aspekt wird unten im Zusammenhang mit dem Phänomen der „inneren Energie“ bzw. der „inneren Kraft“ noch einmal aufgegriffen und weiterführend kritisch besprochen.

Der erkenntnistheoretische Ansatz der Autopoiese bildet bis zu einem gewissen Grad eine wesentliche Basis für die Beschreibung und das Verständnis systemischer Beratung insgesamt und insbesondere für die Wirkweise der Resonanzbildmethode. Vor allem die Beschreibung des subjektiven bildlichen Eindrucks und Ausdrucks als Ergebnis autonomer und strukturdeterminierter

Vorgänge des Wahrnehmenden bzw. des Gestaltenden stellt sich als plausibel heraus. Die erkenntnistheoretischen Annahmen erweisen sich für das Verstehen wesentlicher Elemente und Aspekte der Resonanzbildmethode wie Initialbild und Resonanzbild und der Beziehungen zwischen bildlicher und sprachlicher Ebene als sehr schlüssig.

Dieser Ansatz kann als konstruktivistisch bezeichnet werden, wobei aufgezeigt wurde, dass radikal konstruktivistische Annahmen basierend auf den Prinzipien der Autopoiese lebender Systeme argumentativ nicht haltbar sind. Die in dieser Arbeit herausgearbeiteten Annahmen über die Vorgänge, Möglichkeiten und Grenzen menschlichen Erkennens unter Berücksichtigung von Autonomie und Strukturdeterminiertheit psychischer Systeme decken sich weitgehend mit den Aussagen von Gisela Schmeer. Dies wurde vor allem deutlich in ihrem Verständnis von „menschlicher Wahrnehmung“, „bildlicher Vorstellung“ und „Bild“.

Dagegen ist das Prinzip der „strukturellen Kopplung“ wenig neuartig und ergiebig für die Beschreibung struktureller Anpassungen an veränderte Umweltbedingungen oder für die Erzeugung eines „konsensuellen Bereiches“ aus der Interaktion zwischen Menschen. Offenbar werden hier schon zuvor beschriebene Phänomene im Rahmen der Evolutionstheorie oder Gruppendynamik bloß mit einer anderen Begrifflichkeit versehen, wobei der Erkenntnisgewinn gering ist. Jedoch im innermenschlichen Bereich dient der Mechanismus der strukturellen Kopplung zur Beschreibung der Wechselwirkung und in diesem Zusammenhang der gegenseitigen Nichtbestimmbarkeit zwischen der physiologischen, psychischen und sprachlichen Ebene. Vertreter der Autopoiese betrachten die verschiedenen Ebenen lebender Systeme jeweils für sich als autopoietisch und in dem Sinne als autonom, die in struktureller Kopplung durch die anderen Ebenen in Form von Perturbationen zu Veränderungen zwar angeregt, jedoch nicht bestimmt werden können. Diese Annahme ist für ein weiterführendes Verständnis von der Wirkweise der Resonanzbildmethode insbesondere in Anbetracht der Beziehungen zwischen bildlicher und sprachlicher Ebene menschlichen Erkennens aufschlussreich.

Allgemein beschreiben Vertreter des autopoietischen Ansatzes Veränderung als evolutionäre Anpassung der gegebenen Struktur an veränderte Umweltbedingungen, die in dieser Weise als Wandel erster Ordnung bezeichnet werden kann. Im Grundprinzip beinhaltet die Autopoiese ausschließlich Wandel erster Ordnung. Plötzliche und sprunghafte Veränderungen von Strukturen werden nicht abgebildet und somit auch nicht Wandel zweiter Ordnung. Doch gerade diese Art von Veränderungen ist bei der Anwendung der Resonanzbildmethode zu beobachten. Hier gerät der Ansatz der Autopoiese an die Grenzen der Beschreibung psychischer Systeme und folglich auch an die Grenzen einer weiterführenden theoretischen Fundierung der Resonanzbildmethode.

Vertreter der Synergetik beschreiben neben Anpassungen innerhalb von Strukturen auch spontane Übergänge in andere Ordnungen und demnach qualitative Sprünge in der Veränderung von Strukturen. So gesehen bildet die Synergetik auch Wandel zweiter Ordnung ab. Bezogen auf psychische Systeme ist vor allem die Beschreibung qualitativer Veränderungen in der kognitiven Ordnung über eine gemeinte Situation und im emotionalen Erleben für eine weiterführende theoretische Begründung der Resonanzbildmethode zentral.

Insgesamt kann aufgezeigt werden, dass der Ansatz der Synergetik für das Verständnis von Veränderung psychischer Systeme und insbesondere für die Beschreibung der Wirkung der Resonanzbildmethode weitgehend schlüssig und sehr brauchbar ist. Dabei ist anzumerken, dass die hier aufgeführten Autoren auch Bezüge zu anderen relevanten und etablierten Konzepten wie zur genetischen Erkenntnistheorie von Jean Piaget oder zur Gestaltpsychologie herstellen und auf diese Weise ihren Ansatz aus psychologischer Perspektive theoretisch untermauern.

In der Arbeit wird dargelegt, dass das im Rahmen der Synergetik untersuchte Phänomen der Ordnung und die damit verbundenen Prinzipien und Begriffe einer nachvollziehbaren Erläuterung und somit der weiterführenden theoretischen Begründung und wissenschaftlichen Legitimierung der Resonanzbildmethode dienen. Die Beschreibung der Entstehung, Stabilisierung und Veränderung bzw. der Übergänge von relativ stabilen dynamischen Ordnungen in Form von kognitiven Schemata auf der Grundlage selbstorganisierender Prinzipien ist für

die wissenschaftliche Fundierung der Resonanzbildmethode wesentlich. An einigen Stellen wird aufgezeigt, dass der Ansatz der Synergetik auch mit der Denkweise von Gisela Schmeer weitgehend übereinstimmt. Beim „Vorgang der Auswahl“ und vor allem beim „Verbinden von Initialbild und Resonanzbild“ sind die Prinzipien und Begriffe der Synergetik äußerst gehaltvoll, um die Wirkweise der Resonanzbildmethode grundlegend theoretisch zu beschreiben und zu begründen.

Auch das Konzept des „Kontrollparameters“ im Sinne der aktuellen psychophysischen Grundstimmung des Wahrnehmenden in Anlehnung an Luc Ciompi ist für die Fundierung der Resonanzbildmethode äußerst brauchbar.

An dieser Stelle sei auch noch betont, dass die aus der Kybernetik und Systemtheorie hergeleiteten Begriffe „Wandel erster und zweiter Ordnung“, „Lösungen erster und zweiter Ordnung“ sowie „Information“ grundlegend und klärend für das Verständnis von Veränderung psychischer Systeme allgemein und hier im Besonderen für die Resonanzbildmethode sind.

Insoweit dienen die in dieser Arbeit ausgeführten systemtheoretischen Ansätze einerseits der Bestimmung und Definition wesentlicher Aspekte der Veränderung psychischer Systeme (Kapitel 2.9) und andererseits der weiterführenden theoretischen Begründung der Resonanzbildmethode (Kapitel 3).

In dieser Hinsicht kann die Resonanzbildmethode als Methode systemischer Beratung verstanden werden.

Zugleich bleiben für ein umfassendes Verständnis der Resonanzbildmethode wesentliche psychodynamische Phänomene wie „Kontrolle“, „Abwehr“ oder „Verdrängung“ gänzlich unberücksichtigt. Auch die Unterscheidung zwischen bewussten, vorbewussten und unbewussten Prozessen wird zumindest in den hier ausgeführten systemtheoretischen Ansätzen nicht ausdrücklich thematisiert, sie sind jedoch für ein Verstehen der Wirkweise der Resonanzbildmethode von Bedeutung. Anscheinend gehören diese Begriffe nicht zum Selbstverständnis und Vokabular von Theoretikern und Praktikern systemischer Beratung und werden dementsprechend auch nicht abgebildet. Hier werden zum einen die Beschränkungen einer ausschließlichen systemischen Sichtweise deutlich und

zum anderen wird der Einfluss des psychoanalytischen Hintergrundes von Gisela Schmeer sichtbar und inhaltlich tragend.

Daneben bleibt im Rahmen der Synergetik die Bewandnis und Begründung des Phänomens der „inneren Energie“ bzw. einer „unsichtbaren Hand“, dem ein ordnender und stabilisierender Einfluss auf das psychische System zugewiesen wird, äußerst vage. Vertreter der Autopoiese verneinen sogar auf der Grundlage einer mechanistischen Denkweise kategorisch die Existenz jeglicher im lebenden System und somit auch im Menschen innewohnender Eigenschaften, Funktionen oder Absichten. Dabei ist bei Gisela Schmeer eine wie auch immer geartete innere Ausrichtung oder Bewegung dafür entscheidend, dass der Wahrnehmende sich im Sinne oder „im Dienste“ seiner persönlichen Entwicklung zielorientiert selbst reguliert. Hier bezieht sie sich allgemein auf die Begriffe „Ganzwerdung“ und „Individuation“ in Anlehnung an den Psychoanalytiker Carl Gustav Jung.

Auch an dieser Stelle scheinen die grundlegenden systemtheoretischen Ansätze und somit auch die Sichtweise von den meisten Theoretikern und Praktikern systemischer Beratung an die Grenze theoretischer Beschreibung zu gelangen. Auch die Aussagen von Vertretern des wissenschaftlichen Vitalismus der 1920er-Jahre über eine „innere Kraft“ in Anlehnung an Aristoteles „Entelechie“ scheinen auf den ersten Blick vielmehr auf bloßen Vermutungen zu basieren und somit unzureichend zu sein, um diese innere Bewegung überzeugend zu begründen.

Jedoch ist die Frage nach der „inneren Kraft“ oder „inneren Bewegung“ im Rahmen der Resonanzbildmethode gerade beim Vorgang der Auswahl eines Initialbildes von großer Bedeutung. Nach welchen Kriterien geschieht diese Auswahl? Oder: Durch welche „innere Kraft“ oder „Energie“ wird dieser Vorgang der Auswahl in eine für den Wahrnehmenden entwicklungsfördernde Richtung gelenkt?

Streng genommen würde nach den ursprünglichen Prinzipien der Synergetik diese Auswahl dem reinen Zufall unterliegen.

Zumindest Jürgen Kriz verwendet in seinem Ansatz der personenzentrierten Systemtheorie den Begriff der „Selbstaktualisierung“, wobei er diesen aus der Tradition der Humanistischen Psychologie entlehnt und nicht ausreichend

bestimmt. Hier sind weitere disziplinübergreifende Betrachtungen und Erläuterungen erforderlich, um dieses in der Praxis zu beobachtende Phänomen der „inneren zielgerichteten Energie“ theoretisch zu erfassen und zu begründen.

In der Gesamtbetrachtung kann die so häufig beschworene Allgemeingültigkeit systemtheoretischer Ansätze aus den Naturwissenschaften durchaus infrage gestellt werden, sodass mehr oder weniger „Anpassung“ und „Erweiterung“ bei der Übertragung in den zu untersuchenden Phänomenbereich von Nöten sind.

Die Frage nach der Ausprägung konstruktivistischer Erkenntnistheorie bezieht sich auf die Gegenstandsbezogenheit menschlicher Erkenntnis. Oder als Frage formuliert: Inwieweit ist die subjektiv erlebte Wirklichkeit oder das kognitive Schema bezogen auf eine reale Welt Abbildung oder auf sich selbst bezogen reine Einbildung?

In der vorliegenden Arbeit wird an mehreren Stellen aufgezeigt, dass die Kenntnisse, Annahmen, Begriffe und Vorstellungen eines Menschen sich immer auf die gegenständliche Welt beziehen und demnach aus wahrgenommenen Empfindungen einer wie auch immer gearteten ontologischen Welt herausgebildet sind. Dementsprechend wird das gegenwärtige kognitive Schema eines Menschen als subjektives Abbild wahrgenommener realer Objekte oder Ereignisse aus der gegebenen Umwelt verstanden. Selbst Phantasien gründen immer auf wahrgenommenen Inhalten der gegebenen Umwelt. Auch wenn die neuronale Verarbeitung sinnesbezogener Empfindungen die reale Welt im Grunde unerkennbar erscheinen lassen würde, bezieht sich diese Verarbeitung immer auf Reize von etwas „Seiendem“. Dabei ebnet die Unterscheidungen, die ein Mensch bewusst oder nicht bewusst in der Wahrnehmung und im Erkennen seiner gegebenen Umwelt bildet, seine individuellen mehr oder weniger gangbaren Wege im subjektiven Erleben.

Für die Beratungspraxis ist maßgebend und entscheidend, wie das kognitive Konstrukt oder Schema eines Menschen sich in seiner Erlebniswelt auswirkt bzw. ob dieses als passend oder unpassend erlebt wird.

Dieser „relative“ Konstruktivismus (Ciompi 2005) entspricht auch überwiegend den Aussagen von Gisela Schmeer und ist für das Verständnis der

Resonanzbildmethode grundlegend. Nach Schmeer werden durch Bilder stets die „subjektive Wahrheit“ bzw. die „subjektive psychische Realität“ als Repräsentation einer „Realsituation“ zum Ausdruck gebracht. Bildliche Vorstellungen eines Menschen versteht sie als Abbildungen, die zwar nicht das Wahrgenommene als „Kopie“ darstellen, jedoch sich immer auf eine „Realsituation“ beziehen.

Zudem finden sich die Kerngedanken von einem relativen Ansatz auch in den Ausführungen verschiedener Autoren zu den Begriffen „Vorstellung“, „kognitives Schema“, „Wirklichkeit erster und zweiter Ordnung“, „Resonanz“ und „Bild“ wieder.

Genau genommen beabsichtigt die Anwendung der Resonanzbildmethode eine Veränderung bzw. Anpassung vorhandener subjektiver Kenntnisse, Annahmen, Begriffe und Vorstellungen über eine gemeinte „Realsituation“ durch die Erweiterung der Sichtweise des Wahrnehmenden. Dabei ist die Veränderung von als problematisch oder als einschränkend erlebten kognitiven Schemata auf der Grundlage konstruktivistischer Ansätze auch Gegenstand systemischer Beratung.

Nach konstruktivistischen Ansätzen werden die Bedeutung und somit auch die erlebte Wirklichkeit von wahrgenommenen Inhalten durch die Art der Beschreibung des Wahrnehmenden bzw. des Beobachters erzeugt, die sich in der Erlebniswelt subjektiv entweder bewährt oder nicht bewährt. Folglich ist im Kontext systemischer Beratung nicht von „falschen“ oder „richtigen“ Beschreibungen die Rede, sondern vielmehr von „annehmbaren“ oder „nicht annehmbaren“ bzw. von „passenden“ oder „unpassenden“ Bedeutungen.

Und gerade hier besteht ein wesentlicher Unterschied zu psychoanalytischen Ansätzen der Beratung und zu Aussagen von Gisela Schmeer, die offensichtlich von einer „richtigen“ Bedeutung ausgeht, die zwar durch eine „falsche“ Beschreibung aus dem Bewusstsein wieder „abgespalten“ wird, jedoch weiterhin unbewusst existent und berechtigt ist. Nach diesem Ansatz würde durch Umdeutung eher die objektive Wirklichkeit „verfälscht“ als eine subjektiv „wahre“ und passende Wirklichkeit erzeugt.

Vor diesem Hintergrund wirken die durch konstruktivistische Ansätze geprägten Vertreter systemischer Beratung in der Wirklichkeitsauslegung beliebig und gleichgültig. Das einzige Kriterium der Bewertung scheint die subjektive „Passung“ für den Klienten zu sein. Zu dieser Auffassung kristallisiert sich in der Arbeit ein grundsätzlicher Unterschied bei Gisela Schmeer heraus. Eigentlich ist das Ziel psychoanalytischer Ansätze das Bewusstwerden und die Integration verdrängter oder abgespalteter Themen, Ereignisse oder Persönlichkeitsanteile.

Dieser wesentliche Vorgang des Bewusstwerdens persönlich bedeutsamer Themen im Initialbild oder Resonanzbild wird durch den mechanistischen Ansatz autopoietischer Systeme ausdrücklich nicht abgebildet. Hingegen lässt sich dieser Vorgang im Rahmen der Synergetik durch das Einbeziehen der Emotionen bzw. der psycho-physischen Grundstimmung als „Kontrollparameter“ weitgehend beschreiben.

Dabei stellt sich die Frage: Welche Bedeutung haben Emotionen bei der Veränderung kognitiver Konstrukte? Oder: Welchen Einfluss haben kognitive Konstrukte auf Emotionen?

Menschen werden als offene, komplexe dynamische Systeme verstanden, wobei die physische, psychische und kognitive Ebene unlösbar miteinander verwoben sind. Aus der Wechselwirkung dieser Ebenen geht die einzigartige Erlebniswelt und in dem Sinne die einzigartige kognitiv-emotionale und körperliche Wirklichkeit eines Menschen hervor.

In diesem Gefüge weisen sowohl Maturana als auch Vertreter der Synergetik den Emotionen einen besonderen Einfluss zu. Insbesondere Vertreter der Synergetik stellen die Bedeutung von Emotionen in psychischen Systemen heraus, die als „Kontrollparameter“ erheblich die Kognitionen und somit auch die Herausbildung kognitiver Schemata beeinflussen, die wiederum in einem kreisförmigen Zusammenhang auf das emotionale Erleben einwirken.

In Anlehnung an Luc Ciampi wirkt die aktuelle psycho-physische Grundstimmung eines Menschen auf die Verarbeitung sinnesbezogener Empfindungen zu wahrgenommener Information ein. So gesehen beeinflusst die derzeitige Grundstimmung des Wahrnehmenden erheblich, was von den

unzähligen Sinnesempfindungen beim Wahrnehmenden „anklingt“ und zu wahrnehmbarer Information herausgeformt wird, worauf erst ein entsprechendes kognitives Schema gebildet wird. Beeinflusst durch das emotional-körperliche Erleben und Wahrnehmen, bildet sich augenblicklich ein kognitives Schema als Sinn-Attraktor heraus, das wiederum den Sinn und die Bedeutung des Wahrgenommenen und infolgedessen die weiteren Emotionen, Körperreaktionen, Kognitionen und somit die Wahrnehmungen bestimmt.

Vor allem in der sinnesbezogenen Wahrnehmung wirkt die momentane emotional-körperliche Befindlichkeit des Wahrnehmenden, woraus sich ein dem wahrgenommenen Inhalt entsprechendes kognitives Schema augenblicklich herausbildet, sodass dieser Inhalt sinn- und bedeutungsvoll erscheint.

Gerade beim intuitiven Erkennen in der sinnlichen Anschauung gehen Sinn und Bedeutung wahrgenommener Inhalte vordringlich aus der derzeitigen psychophysischen Grundstimmung des Wahrnehmenden hervor. So wirkt auch bei der Anwendung der Resonanzbildmethode durch das unmittelbare Einsehen des Gegebenen in der bildlichen Anschauung insbesondere die derzeitige Grundstimmung des Wahrnehmenden auf die Herausbildung entsprechender kognitiver Schemata und der damit verbundenen Sinn- und Bedeutungszusammenhänge.

Schließlich kann gesagt werden, dass die in der bildlichen Anschauung unmittelbar eingesehenen Inhalte bei einer momentanen latenten oder manifesten psycho-physischen Grundstimmung auf der mikroskopischen Ebene des Wahrnehmenden „anklingen“, worauf sich ein passendes oder gemäüßes kognitives Schema auf der makroskopischen Ebene herausgebildet, sodass das Gegebenen sinn- und bedeutungsvoll erscheint. Hierdurch könnten dem Wahrnehmenden und Erkennenden latent vorhandene persönlich bedeutsame Themen augenblicklich bewusst werden.

Abschließend sollte noch auf zwei allgemeine Aspekte der Resonanzbildmethode hingewiesen werden:

Zum einen hat sich folgende grundlegende Voraussetzung für die Wirkung der Resonanzbildmethode herausgestellt: Der Teilnehmer oder Klient sollte durch die

Annahme oder Überzeugung geleitet sein, dass in dem bildlich Sichtbaren eine für ihn besondere Bedeutung vorborgen ist. Nur vor dem Hintergrund dieser Idee oder Vorstellung wird der Wahrnehmende bereit und offen sein, in dem bildlich Sichtbaren nach persönlich bedeutsamen Sinnzusammenhängen zu suchen bzw. eine sinn- und bedeutungsvolle Ordnung zu konstruieren. Diese Vorstellungen, Annahmen oder Überzeugungen können individuell sehr unterschiedlich sein, je nachdem, wie – und ob überhaupt – der jeweilige Teilnehmer diese Art von Methoden und insbesondere die Resonanzbildmethode bisher erfahren hat und in welchem psycho-physischen Zustand er sich während der Einführung und Durchführung befindet. Mit anderen Worten: Die Bereitschaft des Teilnehmers, sich für die Resonanzbildmethode zu öffnen, korrespondiert mit seinem kognitiven Schema über derartige Methoden und insbesondere über die Resonanzbildmethode sowie mit seiner aktuellen psycho-physischen Grundstimmung, woraus sich in diesem Moment die kognitiv-emotionale und körperliche Wirklichkeit des Teilnehmers ergibt. Hierbei hat sicherlich auch die Person des Seminar- bzw. Gruppenleiters und insbesondere seine Art der Einführung der Methode einen erheblichen Einfluss darauf, mit welcher Grundstimmung, Vorstellung und Sinnhaftigkeit die Teilnehmer der Resonanzbildmethode begegnen. Auch Schiepek/Eckert/Kravanja weisen der Person des Therapeuten bzw. des Beraters einen erheblichen Einfluss auf die Wirkung einer Intervention zu (vgl. ebda. 2013, S. 24f.).

Jedoch bleibt die Wirkweise einer Intervention unabhängig von dem Ausmaß der Wirkung die gleiche.

Zum anderen wird in der Arbeit deutlich, dass Gisela Schmeer hauptsächlich im therapeutischen Kontext die Resonanzbildmethode entwickelt und durchgeführt hat. Zugleich lässt sie an mehreren Stellen erkennen, dass die Resonanzbildmethode auch für Persönlichkeitsentwicklung oder Team- und Organisationsentwicklung geeignet ist, wobei sie in diesen Feldern verhältnismäßig wenig praktiziert hat.

Der Autor dieser Arbeit hat vielfältige und langjährige Erfahrung mit der Anwendung der Resonanzbildmethode in organisationalem und betrieblichem Kontext. In Abgrenzung zum therapeutischen Arbeitsfeld ist der wesentliche

Unterschied, dass im organisationalen oder betrieblichen Umfeld die Themen der „Realsituationen“ zu den Initialbildern vorgegeben und somit geleitet werden sollten, sodass eine Beschränkung auf das berufliche Feld ermöglicht wird. Hier seien zum Beispiel die Themen „Führung“, „Team“, „Organisation“ „Zusammenarbeit“ oder „Kultur“ genannt.

In Anbetracht der vorliegenden Arbeit kann durchaus gesagt werden, dass die Wirkung der Resonanzbildmethode unabhängig vom jeweiligen Kontext oder Thema der Durchführung auf die gleiche Weise erfolgt. Dabei wurde die Wirkweise der Resonanzbildmethode durch die dargelegten systemtheoretischen Begriffe und Prinzipien weitgehend nachvollziehbar und schlüssig beschrieben.

Literaturverzeichnis

Bandler, R. (1986). Veränderung des subjektiven Erlebens. Fortgeschrittene Methoden des NLP. Paderborn: Junfermann.

Bandler, R., Grinder, J. (1992a/1975). Metasprache und Psychotherapie. Die Struktur der Magie I. 7. Aufl. Paderborn: Junfermann.

Bandler, R., Grinder, J. (1994/1976). Kommunikation und Veränderung. Die Struktur der Magie II. 6. Aufl. Paderborn: Junfermann.

Bandler, R., Grinder, J. (1992b/1982) Reframing. Ein ökologischer Ansatz in der Psychotherapie. 5. Aufl. Paderborn: Junfermann.

Bateson, G., Jackson, D. D., Haley, J., Weakland, J. (1969). Auf dem Wege zu einer Schizophrenie-Theorie. In: G. Bateson, D. Jackson, R.D. Laing, T. Lidz, C. Wynne: Schizophrenie und Familie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 11–42.

Bateson, G. (1992/1972). Ökologie des Geistes. 4. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bateson, G. (1993/1979). Geist und Natur. Eine notwendige Einheit. 3. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bertalanffy, L. v. (1956). General System Theorie. General Systems Yearbook, 1, 1, 18–28.

Bertalanffy, L. v. (1962). General System Theorie. A Critical Review. General Systems Yearbook, 7, 1, 1–20.

Brugger, W. (1976). Philosophisches Wörterbuch. Freiburg: Herder.

Buber, M. (1962). Das dialogische Prinzip. Heidelberg: Lambert Schneider.

Choe, H. (2005). Zu einer gemäßigten Perspektive des Konstruktivismus. Unveröffentlichte Dissertation im Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie der Freie Universität Berlin.

Ciampi, L. (2005). Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik. 3. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Dettmann, U. (1999). Der radikale Konstruktivismus. Tübingen: Mohr Siebeck.

Dorsch, F. (Hrsg.)(1994). Psychologisches Wörterbuch. 12. überarbeitete und erweiterte Aufl. Bern: Hans Huber.

Driesch, H. (1922). Geschichte des Vitalismus. Leipzig.

Duden (1997). Herkunftswörterbuch – Etymologie der deutschen Sprache. Mannheim: Dudenverlag.

Foerster, H. v. (1985). Sicht und Einsicht. Braunschweig: Vieweg.

Foerster, H. v. (1991/1981). Das Konstruieren einer Wirklichkeit. In: P. Watzlawick (Hrsg.): Die Erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? 7. Aufl. München: Piper, S. 39–60.

Foerster, H. v., Pörksen, B. (2011). Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. Gespräche für Skeptiker. 9. Aufl. Heidelberg: Carl-Auer.

Geier, M. (2011). Eine Revolution der Denkart. Über Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft. In: Schlüsselwerke des Konstruktivismus. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 31–45.

Glaserfeld, E. v. (1985). Konstruktion der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität. In: Einführung in den Konstruktivismus. Beiträge von Heinz von Foerster, Ernst von Glasersfeld, Peter M. Heijl, Siegfried J. Schmidt und Paul Watzlawick. Eine Veröffentlichung der Carl Friedrich von Siemens Stiftung. 4. Aufl. 1998. München: Piper, 9–39.

Glaserfeld, E. v. (1987). Wissen, Sprache und Wirklichkeit. Braunschweig: Vieweg.

Glaserfeld, E. v. (1991/1981). Einführung in den radikalen Konstruktivismus. In: P. Watzlawick (Hrsg.): Die Erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? 7. Aufl. München: Piper, 16–38.

Glaserfeld, E. v. (1994). Piagets konstruktivistisches Modell: Wissen und Lernen. In: G. Rusch, S.J. Schmidt (Hrsg.): Piaget und der Radikale Konstruktivismus. Delfin 1994. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 16–42.

Glaserfeld, E. v. (1997). Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Glaserfeld, E. v. (2011). Einführung in die Genetische Epistemologie. In: B. Pörksen: Schlüsselwerke des Konstruktivismus. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 92–107.

Glaserfeld, E. v. (2013). Wege des Wissens. Konstruktivistische Erkundungen durch unser Denken. 2. korrigierte Auf. Heidelberg: Carl-Auer.

Gremmler-Fuhr, M. (1999). Grundkonzepte und Modelle der Gestalttherapie.. In: R. Fuhr, M. Sreckovic, M. Gremmler-Fuhr (Hrsg.): Handbuch der Gestalttherapie. Göttingen: Hogrefe, 345–392.

Grimm, J, Grimm, W. (1854–1960). Deutsches Wörterbuch. Bd. 2. Leipzig.

Grimm, J, Grimm, W. (1854–1960). Deutsches Wörterbuch. Bd. 20. Leipzig.

Guski, R. (1996). Wahrnehmen – ein Lehrbuch. Stuttgart: Kohlhammer.

Haken, H. (1981). Erfolgsgeheimnisse der Natur. Synergetik: Die Lehre vom Zusammenwirken. 2. Aufl. Stuttgart: Deutsche-Verlags-Anstalt.

Haken, H. (1987). Die Selbstorganisation der Information in biologischen Systemen aus der Sicht der Synergetik. In: B.O. Küppers (Hrsg.): Ordnung aus dem Chaos. Prinzipien der Selbstorganisation und Evolution des Lebens. München: Piper, 127–159.

Haken, H., Haken-Krell, M. (1994). Erfolgsgeheimnisse der Wahrnehmung. Synergetik als zum Schlüssel zum Gehirn. Frankfurt am Main: Ullstein.

Haken, H. (2004). Ist der Mensch ein dynamisches System. In: A. v. Schlippe, W.C. Kriz (Hrsg.): Personenzentrierung und Systemtheorie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 68–77.

- Haken, H., Schiepek, G. (2010). Synergetik in der Psychologie. Selbstorganisation verstehen und gestalten. 2. Aufl. Göttingen: Hogrefe.
- Hall, A., Fagen, R. (1956). Definition of System. In: L. v. Bertalanffy, A. Rappaport (Hrsg.): General Systems Yearbook I. Ann Arbor, 18–29.
- Höffe, O. (2011). Kants Kritik der reinen Vernunft. Die Grundlegung der modernen Philosophie. München: Beck.
- Kant, I. (1787). Kritik der reinen Vernunft. 2. Aufl. Herausgegeben 1998, Philosophische Bibliothek Band 505. Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Köck, W. K. (2011a). Neurosophie. In: B. Pörksen: Schlüsselwerke des Konstruktivismus. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 209–225.
- Köck, W. K. (2011b). Von der Wahrheit zur Viabilität. In: B. Pörksen: Schlüsselwerke des Konstruktivismus. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 377–396.
- König, E., Vollmer, G. (2008). Handbuch systemische Organisationsberatung. Weinheim: Beltz.
- Königswieser, R., Hillebrand, M. (2007). Einführung in die systemische Organisationsberatung. 3. Aufl. Heidelberg: Auer.
- Korzybski, A. (1933). Science and Sanity. An Introduction to Non-Aristotelian Systems and General Semantics. Lakeville, Connecticut: The international Library Publishing Company.
- Kriz, J. (1992). Chaos und Struktur. Grundkonzepte der Systemtheorie. München: Quintessenz.
- Kriz, J. (1995a). Naturwissenschaftliche Konzepte in der gegenwärtigen Diskussion zum Problem der Ordnung. In: Gestalt Theory, Jg. 17, 2, 153–163.
- Kriz, J. (1995b). Probleme bei der Beschreibung von Strukturbildung im psychosozialen Bereich mittels naturwissenschaftlicher Konzepte. In: Gestalt Theory, Jg. 17, 3, 205–216.

Kriz, J. (2004). Personenzentrierte Systemtheorie – Grundfragen und Kernaspekte. In: A. v. Schlippe, W.C. Kriz (Hrsg.). Personenzentrierung und Systemtheorie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 13–67.

Kriz, J. (2013). Die Personenzentrierte Systemtheorie in der Beratung. In: S.B. Gahleitner, I. Maurer, E. Oja Ploil, U. Straumann (Hrsg.). Personenzentriert beraten: alles Rogers? Theoretische und praktische Weiterentwicklungen. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, 99–130.

Kriz, J. (2014). Systemtheorie ist mehr als Autopoiese. In: Familiendynamik, 39 (3), 267–270.

Laing, R.D., Phillipson, H., Lee, A. R. (1971). Interpersonelle Wahrnehmung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Laplanche, J., Pontalis, J.-B. (1972). Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Ludewig, K. (1992). Systemische Therapie. Grundlagen klinischer Theorie und Praxis. Stuttgart: Klett-Cotta.

Ludewig, K. (2009). Einführung in die Grundlagen der systemischen Therapie. 2. Auflage Heidelberg: Carl-Auer.

Ludewig, K. (2011). Psychische Systeme – ein nützliches Konzept für die systemische Praxis? Familiendynamik, 36, 222–238.

Ludewig, K. (2013). Entwicklungen systemischer Therapie: Einblicke, Entzerrungen, Ausblicke. Heidelberg: Carl-Auer.

Ludewig, K. (2015). Systemische Therapie. Grundlagen, klinische Theorie und Praxis. Stuttgart: Klett-Cotta.

Maturana, H.R. (1985). Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. 2. Aufl. Braunschweig: Vieweg.

Maturana, H.R., Varela, F. (1987). Der Baum der Erkenntnis. 2. Aufl. München: Piper.

- Maturana, H.R. (1994). Was ist erkennen? München: Piper.
- Maturana, H. R., Pörksen, B. (2002). Vom Sein zum Tun. Die Ursprünge der Biologie des Erkennens. Heidelberg: Carl-Auer.
- Metzger, W. (2001/1940). Psychologie – Entwicklung ihrer Grundannahmen seit der Einführung des Experiments. Erstauflage 1941; 6. Aufl. Wien: Verlag Krammer.
- Müller-Pozzi, H. (1991). Psychoanalytisches Denken. Eine Einführung. Bern: Hans Huber.
- Müller, K.H. (2011). Die Versuchung der Gewissheit. In: Pörksen, B.: Schlüsselwerke des Konstruktivismus. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 254–269.
- Neisser, U. (1979). Kognition und Wirklichkeit. Prinzipien und Implikationen der kognitiven Psychologie. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Nüse, R., Groeben, N., Freitag, B., Schreier, M. (1991). Über die Erfindung/en des Radikalen Konstruktivismus: Kritische Gegenargumente aus psychologischer Sicht. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Piaget, J. (2014). Meine Theorie der geistigen Entwicklung. Herausgegeben von Reinhard Fatke. 3. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz.
- Pörksen, B. (2011). Schlüsselwerke des Konstruktivismus. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Portele, H. (1999). Gestaltpsychologische Wurzeln der Gestalttherapie. In: R. Fuhr, M. Sreckovic, M. Gremmler-Fuhr (Hrsg.), Handbuch der Gestalttherapie. Göttingen: Hogrefe, 263–278.
- Quitmann, H. (1996). Humanistische Psychologie. Philosophie. Psychologie. Organisationsentwicklung. 3. überarbeitete und erweiterte Aufl. Göttingen: Hogrefe.
- Rehfus, W.D (Hrsg.)(2003). Handwörterbuch der Philosophie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Ritter, J., Gründer (Hrsg.) (1971). Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 1. Basel: Schwabe.

Ritter, J., Gründer, K. (Hrsg.) (1972). Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 2. Basel: Schwabe.

Ritter, J., Gründer, K. (Hrsg.) (1976). Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 4. Basel: Schwabe.

Ritter, J., Gründer, K. (Hrsg.) (1984). Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 6. Basel: Schwabe.

Ritter, J., Gründer, K. (Hrsg.) (1992). Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 8. Basel: Schwabe.

Ritter, J., Gründer, K. (Hrsg.) (1995). Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 9. Basel: Schwabe.

Ritter, J., Gründer, K. (Hrsg.) (1998). Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 10. Basel: Schwabe.

Ritter, J., Gründer, K. (Hrsg.) (2001). Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 11. Basel: Schwabe.

Seifert, H., Radnitzky, G. (1992). Handlexikon zur Wissenschaftstheorie. München: DTV.

Seiler, T.B. (1994). Ist Jean Piagets strukturgenetische Erklärung des Denkens eine konstruktivistische Theorie. In: G. Rusch, S.J. Schmidt(Hrsg.): Piaget und der Radikale Konstruktivismus. Delfin 1994. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 43–102.

Schiepek, G. (Hrsg.)(1991). Systemtheorie der Klinischen Psychologie. Beiträge zu ausgewählten Problemstellungen. Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg Verlag.

Schiepek, G., Böse, R. (1994). Systemische Theorie und Therapie. Ein Handwörterbuch. 2. Aufl. Heidelberg: Asanger.

Schiepek, G., Tschacher, W. (Hrsg.)(1997). Selbstorganisation in Psychologie und Psychiatrie. Braunschweig: Vieweg.

Schiepek, G. (1999). Die Grundlagen der Systemischen Therapie. Theorie-Praxis-Forschung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Schiepek, G., Eckert, H., Kravanja, B. (2013). Grundlagen systemischer Therapie und Beratung. Psychotherapie als Förderung von Selbstorganisationsprozessen. Göttingen, Bern: Hogrefe Verlag.

Schiepek, G., Strunk, G. (2014). Therapeutisches Chaos. Eine Einführung in die Welt der Chaostheorie und Komplexitätsforschung. Göttingen, Bern: Hogrefe Verlag.

Schiersmann, C., Thiel, H.-U. (Hrsg.)(2012). Beratung als Förderung von Selbstorganisationsprozessen. Interdisziplinäre Beratungsforschung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Schlippe, A. v., Schweitzer, J. (1996). Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Schlippe, A. v., Schweitzer, J. (2010). Systemische Interventionen. 2. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Schlippe, A. v., Schweitzer, J. (2013). Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung. Das Grundlagenwissen. 2. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Schmeer, G. (1990). Heilende Bäume. Baumbilder in der psychotherapeutischen Praxis. 3. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.

Schmeer, G. (1994). Krisen auf dem Lebensweg. Psychoanalytisch-systemische Kunsttherapie. Stuttgart: Klett-Cotta.

Schmeer, G. (1998). Das Ich im Bild. Ein psychodynamischer Ansatz in der Kunsttherapie. Stuttgart: Klett-Cotta.

Schmeer, G. (2003). Kunsttherapie in der Gruppe. Vernetzung – Resonanzen – Strategeme. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Schmeer, G. (2005). Zum Stellenwert der Sprache in der Kunstpsychotherapie. In: D. Tietze, HfBK Dresden (Hrsg.): Die Kunst der Kunsttherapie. Bd. 2 Kunstaustausch. Dresden: Sandstein Verlag, 178–191.
- Schmeer, G. (2006). Die Resonanzbildmethode. Visuelles Lernen in der Gruppe. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schmeer, G. (2015). Ein Leben. Eine Lehre. Wege zur Kunsttherapie und ein didaktisches Konzept 1926–2015. Graz: Erato Verlag.
- Schmidt, S. J. (Hrsg.)(1987). Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schmidt, S. J. (1987). Der Radikale Konstruktivismus: Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs. In: S.J. Schmidt (Hrsg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 11–88.
- Schwing, R., Fryszer, A. (2007). Systemisches Handwerk. Werkzeug für die Praxis. 2. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Simon, F.B., Stierlin, H. (1993). Die Sprache der Familientherapie. Ein Vokabular. 3. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Simon, F.B., Clement, U., Stierlin, H. (1999). Die Sprache der Familientherapie. Kritischer Überblick und Integration systemtherapeutischer Begriffe, Konzepte und Methoden. 5. völlig überarbeitete und erweiterte Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Simon, F.B. (1999). Zirkuläres Fragen. Systemische Therapie in Fallbeispielen. Ein Lehrbuch. Heidelberg: Carl-Auer.
- Simon, F.B. (2007). Einführung in die systemische Organisationstheorie. Heidelberg: Carl-Auer.
- Storch, M., Cantieni, B., Hüther, G., Tschacher, W. (2010). Embodiment. Die Wechselwirkung von Körper und Psyche verstehen und nutzen. 2. erweiterte Aufl. Bern: Hans Huber.

Strunk, G., Schiepek, G. (2006). Systemische Psychologie. Einführung in die komplexen Grundlagen menschlichen Verhaltens. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.

Thomä, H., Kächele, H. (1989). Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie. Bd. 1 Grundlagen. 2. korrigierter Nachdruck. Berlin: Springer-Verlag.

Uexküll, J.v. (1920). Theoretische Biologie. Berlin: Verlag von Gebrüder Paetel.

Varela, F.J. (1987). Autonomie und Autopoiese. In: S.J. Schmidt (Hrsg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 119–132.

Watzlawick, P. (1985). Wirklichkeitsanpassung oder angepasste „Wirklichkeit“? - Konstruktivismus und Psychotherapie. In: Einführung in den Konstruktivismus. Beiträge von Heinz von Foerster, Ernst von Glasersfeld, Peter M. Hejzl, Siegfried J. Schmidt und Paul Watzlawick. Eine Veröffentlichung der Carl Friedrich von Siemens Stiftung. 4. Aufl. 1998. München: Piper, 89–107.

Watzlawick, P., Beavin, J. H., Jackson, D. D. (1990/1967). Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. 8. Auflage Bern: Hans Huber.

Watzlawick, P. (1991a/1981). Selbsterfüllende Prophezeiungen. In: Watzlawick, P. (Hrsg.). Die Erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? 7. Aufl. München: Piper, 90–110.

Watzlawick, P. (Hrsg.) (1991b/1981). Die Erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? 7. Aufl. München: Piper.

Watzlawick, P. (1991c/1977). Die Möglichkeit des Andersseins. Zur Technik der therapeutischen Kommunikation. 4. Aufl. Bern: Hans Huber.

Watzlawick, P. (1992/1976). Wie wirklich ist die Wirklichkeit. Wahn-Täuschung-Verstehen. 20. Aufl. München: Piper.

Watzlawick, P., Weakland, J. H., Fisch, R. (1992/1974). Lösungen. Zur Theorie und Praxis menschlichen Wandels. 5. Aufl. Bern: Hans Huber

Willke, H. (2005). Systemtheorie II: Interventionstheorie. 4. Aufl. Stuttgart: Lucius&Lucius Verlagsgesellschaft.

Anhang

A Leitfaden teilstrukturiertes Interview mit Prof. Dr. Schmeer

I Allgemeines Verständnis der Resonanzbildmethode

- I.1 Wie ist die Resonanzbildmethode entstanden?
- I.2 Wie würden Sie die „Resonanzbildmethode“ allgemein beschreiben?
- I.3 Welche theoretischen Ansätze haben Sie bezogen auf die Resonanzbildmethode beeinflusst?
- I.4 Welche weiteren Einflüsse kamen aus der Praxis und von den Teilnehmern?
- I.5 Was könnten Sie sonst noch zum allgemeinen Verständnis der Resonanzbildmethode sagen?

II Systemtheoretisches und erkenntnistheoretisches Verständnis

- II.1 Was sind für Sie die wesentlichen Merkmale eines „Systems“?
- II.2 Wie würden Sie die Gruppe als soziales System beschreiben?
- II.3 Wie würden Sie „psychische Systeme“ beschreiben?
- II.4 Wie würden Sie die bildliche und sprachliche Ebene menschlichen Erkennens beschreiben?
- II.5 Wie hängen die sprachliche und die bildliche Ebene zusammen beim Maler des Resonanzbildes?
- II.6 Welche systemtheoretischen Ansätze haben Sie beeinflusst?
- II.7 Welche Verbindungen sehen Sie zwischen Systemtheorie und der Resonanzbildmethode?

III Verständnis von wesentlichen Begriffen und Vorgängen der Resonanzbildmethode

- III.1 Worin besteht für Sie der Unterschied zwischen digitalem und analogem Ausdruck?
- III.2 Was verstehen Sie unter den Begriffen „analog“?
- III.3 Was verstehen Sie unter dem Begriff „Resonanz“?
- III.4 Was wird von dem Maler durch das „Initialbild“ zum Ausdruck gebracht?
- III.5 Was genau resoniert beim Betrachten der Initialbilder im Inneren des Betrachtenden?

- III.6 Wie geschieht die Auswahl für ein Initialbild eines anderen Teilnehmers?
- III.7 Was wird von dem Maler durch das „Resonanzbild“ zum Ausdruck gebracht?
- III.8 Welche Bedeutung haben dabei die bildliche und die sprachliche Ebene?
- III.9 Welche Veränderungen geschehen durch das Resonanzbild beim Maler?
- III.10 Welche Veränderungen geschehen beim Zusammenführen von „Initialbild“ und „Resonanzbild“?
- III.11 Was passiert in diesem Moment der Zusammenführung von „Initialbild“ und „Resonanzbild“?
- III.12 Was könnten Sie sonst noch zu dem Vorgang der Resonanzbildmethode sagen?

IV Verständnis von Veränderung

- IV.1 Was ist Gegenstand der Veränderung bei der Anwendung der Resonanzbildmethode?
- IV.2 Wie könnten Sie den Vorgang der Veränderung durch die Resonanzbildmethode genauer beschreiben?
- IV.3 Wie spielen bei dem Veränderungsvorgang Kognitionen, Emotionen und der Körper zusammen?
- IV.4 Welchen Einfluss hat dabei die aktuelle psycho-physische Grundstimmung der Teilnehmer?
- IV.5 Welche Bedeutung hat dabei die sprachliche Ebene?
- IV.6 Was könnten Sie sonst noch zu deinem Verständnis von Veränderung sagen?

B Transkription Interview mit Prof. Dr. Schmeer

Das folgende transkribierte Interview mit Gisela Schmeer wurde am 8. Januar 2016 in ihrem Haus in München mit dem Autor der vorliegenden Arbeit geführt⁷⁴.

Für das teilstrukturierte Interview wurden die Fragen in Anhang A als Leitfaden verwendet.

I Allgemeines Verständnis der Resonanzbildmethode

I.1 VK: Wie ist die Resonanzbildmethode entstanden?

GS: Mitte der 1980er-Jahren hatte ich in einem Seminar – ich glaube von Frau Prof. Schottenloher – mal miterlebt, dass jemand sagte, „meine Nachbarin hat in ihrem Bild einen Lösungsansatz für mein Problem“.

Da ich damals vorwiegend mit Therapiegruppen arbeitete, wurde ich hellhörig: Das Bild einer anderen Gruppenteilnehmerin wird irgendwie als Antwort auf eine im eigenen Bild dargestellte Frage erlebt.

Es war auch die Zeit, wo ich bei Bert Hellinger und Matthias Varga von Kybed den systemischen Ansatz in der Psychotherapie kennenlernte.

Ich erlebte damals immer bewusster und in vielen Variationen das Wirken innerhalb meiner Gruppen und war fasziniert, bezaubert, verzaubert. Ich musste anfangen, zu analysieren – und zu dokumentieren.

Trotzdem ist es gar nicht leicht, heute, nach 10–15 Jahren rückblickend die vielen Faktoren zu benennen, die schließlich zu der zusammenfassenden Darstellung in dem Buch „Die Resonanzbildmethode“ geführt haben. Es ist, wie wenn man 10 Jahre nach einer Geburt nochmal alle Gefühle wiedererwecken und beschreiben soll, die man in der Schwangerschaft hatte. Besonders schwierig, wenn danach noch andere Schwangerschaften (Bücher) entstanden sind.

Bei der Entwicklung der Resonanzbildmethode habe ich das oben beschriebene flüchtige, kurze aber wichtige Erlebnis wohl aufgegriffen. Allerdings habe ich nie gezielt mögliche Bildelemente einer Nachbarin zum Ausgangspunkt einer Antwort für die Nachbarin gemacht.

Sondern, ganz anders:

⁷⁴ Die Markierungen im Text und Veränderungen im Schriftbild wie Einrückungen oder Absätze wurden von Gisela Schmeer bei der Durchsicht der Transkription des Interviews selbst vorgenommen, um bestimmte Aussagen von ihr zu betonen oder herauszustellen. Durch Unterstreichung sind die Fragen des Autors gekennzeichnet. Gisela Schmeer wird mit den Initialen „GS“ und der Autor dieser Arbeit Volker Kiel mit VK abgekürzt.

Nach der Vorstellung der Initialbilder in der Gruppe habe ich alle aufgefordert, die ausgebreiteten Bilder nochmal Revue passieren zu lassen und zu schauen, ob es da ein Bild gibt, das besonders berührt, interessiert, neugierig gemacht hat. Es ging also von Anfang an n i c h t darum, ob da ein anderes Gruppenmitglied einen Lösungsvorschlag macht, der aufgegriffen wird. **S o n d e r n** es ging darum, dass ein **Thema** aufgegriffen wurde, das bis dahin vielleicht im Schatten lag, übernommen wird und für Überraschung (!) sorgt. Durch das Aufgreifen dieses Themas, das erstmal scheinbar nichts mit dem Resonanzbildzeichner zu tun hat, kommt es zu einer erweiterten Sicht, d.h. das überraschende (dunkle, bis dahin unbewusste) Thema im Resonanzbild wird aufgegriffen und angesprochen – im Sinne von Erweiterung, einer **ganzheitlichen** therapeutischen Sicht (Individuation). Ich habe nie gewollt, dass Antworten gefunden werden, sondern Themen und Ausgeklammertes und Unerwartetes. Das Thema taucht plötzlich auf und es geht darum, es zu integrieren in das, was der Maler schon weiß oder meint zu wissen.

VK: Und was wären das für Themen, die auftauchen?

GS: Das ist millionenfach. Miniandeutungen von Themen. Die Resonanzbilder sind keine großen durchdachten Bilder, sondern ganz flüchtig. Keine großen Themen, sondern ein Moment, der etwas antriggert. Das mache ich dann in der Einzelsitzung zum vertieften Thema. Erst sekundär kommt oft ein Denkprozess und die Teilnehmer fragen sich „Was könnte das sein?“. Dies wird dann hinten draufgeschrieben.

VK: Sie beschreiben auch Vorstellungen, die ausgelöst werden bei den anderen...

GS: Es sind bildhafte flüchtige Vorstellungen, die manchmal schwer einzufangen sind für die Leute. Sie machen dann irgendwas, was etwas damit zu tun hat, und genau diese „Irgendwas“ führt oft zu einer wichtigen Thematik.

Von den Vorstellungen, die beim Betrachten der Bilder entstehen, wird unter einem gewissen Zeitdruck eine Auswahl getroffen, indem man sich auf genau ein Bild bezieht. Die Teilnehmer betrachten die Bilder und stellen fest, was komisch, irritierend oder interessant in einem bestimmten Bild war. Dieser Auswahlprozess ist das Besondere. Er ist nicht reflektiert, sondern scheinbar zufällig.

VK: Hängt diese Auswahl der Vorstellungen mit der persönlichen Geschichte zusammen?

GS: Ja, aber es sind oft unbewusste Anteile und oft sind es auch nicht unbedingt bedeutende Themen, aber im Kontext mit dem Initialbild immer sehr interessant. Es ist nicht unbedingt das Thema, was den Menschen besonders beschäftigt, nur etwa bei 50% ist das der Fall. Vielleicht ist es auch das Thema des Vaters, das plötzlich auftaucht. Auf jeden Fall ein interessantes Thema, das überraschend und unerwartet ist. Daher ist eine große Gruppe von 12–16 Leuten durch die vielen Initialbildern besonders sinnvoll.

Ich stelle mir vor, der ganze Raum ist voller Informationen und dann kommt der Moment, in dem die Teilnehmer sich für etwas entscheiden. Das ist sehr wenig kognitiv und nicht reflektiert.

I.2 VK: Wie würden Sie die „Resonanzbildmethode“ allgemein beschreiben?

GS: Nach der Vorstellung der Initialbilder, auf denen jeder Teilnehmer ein aktuelles Thema, Problem oder Traum (aus den letzten 2 Tagen) mit Wasserfarben gemalt hat, werden alle Initialbilder im Gruppenkreis ausgebreitet. Jeder besinnt sich noch mal auf die Vorstellungsrunde und versucht sich zu erinnern, welches der Bilder ihn besonders berührt, neugierig gemacht hat. Und zu diesem Bild zeichnet er mit schwarzem Filzstift ein Resonanzbild (18*21,5 cm). Wie er will. Dann notiert er auf der Rückseite ein Wort oder einen Satz dazu.

I.3 VK: Welche theoretischen Ansätze haben Sie bezogen auf die Resonanzbildmethode beeinflusst?

GS: Der **Wartegg-Zeichentest**, den ich zwischen 1951 und 1955 in der Psychosomatischen Beratungsstelle bei jedem Kinderpatienten in der Universitätskinderpoliklinik ausführen, beschreiben, d.h. protokollieren musste.

Literatur von **Rudolf Arnheim**: Anschauliches Denken.

Dass ich ein kleines Format auswählte und den Filzstift – das war ein intuitiver Moment, ungeheuer wichtig, es hatte damit zu tun, dass ich eine **Vorliebe für die Reduktion von Bildinhalten und Bilddynamiken** habe und mir schon immer Seminar-Erinnerungsnotizen und Handouts für die Teilnehmer in zeichenhafter Form gemacht habe.

Die **Psychodynamik-Skizze** ist ein mir seit Jahrzehnten vertrautes Medium, um mich an therapeutische Situationen – Erkenntnisse aus Einzelsitzungen etc. – zu erinnern. Die Reduktion von Bildinhalten in einer Skizze.

Das Experiment von **Marianne Simmel und Fritz Heider** aus den 1940er-Jahren: Die menschliche Psyche erzeugt beim Betrachten von Zeichen Zusammenhänge, Bedeutungen und Geschichten, wo primär gar keine sind. Zum Beispiel eine Eifersuchtsszene wird aus Dreiecken gedichtet.

Alexander Kluge und Erik Kandel: Auf der Suche nach dem Gedächtnis. Schaltkreise („Systeme“ im Gehirn), 2006

Alexander Kluge: Geschichten vom Kino, 2007

Der Film besteht aus Sequenzen mit Lücken, die das Gehirn aber nicht erkennt. Der Sinnzusammenhang entsteht durch das Schneiden, ähnlich der Sequenzen der einzelnen Resonanzbilder, die sich in eine Reihenfolge legen lassen. Durch verschiedene Arten des Legens kann ich etwas Unsinniges, etwas Regressives und etwas Progressives legen. Man sieht mit der Zeit die Macht dieser Sequenzen. Dabei helfe ich und bin auch etwas direkter, wenn jemand keinen Einfall hat. Es kommt dabei darauf an, ein Modell von Entwicklung abzubilden.

Ich erkannte die Bedeutung der **Lücken(!)** bei den Bildsequenzen (Angebot für Projektionen).

Ich mache das, wenn mehrere Personen aus der Gruppe auf ein Initialbild reagieren, so habe ich zum Beispiel acht Resonanzen, mit denen ich mit einem

Teilnehmer eine große Sequenz legen kann. Der Teilnehmer, der das Initialbild gemalt hat, legt mit meiner Hilfe eine progressive Sequenz. Sein eigenes Resonanzbild wird dabei außer Acht gelassen, es geht dabei um einen anderen Prozess. Nur manchmal passt es vielleicht an den Schluss, wenn die Sequenz zu keiner Lösung führt. Das ist die Potenz einer Gruppe, indem etwas völlig neues Kreatives angeliefert wird.

Studium der **Comic-Theorien**

Auch Comics haben immer eine kleine Lücke und der Leser muss den Sprung mit seiner Phantasie schaffen. Lücken werden gefüllt durch die Aktivität des Gehirns des Betrachters. Dadurch werden Sinnzusammenhänge und Bedeutungen gefunden. Im Beratungskontext hat der Sinn, der gefunden wird, mit der persönlichen Entwicklung zu tun. Irgendein Thema oder Entwicklungsschritt taucht neu auf und wird noch einmal angeschaut.

Die systemischen Aufstellungen von Matthias Varga von Kybed.

An eine eigene Grenze gelangte ich, als ich bei Matthias an einer **Sprachlichen Oberflächenstrukturaufstellung (SOA)** teilnahm. Es war mein höchster Wunsch, gewisse Schlüsselsätze aufzustellen, zum Beispiel negative Glaubenssätze wie den in der Kunsttherapie häufig zu hörenden Satz: Ich kann nicht malen.

Matthias bezog in diesem Seminar philosophisch-mathematische Formeln ein, die er an der Tafel entwarf und die ich irgendwann nicht mehr verstand und kapitulierte. Mein großes Anliegen, den Satz „ich kann nicht malen“ aufzustellen, blieb unerfüllt.

Bei **Bert Hellinger** war es teilweise sehr emotional, aber sehr gut, vor allem in den 1980er-Jahren. Das hat sich dann ins Prophetische verändert. Aber ich lasse nichts auf ihn kommen. Damals war es ein Geheimtipp, es war eine ganz andere Sicht, Systeme zu betrachten.

Der **Regelkreis** – eine mir aus dem Medizinstudium her bekannte und vertraute kreiskausale Dynamik (z.B. in der Physiologie).

Speziell zum Thema Bildsequenzen:

Reisen nach **Ägypten**, bei denen ich die Bildsequenzen in den Gräbern studieren konnte.

I.4 VK: Welche weiteren Einflüsse kamen aus der Praxis und von den Teilnehmern?

GS: Ein Assistent erinnerte mich und die Gruppe mehrmals daran, dass es einen mathematischen Schlüssel, Fakultät, gibt. s.u.

Eine Möglichkeit auszurechnen, wie viele Variationen von Sequenzen aus z.B. 5 Resonanzbildern möglich sind ($5! = 5 \times 4 \times 3 \times 2 \times 1 = 120$). Man sieht dann, dass man eigentlich immer irgendeinen Sinn findet. Der Klient hat die Möglichkeit, eine

passende Geschichte zu bilden. Es geht aber auch darum, etwas für die Gruppe exemplarisch zu legen, da die Demonstrationen zur Ausbildung der Teilnehmer dienen. Meist werden allgemeingültige Geschichten gelegt, z.B. vom Allgemeinen zum Speziellen oder vom Konflikthaften zum gelassenen Zentrierten. Das Legen ist Übungssache und da bin ich direktiv.

Natürlich sind auch von sehr intelligenten Teilnehmern Einfälle aufgetaucht, die ich im Laufe der Jahre mit einbezogen habe.

I.5 VK: Was könnten Sie noch zum allgemeinen Verständnis der Resonanzbildmethode sagen?

GS: Die Bedeutung der Bildsequenzen und der Lücken.

Einen besonderen Beitrag zur Lösung eines aktuellen Konfliktes oder einen Lösungsweg bietet die Resonanzbildmethode, wenn mehrere Teilnehmer auf das gleiche Initialbild eines Gruppenmitglieds reagiert haben. Ich setze mich mit der Malerin des Initialbildes auf einen Schemel, lasse sie ihr Initialbild hinlegen und fordere all diejenigen auf, die ein Resonanzbild auf eben dieses Initialbild gemacht haben, ihr Resonanzbild herzugeben. Dann beginnen wir eine **Sequenz** zu legen. Und es ergibt sich tatsächlich ein Lösungsansatz, es ergeben sich **Schritte**, neue Sichtweisen, eine unglaubliche therapeutische Potenz in der Gruppe. Eine ganz andere Methode ist, und dazu setze ich mich auch anders hin, damit es nicht zu Verwirrung kommt, die Arbeit mit einem Initialbild und einem Resonanzbild desselben Teilnehmers. Manchmal kommt es zu Verwirrungen dieser beiden Methoden. Beim einen geht es um eine allgemeingültige Sequenz, bei der anderen Methode geht es allein um den, der das Initialbild und das Resonanzbild gemalt hat.

II Systemtheoretisches und erkenntnistheoretisches Verständnis

II.1 VK: Was sind für Sie die wesentlichen Merkmale eines „Systems“?

GS: Meine langjährigen praktischen Erfahrungen mit Systemen beschränken sich auf bildliche Vorstellungen folgender Systeme:

- den menschlichen Organismus
- das synaptische neuronale System
- das innerpsychische System (Psychodynamik), das Unbewusste, die Ichstrukturen, die Traumdynamik, Verdrängung, Verschiebung etc.
- Familiensysteme
- Gruppensysteme
- (wenig: Organisationssysteme)

Mit übergreifenden Systemen und Systemtheorien habe ich mich kaum beschäftigt.

Psychodynamik etc. kann ich mir gut bildlich vorstellen. Allerdings, wenn ich es dann zeichnen lasse, kann es manchmal ganz anders sein, als ich es mir vorgestellt habe. Das war ein ganz wichtiger Moment für mich. Ich kann gar keinen Therapeuten verstehen, der nicht malen lässt und sich diese Dokumentation entgehen lässt.

VK: Die klassische Psychoanalyse geht davon aus, dass der Therapeut die Vorstellungen des Klienten nachvollziehen kann.

GS: Das Malen ist ja die Realitätskontrolle, die man braucht, finde ich. Die Bildebene von Vorstellungen lässt sich nur begrenzt sprachlich dem Therapeuten vermitteln, deshalb ist er meines Erachtens arm dran, wenn er keine Bilder mit einbezieht. Aber dieses Vorurteil, das es in der Psychoanalyse gegenüber Bildern gibt, ist, dass es Ausagieren ist. Für mich ist es eher die Korrektur der einseitigen Sicht des Zuhörers. Daher habe ich auch mein Buch als Bilderbuch geschrieben und nicht wie viele andere Bücher „aus der Szene“ mit kleiner Schrift und ohne Bilder. Mit dieser Art setze ich mich einer gewissen Kritik aus. Ich wollte zeigen, dass der Therapeut nicht aus seiner Biographie heraustreten kann.

VK: Jeder Mensch macht seine eigenen Vorstellungen und Bilder und dass diese bildlichen Vorstellungen auch durch Bilder zum Ausdruck gebracht werden können, aber diese Bilder sind auch nicht die bildlichen Vorstellungen, die wir im Kopf haben. Es ist lediglich ein Abbild einer bildlichen Vorstellung.

GS: Ja, und ohne sprachlichen Kommentar sind sie gefährlich. Deutungen ohne den sprachlichen Kommentar des Malers. Natürlich hat man im Laufe der Jahrzehnte Deutungskriterien, dass man auf den ersten Blick das ein oder andere sieht. Künstler schauen Bilder auf eine ganz andere Weise an als ich. Sie stellen die ästhetische Komponente mehr in den Mittelpunkt, was ich nie ganz verstanden habe. Ich bin geformt durch meine Ausbildung als Psychotherapeutin, nicht als Künstlerin.

VK: Durch die ästhetische Betrachtung der Bilder wird ein gewisses Schema auf die Bilder gelegt, durch das das Bild gedeutet wird.

GS: Ob sie dadurch deuten, weiß ich nicht, aber sie arbeiten damit. Sie bringen über ästhetische Prozesse die psychischen Prozesse in Bewegung. Das kann ich nicht und kann es mir auch nicht aneignen.

VK: Ihr Ansatz ist eher, dass der Klient sein Anliegen aufzeigt, ohne dass es nach ästhetischen Kriterien bewertet wird. Dann ist der Klient frei, es nach seinen Ausdrucksmöglichkeiten zu erschaffen.

GS: Wenn man den Patienten dann gehört hat, kann man kleine Deutungsversuche machen, als Angebote. Voraussetzung ist, dass der Klient sein Bild erst beschreibt und man sehr genau zuhört. Das habe ich in meinem Buch beschrieben, wie sich das Feld an Informationen beim zuhörenden Therapeuten aufbaut. Diesen Zustand, aufgrund dessen man überhaupt kunsttherapeutisch anfängt zu arbeiten.

Der Therapeut macht seine Vorstellungen über den Klienten, aber das ist nur ein Teil. Dann kommen die Eindrücke vom Patienten. Und dann kommt mein

Erfahrungsspeicher, der sich auch hineinmischt. Das ist in meinem letzten Buch detailliert beschrieben worden.

VK: Aufgrund Ihrer Erfahrungen und Ihres Wissens machen Sie sich auch eine Vorstellung aufgrund dessen, was der Klient dir anbietet an Worten und auch an Bildern.

GS: In das Feld kommen Informationen vom Klienten, vom Bild und von meinem Inneren. Eine Suspension entsteht, wenn sich zwei Essenzen, die sich nicht vertragen, mischen. Dann entsteht ein Schwebestand (z. B. zwischen Öl und Wasser) und irgendwann mischt es sich. So ist es mit den Angeboten des Klienten und mit meiner Erfahrungsinformation; und wie von selber, wenn man nur warten kann, kommt die gute Frage aus diesem Feld. Alles hängt drin in dem Feld und man hält es aus, dass es sich noch nicht formulieren lässt, und auf einmal kommt dieses evidente Gefühl, „jetzt frage ich das“.

II.2 VK: Wie würden Sie die Gruppe als soziales System beschreiben?

GS: Eine soziale Gruppe ist für mich ein Aufeinander-bezogen-Sein verschiedener Menschen, z. T. ohne es zu wissen. Anders als wenn man eine Party plant etc., da ist die Bezogenheit viel klarer. Ich habe z. B. einmal ein Resonanzbild auf das Reinkommen machen lassen. Sie kannten noch niemanden und kamen rein; also eine Resonanz auf die Gruppe oder auf jemanden aus der Gruppe, ehe die Gruppe anfing. Das System ist sofort aktiv, wenn jemand in die Türe kommt oder rausgeht oder sich neben den setzt.

VK: Es werden schon Vorstellungen gemacht...

GS: ...auch Zweifel und Phantasien. Also bewusstes und unbewusstes Bezogensein einer Gruppe (von Menschen).

Ich erlebe stumme Systeme/laute Systeme/vibrierende Systeme/
Systemabspaltungen (z. B. seltsame Sitzordnung aus Angst)

Starre Systeme

Systemische „Symptome“:

Delegationen an die anderen/sich heraushalten/das System
steuern und dominieren (wollen)

Das sind Sachen, die laufen von den ersten Minuten an, ohne dass es eigentlich angefangen hat. Das ist ein System, das mehr unbewusst läuft.

Therapie von Systemen (G r u p p e n t h e r a p i e).

Wie ich mit dem System umgehe:

Z.B. provoziere ich das System, indem ich mich davor setze und ein unerwartetes Thema einleite.

- Provokation („Ich habe gehört, es gab ein Problem im Aufzug/im Liegewagen.“)
- Jemand verlässt plötzlich den Raum: Erschütterung, Angst, Feindseligkeit,
- Jemand kommt zu spät
- Jemand hört auf/jemand stirbt

Durch die Provokation von mir wird es emotional oder auch erotisch. Ein System wird dadurch kreierte. Dann lasse ich die anderen, die rundherum sitzen, ein Resonanzbild machen über die Szene in der Mitte. Dann projiziere ich diese Bilder an die Wand.

VK: Durch Ihre Provokation wird dann bei den Teilnehmern in der Mitte eine Vorstellung aktiviert.

GS: Ja, man muss dabei auch aufpassen, dass es nicht eskaliert. Dass z. B. einer in die Rolle kommt, die er schon immer hatte. Es ist kein Partyspiel, kein Zeitvertreib. Die Resonanzen werden zu Lehrzwecken auf die Wand gemacht und dann verarbeitet. Das ist sehr aufwühlend unter Umständen.

VK: Das Resonanzbild gibt dann wiederum eine Auskunft über den, der das Bild gemalt hat.

G.S. Ja, es kann dann wieder mit seinem Initialbild verknüpft werden. Dadurch kriegt man wieder einen neuen Aspekt der Situation.

II.3 VK: Wie würden Sie „psychische Systeme“ beschreiben?

GS: Bewusste und unbewusste Dynamiken (z. B. im Traum), die im dauernden Fluss und in Auseinandersetzung sind (Verdrängung, Abspaltung, Integration etc.).

VK: Die bildlichen Vorstellungen, die wir uns machen, sind bewusst oder unbewusst.

GS: Ja, mehr oder weniger. Ich glaube, es gibt Menschen, die anschaulich denken, und solche, die sich eher kognitiv auseinandersetzen. Bilderhafte und abstrakte Denker.

Durch den Druck, die Vorstellungen aufzuzeichnen, werden sie in einen höheren Grad an Bewusstheit gezwungen. Man wird gezwungen, sich zwischen den fluktuierenden Vorstellungen festzulegen.

II.4 VK: Wie würden Sie die bildliche und sprachliche Ebene menschlichen Erkennens beschreiben?

GS: Das sprachliche Erkennen ist **immer** auch

- verquickt mit bildlichen Elementen: Mimik, Körperbewegungen beim Sprechen und akustischen Elementen: die Stimme.

- verquickt mit Gesprächsatmosphäre

- abhängig von einer mehr begrifflich formulierten Sprache oder einer mehr erzählenden, bildhaften Sprache

Es ist für mich eine Verquickung von Sprache und Bild. Auf Sprache könnte ich auf keinen Fall verzichten.

Der bildlichen Ebene menschlichen Erkennens liegt

- instinktives Bildverstehen zugrunde oder

- beim Spezialisten spezielles Erfahrungswissen zugrunde, das aus dem Kennen tausender Bildaussagen (von Patienten oder Künstlern) herrührt.

Grundlage sprachlichen sowie bildlichen Erkennens ist das Erkennen-Wollen, d. h. eine rezeptive Offenheit, bei der keine Wahrnehmungsinhalte ausgeklammert werden.

Das Bild und die Art, wie es vorgestellt wurde (in drei Sätzen), löst die Resonanz aus. Man kann die sprachliche und bildliche Ebene nicht isoliert betrachten. Sprache ist in der Kunsttherapie nichts Abstraktes.

II.5 VK: Wie hängen die sprachliche und die bildliche Ebene zusammen beim Maler des Resonanzbildes?

GS: Ich würde sagen, da entsteht beim Umdrehen des Resonanzbildes, wenn er den Satz draufschreiben soll, eine kleine Ratlosigkeit. Erst einmal ist da die Resonanz auf das Bild von jemand anderem, dann hat er endlich eine Form gefunden. Jetzt ist er in einer ganz anderen psychischen Verfassung als wenn er spricht. Das ist eine echte Ratlosigkeit, etwas dazu zu schreiben. Es ist manchmal schwierig, aus dem Darstellenden in das Reflektieren und Formulieren überzugehen. Es ist eine gute Übung und gleichzeitig ein Akt der Selbsterkenntnis. Der Maler benennt etwas, was er gemalt hat. Beim Prozess des Benennens erfährt er etwas über sich. Manche sind ratlos und manche wissen es sofort. Sie haben ein Symbol gefunden und wissen sofort, was ihr Symbol für einen sprachlichen Zusammenhang hat.

VK: Während des Malens des Resonanzbildes, geht das ohne parallele Sprache? Funktioniert das Zeichnen ohne Sprache?

GS: Es ist eher verschieden. Wenn jemand ein Symbol wählt, dann ist sicher das Symbol sehr nah an der Sprache. Aber wenn er hilflos irgendetwas abmalt, dann bezweifle ich, dass er sich das Wort innerlich vorsagt. Es ist näher an der Sprache, wenn er nur Linien abmalt, als wenn er ein Symbol wählt.

VK: Die bildliche Ebene ist im Vordergrund und die sprachliche im Hintergrund. Wenn er aufgefordert wird, sich damit bewusst auseinanderzusetzen, dann geht die sprachliche Ebene in den Vordergrund und es kommt der Wechsel.

GS: Ja.

VK: Wie wirken diese Ebenen zusammen?

GS: Sehen ist anschauliches Denken.

Die Resonanzbildmethode verquickt Bildersprache (Vorderseite) und verbale Sprache (Rückseite).

Bilder sind sichtbar gemachtes Wissen.

Das Lesen von Resonanzbildern ist eine Übungssache. Es ist aufgrund der vielen Piktogramme für unsere Generation relativ einfach, Zeichen zu verstehen. Z. B. die Verkehrsschilder im Straßenverkehr. Resonanzbilder sind im Gegensatz dazu ganz individuelle Zeichen. Wenn man solche Bilder jahrzehntelang sieht, kommt ein Evidenzgefühl - wie wenn man eine Fremdsprache lernt.

Es hängt zusammen z. B. mit meditativen Übungen des Menschen, der bereit ist, **auf allen Ebenen offen** zu sein und nichts auszuschließen.

Sowohl das bildliche als auch das sprachliche Erkennen sind sehr abhängig vom Symbolverständnis des Erkennenden: d. h., wie weit er in der Symbolik zu Hause ist/wie weit er auch die tieferen Hintergründe der bildlichen und der sprachlichen Äußerungen in Betracht zieht (Bildgeschichte).

VK: Da in einem Kulturkreis bestimmte Zeichen gemeinsam sind, ist es dadurch möglich bestimmte gemeinsame Bedeutungen zu finden?

GS: Ja, manche Piktogramme sind im Ausland ganz anders, z. B. in Asien. Da waren mir manche der Bilder fremd. Aber diese Vorbildung, die unsere Patienten haben, Zeichensprache zu entschlüsseln, kommt von dieser gesellschaftlichen Situation mit diesen Orientierungshilfen, z. B. auf Bahnhöfen.

II.6 VK: Welche systemtheoretischen Ansätze haben Sie beeinflusst?

GS: Nachträglich, also über 10 Jahre nachdem ich das Buch geschrieben habe, muss ich sagen, dass ich mich nicht viel mit Lektüre über Systemtheorien beschäftigt habe, sondern das meiste durch Ausprobieren und Nachdenken über erlebte Zusammenhänge entstanden ist und beschrieben wurde. Z. B. gibt es einen Autor, Nagi, den ich immer gesucht habe, der anscheinend der Urheber dieser systemischen Familienaufstellung ist, ich habe aber nie diese Texte bekommen.

Es war eine Phase von Entdeckungsreisen, gemeinsam mit meinen jeweiligen Gruppen. Ein jedes Mal neues Sich-Wundern. Da war z. B. ein Arzt, Hubertus Blümel, der öfter kam, und der mich immer wieder mal hinwies auf die unglaublich hohe Zahl der Möglichkeiten, Resonanzbilder zu legen. Er wusste viel über das Phänomen der Varietät, das ist die Anzahl möglicher Zustände, die

ein System haben kann. Gemäß dem mathematischen Begriff "**Fakultät**" (aus der Kombinationslehre) lassen sich die Möglichkeiten errechnen.

Fünf Resonanzbildern lassen sich z. B. in 120 verschiedenen Reihenfolgen legen.

Kurz, meine Lehrmeister waren auch gewisse Gruppenmitglieder wie eben dieses, die mir und den anderen solche aufregenden Tatsachen vermittelten, an denen ich dann weiter studierte. Es waren keine systemtheoretischen Theorien.

Rückwirkend erinnere ich mich vor allem an die Lektüre von Edward de Bono (1971) über laterales Denken, Rowohlt. Dieses Buch habe ich damals verschlungen. Es war und ist sicher bis heute ein wichtiger theoretischer Hintergrund meiner Arbeit.

II.7 VK: Welche Verbindungen sehen Sie zwischen Systemtheorie und der Resonanzbildmethode?

GS: Die Möglichkeit, Resonanzbilder einer einzigen Gruppe in unterschiedlichen Sequenzen zusammenzufügen, rückt diesen Zugang in den Forschungsbereich komplexer organischer Systeme, die aus sich selbst heraus völlig neue Qualitäten (Gefühle, Reaktionen etc.) kreieren.

III **Verständnis von wesentlichen Begriffen und Vorgängen der Resonanzbildmethode**

III.1 VK: Worin besteht für Sie der Unterschied zwischen digitalem und analogem Ausdruck?

GS: Ich bin ein bildhaft denkender Mensch, d. h., dass es für mich schwierig, ja fast unerträglich ist, mehrere Sätze mit theoretischen abstrakten Aussagen zu lesen, ohne mir ein Bild zu machen. Wie ein Kind, denke ich manchmal, und versuche meinen Schülern alle Sachverhalte auch auf eine leicht verständliche, eben bildhafte Weise klarzumachen. Dieses „Übersetzen“ in eine anschauliche Sprache und (oder) sogar in ein Bild macht mir Spaß, ich kann nicht anders. So habe ich lange versucht, ein Bild des kreisursachen Zusammenspiels beim Resonanzbildprozess Regelkreis zu finden. Alles was sich zusammenfügt, wird in das Resonanzbild gefügt: Erfahrungen, Kurzzeitgedächtnis etc.

III.2 VK: Was verstehen Sie unter dem Begriff „analog“?

GS: Analog heißt für mich bildhaft, digital heißt für mich abstrakt/sprachlich.

III.3 VK: Was verstehen Sie unter dem Begriff Resonanz?

GS: Ich bin gut bekannt mit einem Sänger, der sofort von vibrierenden Saiten, vom Resonanzkörper im Klavier erzählt hat. Das Nachschwingen oder

Mitschwingen im Kontakt mit Menschen. Mit einem ist man auf einer Welle, mit anderen nicht, als würden sie ein ganz anderes Instrument symbolisieren, das einem fremd ist, wo es zu keiner Resonanz kommt. Dann ist die Unterhaltung eher anstrengend.

Genauso ist es, wenn man schreibt: Man muss sich in den Zustand versetzen, eine Etage tiefer als die erzählende Ebene. Man kann es nur formulieren, wenn man sich in diesen Zustand hineinversetzt, der dann direkt hinübergeht zum Zuhörer.

VK: Es wird dann auch anstrengender, wenn man sich in einen rein abstrakt kognitiven Bereich begibt, in dem man die abstrakten Begriffe zu klären versucht. Der bildliche Modus ist fast ein Trancezustand und dann kommt es rüber. Es spricht von selbst, ohne dass ich vorher weiß, was kommt.

GS: Ja. Es tut fast weh, wenn man diese Ebenen dauernd wechseln muss. Wenn man sich unterhält auf einer ganz anderen Ebene, als wenn man die Resonanz beschreiben will.

VK: Es wird dem Zauber der Resonanzbildmethode nicht gerecht, wenn es zerredet wird.

GS: Ja, genau.

III.4 VK: Was wird von dem Malenden durch das „Initialbild“ zum Ausdruck gebracht?

GS: Das Initialbild folgt ja auf meine meditativ eingeleitete Einstimmung: Ein a k t u e l l e s Thema, Gefühl, eine Szene, ein Problem, eigenes oder von einem Familienmitglied, Bekannten... ein Traum aus einer der letzten Nächte...

VK: Was wird dann genau zum Ausdruck gebracht?

GS: Die haben Kunstunterricht gehabt, ein Repertoire, wie man z. B. Angst ausdrücken könnte. Aus diesem Repertoire und aus ihrem unterschiedlichen Können, ihrer Verfassung, malen sie das Bild; auch abhängig von dem Material, was man ihnen gibt. Ölkreiden oder Wasserfarben z. B. Ich mag sehr gerne Wasserfarben, weil da Ungeplantes reinkommt, während mit den Ölkreiden alles mehr geplant wird.

VK: Die Teilnehmer haben ein aktuelles Thema und davon eine Vorstellung aufgrund ihrer Erfahrung, ihrer Symbole, die sie haben, unterschiedliche Ausdrucksfähigkeiten, Kenntnis von Zeichen. Dass dadurch diese Vorstellungen ausgedrückt werden.

GS: Es sind keine Zeichnungen, es ist etwas anderes durch die Wasserfarben. Es passiert etwas, z. B. ein Klecks, da es viel weniger kontrollierbar ist. Sie sind emotionaler und weniger vorhersehbar; was sich ausbreitet, was sich vermischt, als wie wenn man mit dem Stift malt.

VK: Was würde der Teilnehmer kontrollieren?

GS: Er will etwas verbildlichen und er möchte sich natürlich nicht blamieren. Er will es verständlich machen. Er kontrolliert den Realbezug. Mit den unvorhergesehenen Ereignissen bekommt es eine neue Richtung, mit der verschieden umgegangen werden kann. Z. B. ist jemand erstaunt über die Mischung von Farben, die er gar nicht geplant hatte. Die Kontrolle bezieht sich auf die, die das später sehen sollen.

VK: Wer macht dann das Bild?

GS: Der Mensch, der sich bewegt, handelt, etwas übersetzt aus dem Erinnerungsspeicher in die Bildebene. Der Mensch besteht nicht nur aus Kognitivem. Es passiert öfter etwas, wenn man mit Wasserfarben malt. Es passiert, aber es ist immer der Mensch. Es ist keine Zeichenschule, viele haben jahrelang nicht gemalt. Durch das Verlaufen passiert etwas Unvorhergesehenes.

VK: Der Teilnehmer hat die Absicht, etwas Vorhersehbares zu malen.

GS: Ja, der Prozess des Malens verändert das Vorhergesehene in jedem Augenblick. Genau wie wir beide am Anfang nicht wussten, wie wir die Sätze bilden. Sie entstehen. Man hat was vor, aber wie sich genau dieser Prozess gestaltet, kann man nicht 100% voraussagen, außer man malt immer wieder dasselbe.

Im Initialbild wird meistens eine mit der aktuellen Stimmung verbundene Bildszene oder Farbszene dargestellt. Hat also meistens einen Realbezug, was auch in einer therapeutisch orientierten Gruppe nötig ist. Kein künstlerisches Zusammenspiel von Farben, sondern ein realer Bezug zu einem Traum oder zu einem aktuellen Problem. Dadurch habe ich in der Gruppe reale Probleme von Menschen.

III.5 Was genau resoniert beim Betrachten der Initialbilder im Inneren des Betrachtenden?

GS: Manche Anwesenden haben das Gefühl, dass es um eine Art Experiment geht. Da machen sie mit. Auch aus Neugier. Oder weil sie bereits durch die Vorstellung der Initialbilder verführt sind, sich einzulassen – auf sich selbst. Sie ahnen gar nicht, wie wesentlich die Aussage des Bildes ist.

VK: Was ist das Wesentliche im Resonanzbild?

GS: Das Wesentliche ist, dass er überrascht wird (laterales Denken/Querdenken), ein Thema, das er nicht in dem Seminar erwartet hat. Er denkt, er malt etwas ab für den anderen. Die Quintessenz der ganzen Methode ist das Erstaunen, dass es etwas mit ihm zu tun hat, und zwar ganz viel.

III.6 VK: Wie geschieht die Auswahl für ein Initialbild eines anderen Teilnehmers?

GS: Die Auswahl geschieht intuitiv, durch plötzlich ausgelöste Gefühle, durch Neugier, durch ein unvorhergesehenes Sich-verstanden-Fühlen, weil da jemand offenbar Ähnliches erlebt (hat) oder durchgemacht hat oder durchmacht. Oder Mitleid, Erinnerung... Man muss unter Zeitdruck ziemlich schnell zu einer Entscheidung kommen. Da ist keine Zeit fürs Abwägen. Manche, die sich nicht entscheiden können, verquicken zwei Resonanzbilder oder machen zwei Bilder, was wiederum symptomatisch ist.

VK: Wenn die Teilnehmer die Initialbilder sehen, werden Vorstellungen ausgelöst. Diese Vorstellungen lösen Gefühle aus.

GS: Ja, die werden dann wieder vergessen. Und durch die Aufforderung vielleicht wieder belebt. Es kann aber auch sein, dass es verdrängt wird und es wird etwas ganz Neutrales genommen. Die Resonanz kann so stark sein, dass man ausweicht auf etwas ganz Unwichtiges. Der Raum ist oft voller Emotionalität. Sich dem Bild zuzuwenden, was an die Grenzen der eigenen Emotionalität geht, erfordert auch Willen dazu. Manche wollen sich vielleicht gar nicht exponieren und sie gehen dann zu etwas anderem.

VK: Es ist ein Schutz, eine Selbststeuerung oder Selbstregulation.

GS: Ja, ein Schutz. Was nicht ausschließt, dass er es ein anderes Mal aufgreift. Ich hatte Therapiegruppen, die 3 Jahre lang gingen und immer mit Malen. Da wurde ein schwieriges Thema dann zum richtigen Zeitpunkt ausgewählt.

III.7 VK: Was wird von dem Malenden durch das „Resonanzbild“ zum Ausdruck gebracht?

GS: Ein Detail, eine Weiterentwicklung des dargestellten Prozesses, eine Frage, ein Symbol, welches alles zusammenfasst, was verstanden wurde. Oder auch das Eigentliche, von dem im Initialbild abgelenkt wird. Sie malen dann nicht das Bild ab, sondern das, was sie meinen, was dahinter ist. Die besondere Bildkonstruktion. Das Detail wird nicht naturgetreu abgemalt, sondern variiert und raumsymbolisch anders angeordnet. Manchmal wird ein Symbol therapeutisch verändert, dass es einem besser gefällt oder erträglicher wird. Es wird fast ein therapeutischer Vorschlag gemacht. Ein Element wird übernommen und verändert.

VK: Der Klient hat ein Streben oder eine Kraft, sich zu heilen.

GS: Ja, die Psyche hat diese Tendenz, sich so zu regulieren, dass es besser aushaltbar ist.

VK: Und sich weiterzuentwickeln.

GS: Ja. Die Veränderungen gehen meist nicht ins Brutale, sondern ins Abgeschwächte.

Eine Teilnehmerin hat einmal ein esoterisches Symbol gewählt, was vom eigentlichen Thema abgelenkt hat. Ich war froh, dass ein Teilnehmer gesagt hat, „du versteckst dich hinter deinem Symbol“, und hat das in seinem Resonanzbild verdeutlicht. Das hat dann wiederum eine Bedeutung für den Maler oder er will sagen „guck mal, was für ein toller Analytiker ich bin“. Was Kluges sagen, besser sein wollen als die anderen oder eigentlich spirituell sein wollen etc...

III.8 VK: Welche Bedeutung haben dabei die bildliche und die sprachliche Ebene?

GS: Für mich hat die bildliche Resonanz den Vorrang. Sie ist näher an dem Gefühl, das beim Betrachten des fremden Initialbildes aufgetaucht war und die Resonanz ausgelöst hatte.

Der geschriebene Kommentar auf der Rückseite ist manchmal künstlich dazugesetzt, nach Reflexion, soll originell oder klug wirken.

Die sind versunken in der Resonanz und sollen dann auftauchen und es benennen. Das ist nicht so einfach.

VK: Das Benennen ist auch wichtig; dass das Resonanzbild kognitiv erfasst wird.

GS: Ja, aber zum Teil falsch, es unterliegt der Abwehr. Das Überraschende ist ja unbequem oder unangenehm. Das löst oft Angst oder Wut aus und wird dann nicht benannt, weil es aus einer abgespaltenen psychischen Region kommt. Es wird dort gleichzeitig wieder zurückgeschickt. Das kann auch sexuell und peinlich sein.

VK: Durch die Sprache wird dem eine andere Bedeutung gegeben?

GS: Ja, manchmal wird das Resonanzbild durch die Sprache benannt oder es wird im Sinne der Abwehr von etwas abgelenkt.

Wenn der Therapeut nicht analytisch denkt, dann ist es trotzdem gut zu wissen, dass es nicht unbedingt die Benennung ist von dem, was aufgetaucht ist.

VK: Das würde bedeuten, dass diese Benennung wiederum selbstreguliert ist...

GS: ...um in der Gruppe drinzubleiben, um sich nicht zu exponieren und nicht komisch angeguckt zu werden.

VK: Je nachdem wie sich der Teilnehmer fühlt, wird dementsprechend auch die Benennung ausfallen.

GS: Ja. Und wichtig ist, das nicht zu bewerten, sondern es einfach in Betracht zu ziehen.

VK: Theoretisch erklärt die Systemtheorie, dass die Verfassung, psychisch und physiologisch, einen Einfluss darauf hat, wie ich etwas benenne. „Die derzeitige Grundstimmung bestimmt die Logik“.

GS: Daher ist es so wichtig, dass die Therapeutenpersönlichkeit das alles auffangen kann. Es ist oft viel differenzierter als man zunächst glaubt.

III.9 VK: Welche Veränderungen geschehen durch das Resonanzbild beim Malenden?

GS: Zunächst „weiß“ er gar nicht, warum er ein Detail ausgewählt hat. Die Vorstellungsrunde hat vielleicht eine kleine Verwirrung ausgelöst. Das ist es ja gerade – es ist keine Zeit zu langer Reflexion. Die Resonanz soll gleich aufgezeichnet werden.

Da manche sehr spontan und schnell wissen, was sie zeichnen sollen, wirkt das ermutigend und ansteckend. Oder jemand nimmt (scheinbar!) irgendetwas, weil er meint, das könne ja nicht so bedeutsam sein.

III.10 VK: Welche Veränderungen geschehen bei dem Zusammenführen von Initialbild und Resonanzbild?

GS: Das System wird erweitert – und das hat eine ungeheuerliche Wirkung! Erst scheint es so, als seien eben statt eines Bildes zwei da (Veränderung der Zahl). Aber sobald man als Therapeut dazu anregt, einen evtl. Zusammenhang zu sehen bzw. zu finden, wird ein unglaubliches Assoziationsfeld aktiviert. Das ist ähnlich, wie wenn ich das System sprengte, wenn ich die Frage stelle „Was ist in dem Aufzug passiert?“ Dann kommt erst Verwirrung und dann das Eigentliche, was sie aber gar nicht geplant haben. So ist es hier auch. Sie haben keinen Zusammenhang gesehen zwischen sich und dem Resonanzbild und jetzt plötzlich wird das mit dem Initialbild assoziiert. Ein aufgewühlter, begrenzt kontrollierbarer Prozess. Das tiefere Angesprochensein durch das Resonanzbild kommt wieder ins Spiel und wird in Verbindung gebracht mit dem Initialbild.

Ich stelle dann gezielt Fragen, um den Zusammenhang in einer überschaubaren Zeit herzustellen. Man kann es aber auch dem Teilnehmer überlassen.

VK: Der Teilnehmer sucht nach Bedeutungen, die das Resonanzbild für ihn haben könnte.

GS: Wenn auf den ersten Blick kein Zusammenhang herstellbar ist, stelle ich dieses Feld her, gehe eine Etage tiefer, in eine leichte Trance. Und dann ergibt sich für mich plötzlich der Zusammenhang von den beiden Bildern und dieser Person. Dafür braucht man Erfahrung, auch dieses Nichtwissen auszuhalten und diesem Feld Raum zu geben, in dem der Zusammenhang auftaucht. Das geht nicht durch den Kopf. Es erfordert den Mut, alle warten zu lassen, nichts zu machen (absichtsloses Warten), bis sich die Erkenntnis dieses Zusammenhangs einstellt.

III.11 VK: Was passiert in diesem Moment der Zusammenführung von „Initialbild“ und „Resonanzbild“?

GS: In dem erweiterten Assoziationsfeld leuchtet dann auf einmal ein Wort auf oder ein weiteres Bild. Dies wird von dem sehr aufmerksamen Kunsttherapeuten wahrgenommen und aufgegriffen. Ein ganzer Themenkomplex tut sich auf. Und um diesen geht es. Denn es handelt sich fast immer um eine verdrängte, abgespaltene oder im Familiensystem tabuisierte Thematik.

III.12 VK: Was könnten Sie sonst noch zu dem Vorgang der Resonanzbildmethode sagen?

GS: Der Zusammenhang zwischen den beiden Bildern kann nicht intellektuell und nicht schnell passieren. Dass man sich diese leichte Trance erlauben kann. Das kann nicht jeder.

VK: Welche Erkenntnisse gewinnt der Teilnehmer beim Betrachten beider Bilder?

GS: Dass das Initialbild nicht das eigentliche Thema seines Lebens ausdrückt, sondern dass das Eigentliche in seinem Resonanzbild ist. Oder dass er das Thema von dem Initialbild plötzlich neu sieht, es in einen Systemzusammenhang setzt. Dass es dadurch einen anderen Schwerpunkt, eine andere Bedeutung bekommt. Das Assoziationsfeld um das Initialbild wird aufgebrochen, irritiert, weil jetzt ein neues Assoziationsfeld kommt. Das macht das Feld, nicht er allein oder ich allein oder die Bilder allein.

IV Verständnis von Veränderung

IV.1 VK: Was wird durch die Resonanzbildmethode im Menschen verändert?

GS: Der Zugang zu abgespaltenen Lebensthemen wird geöffnet.

Es kommt zu Aha-Erlebnissen.

Einfälle – etwas Vergessenes taucht auf.

Es tun sich unerwartete Zusammenhänge auf.

Das Repertoire des Gedächtnisses wird erweitert, weil er nachdenkt, und dadurch wird das Gedächtnis aktiviert.

IV.2 VK: Wie könnten Sie den Vorgang der Veränderung durch die Resonanzbildmethode genauer beschreiben?

GS: Die Veränderung geschieht auf der Gefühlsebene und auf der Erkenntnisebene. Der Patient erkennt, was er eigentlich braucht/was er verloren und nie betrauert hat etc. Er erkennt, was er versäumt hat, was er nachholen und anpacken sollte. Erinnert sich – wehmütig oder glücklich. Alles wird

aufgebrochen, wie wenn man in ein Wespennest sticht. Natürlich gibt es Mechanismen, das schnell wieder zuzudecken, und es ist Aufgabe des Therapeuten, das zu teilen. Es sich beschreiben lassen. Lösungen sind erst mal gar nicht wichtig.

Einmal hat die Frau in meinem Dokumentarfilm beim Erzählen fröhlich geguckt, sonst traurig. Das habe ich mir gemerkt und dann nachgefragt „Was war das für ein Moment?“, sie sagte „beim Hier und Jetzt“. Das ist mein Lieblingsthema: Im Hier und Jetzt wird das Aufgestöberte gelassen. Ein spezifisches Frageschema, wie früher das Anamneseschema, habe ich hinter mir gelassen. Ich nehme alles auf und lasse das Feld sich entwickeln. Die Lösung ergibt sich dann von selbst, wenn ich warten kann und mich nicht unter Erfolgsdruck setzen lasse.

IV.3 VK: Wie spielen bei dem Veränderungsvorgang Kognitionen, Emotionen und der Körper zusammen?

GS: Das Wort zusammenspielen trifft es genau – nämlich das systemische Ineinandergreifen von kognitiven Prozessen, von Emotionen, vegetativem Nervensystem und Gehirn. Es gibt auch ein körperlich akzentuiertes Erkennen. Es wird einem kurz schwarz vor den Augen. Man zittert. Einem bleibt die Sprache weg... es fehlen die Worte... etc. Ein Spiel zwischen den Ichfunktionen, zwischen den Ebenen.

IV.4 VK: Welchen Einfluss hat dabei die aktuelle psycho-physische Grundstimmung der Teilnehmer?

GS: Die Gruppe ist bekannterweise mehr als eine Anzahl von Einzelnen. Jede Gruppe schafft ein ihr eigenes „Klima“.

Dieses Gruppenklima ist sozusagen die Matrix, die alles, was geschieht, aufnimmt, „verdaut“ oder nicht aufnimmt – weil es zu heftig, zu schnell, zu bedrohlich herauskommt. Wenn z. B. ein Resonanzbild etwas sehr Bedrohliches auslöst, alte Traumata, dann kann für manche Gruppenteilnehmer eine unerträgliche Emotionalität entstehen. Jede Gruppe ist anders.

IV.5 VK: Welche Bedeutung hat dabei die sprachliche Ebene?

GS: Die sprachliche Ebene hat für mich in der Kunsttherapie eine große Bedeutung, z. B.

- um zu beschreiben, was sich da gerade zeigt und was die Teilnehmer fühlen (Angst, Befremdung, Ekel, Wut, tiefe Trauer etc.),
- um zu analysieren und zu beschreiben, was der Auslöser sein könnte,
- um zu integrieren, was die Gruppe im Moment zu sehr belastet hat und was sie möglicherweise „ausscheiden“ will. Was im Gruppenkörper passiert, ist den Verdauungsprozessen sehr ähnlich. Wie ein Organismus (ein Gruppenbiest), der

etwas verdauen muss und irgendwann an seine Grenzen stößt. Der dann etwas ausscheiden oder erbrechen will. Ich bin dabei und kann ein bisschen Verdauungshilfe leisten. Aber auch der Therapeut kann das nicht unbegrenzt, dann kann man es freundlich aufschieben. Er darf nicht ausrasten, wenn die Verdauung nicht geht.

Bei alledem ist bei sprachlichen Äußerungen wichtig, w i e es gesagt wird, d. h. mit welcher Wortwahl und mit welcher Stimme!

VK: Ohne Sprache kann man nicht erkennen. Würden Sie das bestätigen?

GS: Ja, ich habe mich immer für Sprache eingesetzt. Manche denken, Sprache sei was Intellektuelles und ganz weit weg vom Bild, was nicht stimmt. Eine Sprache, die dem Bild gerecht wird, muss man sich aneignen.

VK: Dann ist es nicht möglich, etwas zu erkennen ohne Sprache einzusetzen?

GS: Es gibt verschiedene Schulen, die das ablehnen. Ich habe das nie verstanden. Ein Bild, das Leidensanteile zeigt, soll Teil eines Prozesses sein, und um diesen Prozess zu teilen, brauche ich die Sprache. Oder ich muss alles auf der Bildebene machen, aber das ist nicht mein Stil. Manche machen das anders.

IV.6 Was könnten Sie sonst noch zu Ihrem Verständnis von Veränderung sagen?

GS: Die in der Therapie und speziell bei der Resonanzbildmethode angestrebte Veränderung steht für mich im Dienste der Ganzwerdung, Individuation (C.G. Jung). Das Dazunehmen von Bereichen, die ausgeklammert, abgespalten und nicht gelebt wurden.

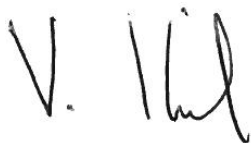
Volker Kiel
Oberfeldstraße 75
CH - 8408 Winterthur

Erklärung

gemäß Promotionsordnung der Fachbereiche 1 und 5 § 7 abs. 7

Hiermit versichere ich, dass ich die als Dissertation vorgelegte Abhandlung in keinem anderen Verfahren zur Erlangung des Doktorgrades oder als Prüfungsarbeit für eine akademische oder staatliche Prüfung eingereicht habe, dass ich sie selbstständig verfasst, keine anderen als die von mir angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und die den benutzen Werken wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen kenntlich gemacht habe.

Winterthur, 01. Juli 2016



Unterschrift

Lebenslauf von Volker Kiel

Berufliche Erfahrung

seit 04/2009	Dozent und Berater ZHAW, Institut für angewandte Psychologie, Zürich CH
04/2007 - 04/2009	Senior Berater und Projektleiter beim Malik Management Zentrum Sankt Gallen, Sankt Gallen CH
06/2000 - 03/2007	Personal- und Organisationsentwickler bei der Bayer AG, Abteilung „Leadership & Development“, Leverkusen
09/1998 - 07/2003	Lehrbeauftragter an der Fachhochschule Köln, Leitung der Seminare „Pädagogische Grundlagen für die Auszubildereignung“ und „Methoden der pädagogischen Praxis“, Köln
09/1998 - 06/2000	Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität zu Köln, Pädagogische Fakultät, Köln

Berufliche Weiterbildung

2006 - 2009	Ausbildung zum systemischen Berater/Therapeut, Helm Stierlin Institut, Heidelberg
2004 - 2005	Fortbildung in Ansätzen und Verfahren systemischer Organisationsberatung und lösungsorientiertem Coaching, Milton-Erickson-Institut, Heidelberg
2001 – 2002	Fortbildung in systemischer Beratung, Berliner Institut für Familientherapie, Berlin
1997 - 2002	Counselor grad. BVPPT – Pädagogisch-therapeutischer Berater mit dem Schwerpunkt Gestalttherapie und Orientierungsanalyse, Institut für Humanistische Psychologie, Eschweiler

Schul- und Hochschulbildung

1992 – 1997	Studium der Erziehungswissenschaften an der Universität zu Köln mit den Schwerpunkten Erwachsenenbildung, Psychologie und Organisationswissenschaften, Köln
1990	Abitur: Kaiserin Augusta Gymnasium, Köln

Zivildienst

1990 – 1992	Evangelische Kirche, Köln
-------------	---------------------------

Winterthur, Juli 2016